Das
belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

1085stes bis 1088stes Bändchen.

Enthält:

Der Graf von Bragelonne

oder: Zehn Jahre nachher.

Neunundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

Jedes Bändchen kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1849.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1849.

Der Graf von Bragelonne oder: Zehn Jahre nachher.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Zweite Fortsetzung

der „drei Musketiere.“

Neunundzwanzigstes bis zweiunddreißigstes Bändchen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1849.

I.

Die Haut des Bären.

Colbert gab den Einführungsbrief der Herzogin und zog sachte den Stuhl weg, hinter dem sie stand.

Frau von Chevreuse grüßte sehr leicht und entfernte sich.

Colbert, der die Handschrift von Mazarin erkannt und die Briefe gezählt hatte, läutete seinem Secretaire und befahl diesem, Herrn Vanel, den Rath beim Parlament, zu ihm zu holen. Der Secretaire erwiederte, seiner Gewohnheit getreu sei der Herr Rath so eben in das Haus eingetreten, um dem Herrn Intendanten über die Hauptumstände der an demselben Tag in der Sitzung des Parlaments vollbrachten Arbeit Bericht zu erstatten.

Herr Colbert trat näher an die Lampe, las die Briefe des verstorbenen Cardinals noch einmal und lachte wiederholt, indem er den ganzen Werth der ihm von Frau von Chevreuse überlieferten Papiere erkannte; dann stützte er seinen dicken Kopf mehrere Minuten auf seine Hände und dachte nach.

Während dieser Minuten war ein feister, großer Mann mit knochigem Gesicht, starren Augen, und gebogener Nase in das Cabinet von Colbert mit einer bescheidenen Dreistigkeit eingetreten, die einen zugleich geschmeidigen und entschiedenen Charakter offenbarte, geschmeidig ge-

gen den Herrn, der die Beute hinwerfen konnte, keck gegen die Hunde, die ihm diese Beute hätten streitig machen können.

Herr Vanel hatte unter seinem Arm einen umfangreichen Pack Acten, er legte ihn auf den Schreibtisch, auf dem die beiden Ellenbogen von Colbert dessen Kopf stützten.

„Guten Tag, Herr Vanel," sagte dieser, aus seinem Nachsinnen erwachend.

„Guten Tag, Monseigneur," erwiederte Vanel, mit ganz natürlichem Tone.

„Mein Herr, müßt Ihr sagen," entgegnete Colbert sanft.

„Mann nennt Monseigneur die Minister," sprach Vanel mit unstörbarer Kaltblütigkeit, „Ihr seid Minister."

„Noch nicht."

„Factisch, und so nenne ich Euch Monseigneur; überdies seid Ihr mein Gebieter, und das genügt mir; mißfällt es Euch, daß ich Euch vor der Welt so nenne, so erlaubt mir, Euch diesen Titel unter vier Augen zu geben."

Colbert erhob den Kopf bis zur Höhe der Lampen und las oder suchte in dem Gesichte von Vanel zu lesen, wie viel Antheil an dieser Ergebenheitsbetheurung die Aufrichtigkeit habe.

Aber der Rath wußte das Gewicht eines Blickes auszuhalten, und war dieser Blick auch der von Monseigneur.

Colbert stutzte. Er hatte nichts auf dem Gesichte von Vanel gelesen. Vanel konnte ehrlich sein. Colbert bedachte, daß dieser Untergeordnete dadurch höher stand, als er, daß er eine ungetreue Frau hatte.

In dem Augenblick, wo er von Mitleid über das Schicksal dieses Mannes ergriffen wurde, zog Vanel aus seiner Tasche kalt ein mit spanisch Wachs gesiegeltes wohlriechendes Billet und reichte es Monseigneur.

„Was ist das, Vanel?“

„Ein Brief von meiner Frau, Monseigneur.“

Colbert hustete. Er nahm den Brief, öffnete, las ihn und steckte ihn in seine Tasche, während Vanel unempfindlich in seinen Prozeßakten blätterte.

„Vanel,“ sagte plötzlich der Beschützer zu seinem Schützling, „Ihr seid ein Mann der Arbeit?“

„Ja, Monseigneur.“

„Zwölf Stunden studiren würde Euch nicht bange machen?“

„Ich studire fünfzehn täglich.“

„Unmöglich. Ein Rath braucht nicht mehr als drei für das Parlament zu arbeiten.“

„Oh! ich mache Etwas für einen Freund, der beim Rechnungswesen angestellt ist, und da mir noch Zeit übrig bleibt, so studire ich das Hebräische.“

„Ihr steht in großem Ansehen beim Parlament, Vanel.“

„Ich glaube, ja, Monseigneur.“

„Ihr müßtet nicht auf dem Rathssitze verdumpfen.“

„Was hätte ich zu diesem Behufe zu thun?“

„Eine Stelle zu kaufen.“

„Welche?“

„Etwas Großes. Die kleinen Ambitionen sind am Unbequemsten zu befriedigen.“

„Die kleinen Börsen, Monseigneur, sind am schwersten zu füllen.“

„Welche Stelle habt Ihr im Auge?“ fragte Colbert.

„Ich habe keine im Auge.“

„Es gibt eine, doch man muß der König sein, um sie zu kaufen, ohne sich in Verlegenheit zu setzen; dem König wird es aber nicht einfallen, eine Generalanwalts-Stelle zu kaufen.“

Als Vanel diese Worte hörte, heftete er auf Colbert einen zugleich demüthigen und trüben Blick.

Colbert fragte sich, ob er errathen worden, oder ob ihm der Gedanke dieses Menschen nur begegnet sei.

„Was sprecht Ihr mir von der Stelle eines Generalanwalts beim Parlament? ich kenne keine andere, als die von Herrn Fouquet,“ sagte Vanel.

„Ganz richtig, mein lieber Rath.“

„Ihr seid nicht ekel, Monseigneur; doch ehe die Waare gekauft ist, muß sie verkauft werden.“

„Herr Vanel, ich glaube, diese Stelle wird binnen Kurzem zum verkaufen sein.“

„Zu, verkaufen! die Anwaltsstelle von Herrn Fouquet?“

„Man sagt es.“

„Die Stelle, die ihn unverletzlich macht, zu verkaufen! Ho! ho!“

Hiebei lachte Vanel.

„Hättet Ihr bange vor dieser Stelle?“ fragte Colbert mit ernster Miene.

„Bange! nein . . .“

„Solltet Ihr keine Lust dazu haben?“

„Monseigneur spottet meiner: wie sollte ein Rath vom Parlament nicht Lust haben, Generalanwalt zu werden!“

„Da ich Euch also sage, die Stelle werde zum Verkauf ausgeboten . . .“

„Monseigneur sagt es.“

„Es geht das Gerücht.“

„Ich wiederhole, das ist unmöglich; nie wirft ein Mensch den Schild weg, hinter dem er seine Ehre, sein Vermögen und sein Leben geschützt hat.“

„Es gibt zuweilen Narren, welche glauben, sie stehen über allen schlimmen Wechselfällen, Herr Vanel.“

„Ja, Monseigneur, doch diese Narren begehen ihre Tollheiten nicht zum Vortheil der armen Vanel, die es in der Welt gibt.“

„Warum nicht?“

„Weil diese Vanel arm sind.“

„Die Stelle von Herrn Fouquet kann allerdings viel kosten. Was würdet Ihr daran setzen, Herr Vanel?“

„Meine ganze Habe.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Drei bis viermal hunderttausend Livres.“

„Und die Stelle ist werth?“

„Anderthalb Millionen auf das Geringste angeschlagen. Ich kenne Leute, welche eine Million und siebenmal hundertausend Livres dafür geboten haben, ohne Herrn Fouquet zum Verkauf zu bestimmen. Wenn nun Herrn Fouquet zufällig verkaufen wollte, was ich nicht glaube, trotz dessen, was man mir sagt . . .“

„Ah! man sagt Euch etwas; wer dies?“

„Herr von Gourville, . . . Herr Pelisson und Andere.“

„Nun, wenn Herr Fouquet verkaufen wollte?“

„Ich wäre nicht im Stande, zu kaufen, in Betracht, daß Herr Fouquet nur verkaufen würde, um frisches Geld zu bekommen, und Niemand hat anderthalb Millionen auf ein Brett zu werfen.“

Colbert unterbrach den Rath bei dieser Stelle durch eine gebieterische Pantomime. Er hatte wieder angefangen, nachzudenken.

Als er die ernste Haltung des Gebieters sah, als er wahrnahm, mit welcher Beharrlichkeit er das Gespräch sich nur um diesen Gegenstand drehen ließ, wartete Herr Vanel auf die Lösung, ohne sie herauszufordern.

„Erklärt mir doch die Vorrechte der Stelle des Generalanwalts,“ sagte Colbert.

„Das Recht, jeden französischen Unterthanen, der nicht Prinz von Geblüt ist, in Anklagestand zu setzen; das Recht der Nichtigkeitserklärung jeder Anklage, die gegen irgend einen Franzosen, der nicht König oder Prinz von Geblüt, gerichtet ist. Ein Generalanwalt ist der rechte Arm des Königs, um einen Schuldigen zu schlagen; es ist auch sein Arm, um die Fackel der Gerechtigkeit auszulöschen. Herr Fouquet wird sich auch gegen den König selbst halten, indem er die Parlamente aufwiegelt; so wird der König Herrn Fouquet Allen

zum Trotz schonen, um seine Edicte ohne Widerspruch einregistriren zu lassen. Der Generalanwalt kann ein sehr nützliches oder sehr gefährliches Werkzeug sein."

„Wollt Ihr Generalanwalt werden, Vanel?" fragte plötzlich Colbert, seinen Blick und seine Stimme mildernd.

„Ich!" rief Vanel. „Ich habe die Ehre gehabt, Euch vorzustellen, daß meiner Kasse hiezu wenigstens eilfmal hunderttausend Livres fehlen."

„Ihr entlehnt diese Summe von Euren Freunden."

„Ich habe keine Freunde, welche reicher sind als ich."

„Ein ehrlicher Mann!"

„Wenn alle Welt dächte wie Ihr, Monseigneur!"

„Ich denke so, das genügt, im Nothfall werde ich mich für Euch verbürgen."

„Beachtet das Sprüchwort Monseigneur!"

„Welches?"

„Wer bürgt, bezahlt."

„Daran ist nichts gelegen."

Vanel erhob sich ganz bewegt bei diesem Anerbieten, das ihm so plötzlich, so unvermuthet von einem Manne gemacht wurde, den auch die Frivolsten mit ernsten Augen anschauten.

„Spottet meiner nicht, Monseigneur," sagte er.

„Machen wir die Sache rasch ab, Herr Vanel. Ihr sagt, Herr Gourville habe mit Euch von der Stelle von Herrn Fouquet gesprochen."

„Herr Pelisson auch."

„Officiell, oder aus freien Stücken?"

„Folgendes sind ihre Worte: Diese Leute vom Parlament sind ehrgeizig und reich; sie sollten zusammenstehen, um Herrn Fouquet, ihrem Beschützer, ihrem Licht zwei bis drei Millionen zu geben."

„Und was habt Ihr gesagt?"

„Ich habe gesagt, ich würde für meinen Theil zehntausend Livres beisteuern, wenn es sein müßte."

„Oh! Ihr liebt also Herrn Fouquet!" rief Colbert mit einem Blicke voll Haß.

„Nein; aber Herr Fouquet ist unser Generalanwalt; er beladet sich mit Schulden, er sinkt unter; wir müssen die Ehre der Körperschaft retten."

„Das erklärt mir, warum Herr Fouquet stets unversehrt bleiben wird, so lange er seine Stelle einnimmt," versetzte Herr Colbert.

„Herr Gourville," fuhr Vanel fort, „Herr Gourville fügte bei:"

„„Herrn Fouquet ein Almosen spenden ist immer ein demüthigendes Verfahren, dem er eine Weigerung entgegenstellen wird; das Parlament verbinde sich, um ihm auf eine würdige Weise die Stelle eines Generalanwalts abzukaufen, dann geht Alles gut, die Ehre der Körperschaft ist gerettet und der Stolz von Herrn Fouquet bleibt unverletzt.""

„Das ist eine Eröffnung."

„Ich habe es so angesehen, Monseigneur."

„Nun wohl, Herr Vanel, Ihr sucht auf der Stelle Herrn Gourville, oder Herrn Pelisson auf; kennt Ihr noch einen andern Freund von Herrn Fouquet?"

„Ich kenne Herrn Lafontaine sehr genau."

„Lafontaine, den Reimer?"

„Ganz richtig; er machte meiner Frau Verse, als Herr Fouquet zu unseren Freunden gehörte."

„Wendet Euch also an ihn, um eine Zusammenkunft von Herrn Fouquet zu erlangen."

„Gern, doch die Summe?"

„Zur bestimmten Stunde werdet Ihr mit der Summe versehen werden, kümmert Euch darum nicht, Herr Vanel."

„Monseigneur! eine solche Freigebigkeit! Ihr stellt die Könige in Schatten, Ihr übertrefft Herrn Fouquet."

„Einen Augenblick Geduld . . . geben wir den Worten keine falsche Deutung. Ich schenke Euch die vierzehnmal hunderttausend Livres nicht: ich habe Kinder."

„Ei! Ihr borgt sie mir, das genügt."

„Ich borge sie Euch: ja."

„Verlangt jedes Interesse, jede Bürgschaft, die Ihr wollt, Monseigneur, ich bin bereit, und wenn Eure Wünsche befriedigt sind, werde ich wiederholen: Ihr übertrefft an Freigebigkeit die Könige und Herrn Fouquet. Eure Bedingungen?"

„Die Zurückzahlung in acht Jahren."

„Oh! sehr gut."

„Hypothek auf die Stelle selbst."

„Vortrefflich; ist das Alles?"

„Wartet. Ich behalte mir das Recht bevor, Euch die Stelle mit hundert und fünfzigtausend Livres Nutzen wieder abzukaufen, wenn Ihr bei Führung dieses Amtes nicht eine den Interessen des Königs und meinen Absichten entsprechende Linie verfolgt."

„Ah! ah!" sagte Vanel etwas bewegt.

„Enthält dies etwas, was Anstoß bei Euch findet, Herr Vanel?" fragte Colbert mit kaltem Tone.

„Nein, nein," erwiederte Vanel lebhaft.

„Nun wohl, wir unterzeichnen die Urkunde, wann es Euch beliebt; lauft zu den Freunden von Herrn Fouquet."

„Ich fliege."

„Und erlangt von Herrn Fouquet eine Zusammenkunft."

„Ja, Monseigneur."

„Seid nachgiebig bei den Concessionen."

„Ja."

„Und sind die Bedingungen festgestellt . . ."

„So beeile ich mich, sie unterzeichnen zu lassen."

„Hütet Euch wohl hievor! . . . sprecht mit Herrn Fouquet nichts von Unterschrift, nichts von Neukauf, nicht einmal etwas vom Wortgeben, versteht Ihr, Ihr würdet Alles verlieren."

„Ei! Monseigneur, was soll ich denn thun? das ist zu schwierig . . ."

„Bringt es nur dahin, daß Euch Herr Fouquet die Hand darauf gibt . . . Geht!"

II.

Bei der Königin Mutter.

Die Königin Mutter war in ihrem Schlafzimmer im Palais Royal mit Frau von Motteville und der Senora Molina. Bis zum Abend erwartet, war der König nicht erschienen; die Königin hatte oft ganz ungeduldig zu ihm geschickt, um sich nach ihm erkundigen zu lassen.

Das Wetter schien auf Sturm zu stehen. Die Höflinge und die Damen vermieden sich in den Vorzimmern und in den Gängen, um nicht von gefährdenden Gegenständen mit einander zu sprechen.

Monsieur hatte sich schon am Morgen zum König zu einer Jagdpartie begeben.

Madame blieb, mit aller Welt schmollend, zu Hause.

Die Königin plauderte, nachdem sie ihr Gebet in lateinischer Sprache verrichtet hatte, mit ihren zwei Freundinnen im reinsten Castilianisch über häusliche Angelegenheiten.

Frau von Motteville, die das Spanische vollkommen verstand, antwortete französisch.

Als die drei Damen alle Formeln der Verstellung und der Höflichkeit erschöpft hatten, um zu der Bemerkung zu kommen, das Benehmen des Königs mache die Königin, die Königin Mutter und seine ganze Verwandtschaft vor Kummer sterben; als man in gewählten Ausdrücken alle mögliche Verwünschungen gegen Fräulein de la Vallière geschleudert hatte, beendigte die Königin Mutter ihre Anschuldigungen mit den von ihrem Geiste und ihrem Charakter erfüllten Worten, die sie zu Molina sagte:

„Estos hijos.“

„Verlangt jedes Interesse, jede Bürgschaft, die Ihr wollt, Monseigneur, ich bin bereit, und wenn Eure Wünsche befriedigt sind, werde ich wiederholen: Ihr übertrefft an Freigebigkeit die Könige und Herrn Fouquet. Eure Bedingungen?"

„Die Zurückzahlung in acht Jahren."

„Oh! sehr gut."

„Hypothek auf die Stelle selbst."

„Vortrefflich; ist das Alles?"

„Wartet. Ich behalte mir das Recht bevor, Euch die Stelle mit hundert und fünfzigtausend Livres Nutzen wieder abzukaufen, wenn Ihr bei Führung dieses Amtes nicht eine den Interessen des Königs und meinen Absichten entsprechende Linie verfolgt."

„Ah! ah!" sagte Vanel etwas bewegt.

„Enthält dies etwas, was Anstoß bei Euch findet, Herr Vanel?" fragte Colbert mit kaltem Tone.

„Nein, nein," erwiederte Vanel lebhaft.

„Nun wohl, wir unterzeichnen die Urkunde, wann es Euch beliebt; lauft zu den Freunden von Herrn Fouquet."

„Ich fliege."

„Und erlangt von Herrn Fouquet eine Zusammenkunft."

„Ja, Monseigneur."

„Seid nachgiebig bei den Concessionen."

„Ja."

„Und sind die Bedingungen festgestellt . . ."

„So beeile ich mich, sie unterzeichnen zu lassen."

„Hütet Euch wohl hievor! . . . sprecht mit Herrn Fouquet nichts von Unterschrift, nichts von Reukauf, nicht einmal etwas vom Wortgeben, versteht Ihr, Ihr würdet Alles verlieren."

„Ei! Monseigneur, was soll ich denn thun? das ist zu schwierig . . ."

„Bringt es nur dahin, daß Euch Herr Fouquet die Hand darauf gibt . . . Geht!"

II.

Bei der Königin Mutter.

Die Königin Mutter war in ihrem Schlafzimmer im Palais Royal mit Frau von Motteville und der Senora Molina. Bis zum Abend erwartet, war der König nicht erschienen; die Königin hatte oft ganz ungeduldig zu ihm geschickt, um sich nach ihm erkundigen zu lassen.

Das Wetter schien auf Sturm zu stehen. Die Höflinge und die Damen vermieden sich in den Vorzimmern und in den Gängen, um nicht von gefährdenden Gegenständen mit einander zu sprechen.

Monsieur hatte sich schon am Morgen zum König zu einer Jagdpartie begeben.

Madame blieb, mit aller Welt schmollend, zu Hause.

Die Königin plauderte, nachdem sie ihr Gebet in lateinischer Sprache verrichtet hatte, mit ihren zwei Freundinnen im reinsten Castilianisch über häusliche Angelegenheiten.

Frau von Motteville, die das Spanische vollkommen verstand, antwortete französisch.

Als die drei Damen alle Formeln der Verstellung und der Höflichkeit erschöpft hatten, um zu der Bemerkung zu kommen, das Benehmen des Königs mache die Königin, die Königin Mutter und seine ganze Verwandtschaft vor Kummer sterben; als man in gewählten Ausdrücken alle mögliche Verwünschungen gegen Fräulein de la Vallière geschleudert hatte, beendigte die Königin Mutter ihre Anschuldigungen mit den von ihrem Geiste und ihrem Charakter erfüllten Worten, die sie zu Molina sagte:

„Estos hijos."

Das heißt: Diese Kinder! Ein tiefes Wort im Munde einer Mutter, ein furchtbares Wort im Munde einer Königin, welche, wie Anna von Oesterreich, so sonderbare Geheimnisse in ihrer verdüsterten Seele verbarg.

„Ja," sprach Molina, „diese Kinder, denen jede Mutter sich opfert!"

„Denen eine Mutter Alles geopfert hat," versetzte die Königin. Sie vollendete jedoch nicht. Sie schlug die Augen zu dem lebensgroßen Portrait des bleichen Ludwig XIII. auf, und es kam ihr vor, als ließe ihr Gemahl noch einmal das Licht in seinen trüben Augen aufsteigen, den Zorn seine gemalte Nase anschwellen. Das Portrait belebte sich: es sprach nicht, es drohte. Ein tiefes Stillschweigen folgte auf die letzten Worte der Königin. Die Molina durchwühlte die Bänder und Spitzen eines großen Korbes. Erstaunt über den Blitz, der gleichzeitig und mit Einverständniß den Blick der Vertrauten und den der Gebieterin erleuchtet hatte, schlug Frau von Motteville als eine discrete Person die Augen nieder, suchte nicht mehr zu sehen, horchte aber mit allen ihren Ohren. Sie erlauschte nur ein bezeichnendes: „Hm!" der spanischen Duena, eines Musterbildes der Vorsichtigkeit. Sie ergatterte auch einen Seufzer, der wie ein Hauch aus dem Busen der Königin heraufzog.

Sogleich erhob sie den Kopf und fragte:

„Ihr leidet?"

„Nein, Motteville, nein; warum sagst Du das?"

„Eure Majestät seufzte."

„Du hast in der That Recht; ja, ich leide ein wenig."

„Herr Vallot ist in der Nähe, bei Madame, glaube ich."

„Bei Madame, warum?"

„Madame leidet an den Nerven."

„Eine schöne Krankheit!"

„Herr Vallot hat Unrecht, bei Madame zu sein, während ein anderer Arzt Madame heilen würde ..."

Frau von Motteville schlug die Augen abermals erstaunt auf.

„Ein anderer Arzt, als Herr Vallot! wer denn?" sagte sie.

„Die Arbeit, Motteville, die Arbeit; ah! wenn Jemand krank ist, so ist es meine arme Tochter."

„Auch Eure Majestät."

„Diesen Abend weniger."

„Traut nicht, Madame."

Und als sollte diese Drohung von Frau von Motteville gerechtfertigt werden, erfaßte ein scharfer Schmerz das Herz der Königin, machte sie erbleichen und warf sie mit allen Symptomen einer plötzlichen Ohnmacht in einen Lehnstuhl zurück.

„Meine Tropfen," murmelte sie.

„Sogleich! sogleich!" erwiederte die Molina, die, ohne ihren Gang zu beschleunigen, aus einem Schranke von Schildpatt mit Gold eingelegt ein großes Flacon von Bergkristall hervorzog, das sie geöffnet der Königin reichte.

Diese athmete wiederholt mit großer Heftigkeit und murmelte:

„Hiedurch wird mich der Herr tödten. Sein heiliger Wille geschehe."

„Man stirbt nicht daran, daß einem übel ist," sagte die Molina, während sie das Flacon wieder in den Schrank stellte.

„Es geht Eurer Majestät nun gut?" fragte Frau von Motteville.

„Besser," antwortete die Königin.

Und sie legte ihren Finger auf ihre Lippen, um ihren Günstlingen Discretion zu empfehlen.

„Es ist seltsam," sagte Frau von Motteville nach einem Stillschweigen.

„Was ist seltsam?" fragte die Königin.

„Erinnert sich Eure Majestät des Tages, wo dieser Schmerz zum ersten Mal fühlbar wurde?"

„Ich erinnere mich, daß es ein sehr trauriger Tag war, Motteville."

„Dieser Tag war nicht immer für Eure Majestät traurig gewesen."

„Warum?"

„Weil drei und zwanzig Jahre vorher Seine Majestät der regierende König, Euer glorreicher Sohn, Madame, zu derselben Stunde geboren worden war."

Die Königin stieß einen Schrei aus, neigte ihre Stirne auf ihre Hände und versank in Gedanken.

War dies Nachdenken oder Erinnerung? war es abermals Schmerz?

Die Molina warf auf Frau von Motteville einen beinahe wüthenden Blick, der ganz einem Vorwurf glich, und die würdige Frau, die das nicht begriff, wollte eben zur Befreiung ihres Gewissens die Königin befragen, als sich Anna von Oesterreich plötzlich erhob und zu ihr sprach:

„Am 5. September! ja, am 5. September ist mein Schmerz erwacht. Große Freude an einem Tag, großer Schmerz an einem andern! Großer Schmerz, Sühnung einer zu großen Freude!"

Und von diesem Augenblick blieb Anna von Oesterreich, die ihr ganzes Gedächtniß und ihre ganze Vernunft erschöpft zu haben schien, undurchdringlich, das Auge düster, den Geist umherschweifend, die Hände hängend.

„Wir müssen zu Bette gehen," sagte die Molina.

„Sogleich, Molina."

„Lassen wir die Königin," fügte die zähe Spanierin bei.

Frau von Motteville stand auf; Thränen groß und glänzend, wie Kinderthränen, liefen langsam über die weißen Wangen der Königin herab.

Als die Molina dies wahrnahm, heftete sie ihr schwarzes, wachsames Auge auf Anna von Oesterreich.

„Ja, ja," sprach plötzlich die Königin. „Laßt uns Motteville, geht."

Das Wort „uns" klang unangenehm im Ohr der französischen Günstlingin. Es bedeutete, daß ein Austausch von Geheimnissen oder Erinnerungen stattfinden sollte. Es bedeutete, daß eine Person zu viel bei der Unterredung in ihrer interessantesten Phase war.

„Madame, wird Molina für den Dienst Eurer Majestät genügen?" fragte die Französin.

„Ja," erwiederte die Spanierin, und Frau von Motteville verneigte sich. Plötzlich öffnete eine alte Kammerfrau, gekleidet wie sie 1620 vom spanischen Hofe gekommen war, die Thürvorhänge und rief, als sie die Königin in Thränen, Frau von Motteville bei ihrem geschickten Rückzug, die Molina bei ihrer Diplomatie überraschte, der Königin zu, indem sie sich ohne Umstände der Gruppe näherte:

„Das Mittel! das Mittel!"

„Welches Mittel, Chica?" sagte Anna von Oesterreich.

„Für das Uebel Eurer Majestät," antwortete die Kammerfrau.

„Wer bringt es?" fragte rasch Frau von Motteville, „Herr Vallot?"

„Nein, eine Dame aus Flandern."

„Eine Dame aus Flandern, eine Spanierin?" sagte die Königin.

„Ich weiß es nicht."

„Wer schickt sie?"

„Herr Colbert."

„Ihr Name?"

„Sie hat ihn nicht gesagt."

„Ihr Stand?"

„Sie wird ihn nennen."

„Ihr Gesicht?"

„Sie ist verlarvt.“

„Sieh nach, Molina!“ rief die Königin.

„Es ist unnöthig,“ antwortete plötzlich eine feste und zugleich sanfte Stimme, die von jenseits der Thürvorhänge kam, eine Stimme, welche die anderen Damen beben und die Königin schauern machte.

Zu gleicher Zeit erschien eine verlarvte Frau zwischen den Vorhängen.

Ehe die Königin gesprochen hatte, sagte die unbekannte Frau:

„Ich bin eine Dame vom Beguinen-Kloster in Brügge und bringe in der That das Mittel, das Eure Majestät heilen muß.“

Jedermann schwieg. Die Beguine machte keinen Schritt.

„Sprecht,“ sagte die Königin.

„Wenn wir allein sein werden,“ erwiederte die Beguine.

Anna von Oesterreich richtete einen Blick an ihre Gefährtinnen, und diese zogen sich zurück.

Nun machte die Beguine drei Schritte gegen die Königin und verneigte sich ehrfurchtsvoll.

Die Königin schaute mißtrauisch diese Frau an, die sie auch mit glänzenden Augen durch die Löcher ihrer Larve anschaute.

„Die Königin von Frankreich ist also sehr krank, daß man im Beguinen-Kloster in Brügge weiß, sie bedürfe der Heilung?“ sagte Anna von Oesterreich,

„Eure Majestät ist, Gott sei Dank, nicht so krank, daß es kein Mittel für ihre Leiden gäbe.“

„Woher wißt Ihr denn, daß ich leide?“

„Eure Majestät hat Freunde in Flandern.“

„Und die Freunde haben Euch geschickt?“

„Ja, Madame.“

„Nennt sie mir.“

„Unmöglich, Madame, und unnütz, da das Ge-

dächtniß Eurer Majestät nicht schon durch ihr Herz erweckt worden ist."

Anna von Oesterreich erhob das Haupt und suchte unter dem Schatten der Larve und unter dem Geheimniß der Rede den Namen derjenigen zu entdecken, welche sich mit so vertraulicher Freiheit ausdrückte.

Dann der Neugierde müde, die ihren ganzen gewöhnlichen Stolz verletzte, sprach sie plötzlich:

„Madame, Ihr wißt nicht, daß man mit königlichen Personen nicht mit einer Maske auf dem Gesicht spricht."

„Wollt mich gnädigst entschuldigen," erwiederte demüthig die Beguine.

„Ich kann Euch nicht entschuldigen, aber ich kann Euch vergeben, wenn Ihr die Larve ablegt."

„Madame, ich habe ein Gelübde gethan, den bekümmerten oder leidenden Personen Hülfe zu leisten, ohne sie je mein Gesicht sehen zu lassen. Ich hätte Eurem Leib und Eurer Seele Linderung verschaffen können, da es mir aber Eure Majestät verbietet, so ziehe ich mich zurück. Gott befohlen, Madame, Gott befohlen."

Diese Worte wurden mit einem Reize der Harmonie und der Ehrehrbietung gesprochen, der den Zorn und das Mißtrauen der Königin fallen machte, ohne ihre Neugierde zu vermindern.

„Ihr habt Recht," sprach sie, „es geziemt sich nicht für leidende Menschen, die Tröstungen zu verachten, die Gott ihnen sendet. Sprecht, Madame, und möchtet Ihr, wie Ihr gesagt habt, meinem Körper Erleichterung zu bringen im Stande sein. Ah! ich glaube, Gott schickt sich an, ihn grausam zu prüfen."

„Sprechen wir ein wenig von der Seele, wenn es Euch beliebt," sagte die Beguine, „von der Seele, welche, dessen bin ich sicher, auch leiden muß."

„Meine Seele?"

„Es gibt fressende Krebse, deren Pulsirung unsicht-

bar ist. Diese, Königin, lassen der Haut ihre elfenbeinartige Weiße, sie besprengeln das Fleisch nicht mit ihren bläulichen Dünsten; der Arzt, der sich auf die Brust des Kranken neigt, hört nicht in den Muskeln, unter der Wogung des Blutes den unersättlichen Zahn dieser Ungeheuer knirschen; nie hat das Feuer, nie hat das Eisen die Wuth dieser tödtlichen Geißeln vertilgt oder entwaffnet; sie wohnen im Geiste und verderben ihn; sie wohnen im Herzen und machen es bersten; das sind andere, für Königinnen unselige Krebse; leidet Ihr nicht an diesen Uebeln?"

Die Königin hob langsam ihren Arm auf, der von Weiße so glänzend und von Form so rein war, als in ihrer Jugend, und sprach:

„Die Uebel, von denen Ihr redet, sind die Bedingung des Lebens von uns Großen der Erde, denen Gott die Seelenbürde gibt. Diese Uebel, sind sie zu schwer, erleichtert uns der Herr vor dem Tribunal der Buße. Hier legen wir die Bürde und die Geheimnisse nieder. Vergeßt aber nicht, daß derselbe höchste Herrscher die Prüfungen nach den Kräften seiner Geschöpfe ermißt, und meine Kräfte sind nicht zu schwach, um die Bürde zu tragen; was die Geheimnisse Anderer betrifft, so habe ich genug an der Discretion Gottes; was meine Geheimnisse betrifft, so habe ich zu wenig an der meines Beichtigers."

„Ich sehe Euch muthig wie immer gegen Eure Feinde, Madame; ich finde Euch nicht vertrauend gegen Eure Freunde."

„Die Königinnen haben keine Freunde. Habt Ihr mir nichts Anderes zu sagen, fühlt Ihr Euch nicht von Gott inspirirt, wie eine Prophetin, so entfernt Euch, denn ich fürchte die Zukunft."

„Ich hätte geglaubt, Ihr fürchtet vielmehr die Vergangenheit," entgegnete entschlossen die Beguine.

Sie hatte nicht sobald dieses Wort gesprochen,

als sich die Königin hoch aufrichtete und ihr mit kurzem, gebieterischem Tone zurief:

„Sprecht! sprecht! erklärt Euch deutlich, unumwunden, lebhaft, vollständig, oder . . .“

„Droht nicht, Königin,“ erwiederte sanft die Beguine: „ich bin voll Ehrfurcht und Mitleid zu Euch gekommen, ich bin im Auftrage einer Freundin gekommen.“

„Beweist es! Erleichtert, statt aufzureizen!“

„Das ist nicht schwer, und Eure Majestät wird sehen, ob man ihre Freundin ist.“

„Redet.“

„Welches Unglück ist Eurer Majestät seit drei und zwanzig Jahren widerfahren?“

„Großes Unglück . . . habe ich nicht den König verloren?“

„Ich spreche nicht von solchen Unglücksfällen. Ich frage, ob seit . . . der Geburt des Königs . . . die Indiscretion einer Freundin Eurer Majestät einen Schmerz verursacht habe?“

„Ich verstehe Euch nicht,“ erwiederte die Königin, die Zähne zusammenpressend, um ihre Aufregung zu verbergen.

„Ich werde mich verständlich machen. Eure Majestät erinnert sich, daß der König am 5. September 1638 um eilf ein Viertel Uhr geboren ist?“

„Ja,“ stammelte die Königin.

„Um halb ein Uhr war der Dauphin, der schon unter den Augen des Königs, unter Euren Augen, vom Bischof von Meaux die Nothtaufe erhalten hatte, als Erbe der Krone Frankreichs anerkannt. Der König begab sich in die Kapelle des alten Schlosses von Saint-Germain, um das Te Deum anzuhören.“

„Dies Alles ist richtig,“ murmelte die Königin.

„Die Niederkunft Eurer Majestät hatte in Gegenwart des seligen Monsieur, der Prinzen, der Damen des Hofes stattgefunden. Der Arzt des Königs Bauvard

und der Wundarzt Honoré waren im Vorzimmer; Eure Majestät entschlief gegen drei Uhr und wachte um sieben Uhr wieder auf, nicht wahr?"

„Allerdings; doch Ihr erzählt mir da, was alle Welt so gut weiß, als Ihr und ich."

„Ich komme zu dem, Madame, was wenige Personen wissen. Wenige Personen, sagte ich. Ach! ich könnte sagen, zwei Personen, denn es waren einst fünf, doch seit einigen Jahren ist das Geheimniß durch den Tod der Hauptheilnehmer gesichert worden. Der König, unser Herr, schläft bei seinen Vätern; die Hebamme Peronne ist ihm bald gefolgt, Laporte ist schon vergessen."

Die Königin öffnete den Mund, um zu sprechen; sie fand unter ihrer eiskalten Hand, mit der sie über ihr Gesicht strich, brennende Schweißtropfen.

„Es war acht Uhr," fuhr die Beguine fort, „der König speiste freudigen Herzens zu Nacht; rings um ihn her war nur Heiterkeit, Geschrei, Gläsergeklirre, das Volk brüllte unter den Balcons, die Schweizer, die Musketiere und die Garden schweiften, von den trunkenen Studenten getragen, in der Stadt umher.

„Dieses furchtbare Getöse der öffentlichen Freudigkeit machte in den Armen von Frau von Faussac, seiner Gouvernante, sanft den Dauphin, den zukünftigen König von Frankreich, wimmern, dessen Augen, wenn sie sich öffneten, im Hintergrunde seiner Wiege zwei Kronen erblicken mußten. Plötzlich stieß Eure Majestät einen durchdringenden Schrei aus, und Frau Peronne erschien an ihrem Bett.

„Die Aerzte speisten in einem entfernten Saal. Der Palast war, gerade weil man ihn so sehr bestürmte, verödet und ohne Wachen. Frau Peronne schrie, sobald sie den Zustand Eurer Majestät untersucht hatte, vor Erstaunen laut auf, schloß Euch, die Ihr wahnsinnig vor Schmerz in Thränen zerflosset, in ihre Arme und schickte Laporte ab, um den König zu benachrichtigen,

Ihre Majestät die Königin wolle ihn in ihrem Zimmer sehen.

„Laporte war, wie Ihr wißt, Madame, ein Mann von Kaltblütigkeit und Geist. Er näherte sich dem König nicht wie ein erschrockener Diener, der seine Wichtigkeit fühlt und ebenfalls erschrecken will; auch war die Nachricht, die den König erwartete, keine beängstigende Nachricht. Kurz, Laporte erschien, ein Lächeln auf den Lippen, am Stuhl des Königs und sagte zu ihm:

„„Sire, die Königin ist sehr glücklich, und wäre es noch mehr, wenn sie Eure Majestät sehen würde.““

„An diesem Tag hätte Ludwig XIII. seine Krone einem Armen um ein Gott vergelt's gegeben. Heiter, leichten Sinnes, lebhaft, verließ der König die Tafel und sagte mit dem Ton, den Heinrich IV. hätte annehmen können: „„Meine Herren, ich will meine Frau besuchen.““

„Sobald er bei Euch eintrat, Madame, reichte ihm Frau Peronne einen zweiten Prinzen, schön und stark wie der erste, und sprach:

„„Sire, es ist nicht Gottes Wille, daß das Königreich Frankreich auf die Kunkelseite falle.““

„In einer ersten Bewegung stürzte der König auf dieses Kind los und rief: „„Mein Gott, ich danke Dir!“““

Die Beguine hielt bei dieser Stelle inne, da sie bemerkte, wie sehr die Königin litt. In ihren Lehnstuhl zurückgeworfen, den Kopf gesenkt, die Augen starr, horchte Anna von Oesterreich, ohne zu hören, und ihre Lippen bewegten sich krampfhaft für ein Gebet zu Gott oder für eine Verwünschung gegen diese Frau.

„Oh!“ rief die Beguine, „glaubt nicht, daß die Königin, wenn es nur einen Dauphin in Frankreich gibt, glaubt nicht, daß, wenn sie dieses Kind fern vom Thron vegetiren ließ, eine schlechte Frau war. Oh! nein. Es gibt Leute, welche wissen, wie viel Thränen

sie vergossen hat; es gibt Leute, die die glühenden Küsse zählen konnten, die sie dem armen Kind als Ersatz für das Leben des Elends und der Dunkelheit gab, zu dem die Staatsraison den Zwillingsbruder von Ludwig XIV. verurtheilte.

„Mein Gott, mein Gott,“ murmelte die Königin mit schwacher Stimme.

„Man weiß,“ fuhr die Beguine lebhaft fort, „man weiß, daß der König, als er sah, daß er zwei Söhne hatte, die sich beide gleich an Alter, an Ansprüchen, für das Heil Frankreichs, für die Ruhe seines Staates zitterte. Man weiß, daß der Herr Cardinal von Richelieu, zu diesem Ende von Ludwig XIII. berufen, mehr als eine Stunde im Cabinet Seiner Majestät nachdachte . . . und dann folgenden Spruch vernehmen ließ:

„„Es gibt einen König, der geboren ist, um S. M. auf dem Throne nachzufolgen. Gott hat einen andern geboren werden lassen, um diesem ersten König nachzufolgen; jetzt aber bedürfen wir nur des erstgeborenen; verbergen wir den zweiten Frankreich, wie ihn Gott seinen Eltern selbst verborgen hatte.

„„Ein Prinz ist für den Staat der Friede und die Sicherheit; zwei Thronbewerber sind der Bürgerkrieg und die Anarchie.““

Die Königin erhob sich ungestüm mit krampfhaft zusammengezogenen Fäusten und sprach mit dumpfem Tone:

„Ihr wißt zu viel, da Ihr die Staatsgeheimnisse berührt. Die Freunde, von denen Ihr diese Geheimnisse habt, sind Schändliche und falsche Freunde. Ihr seid Genossin bei dem Verbrechen, das heute vollbracht wird. Nun die Larve herab, oder ich lasse Euch von meinem Kapitän der Garden verhaften. Oh! dieses Geheimniß macht mir nicht bange. Ihr habt es eingezogen, Ihr werdet es mir wiedergeben! Es wird in Eurem Busen vereisen; von diesem Augenblick an ge-

hört Euch weder mehr dieses Geheimniß, noch Euer Leben."

Die Geberde mit der Drohung verbindend, machte Anna von Oesterreich zwei Schritte gegen die Beguine.

„Lernt die Treue, die Ehre, die Verschwiegenheit Eurer von Euch verlassenen Freunde kennen," sprach die Beguine und riß plötzlich ihre Larve ab.

„Frau von Chevreuse!" rief die Königin.

„Mit Eurer Majestät die Einzige, die mit dem Geheimniß vertraut ist."

„Ah!" murmelte Anna von Oesterreich, „kommt und umarmet mich, Herzogin.

„Ach! es heißt seine Freunde tödten, so mit ihrem schmerzlichsten Kummer spielen."

Und ihren Kopf auf die Schultern der alten Herzogin stützend, ließ die Königin ihren Augen eine Quelle bitterer Thränen entströmen.

„Wie jung seid Ihr noch!" sagte die Herzogin mit dumpfem Tone, „Ihr weint!"

III.

Zwei Freundinnen.

Die Königin schaute Frau von Chevreuse stolz an und sagte:

„Ich glaube, Ihr habt, von mir redend, das Wort stolz ausgesprochen. Bis jetzt, Herzogin, hielt ich es für unmöglich, es könnte sich ein menschliches Geschöpf minder glücklich finden, als die Königin von Frankreich."

„Madame, Ihr seid in der That eine Schmerzens-

mutter gewesen, aber neben dem erhabenen Unglück, von dem wir so eben gesprochen, wir durch die Bosheit der Menschen getrennte alte Freundinnen, neben diesem königlichen Mißgeschick habt Ihr, allerdings wenig fühlbare, aber von dieser Welt sehr beneidete Freuden gehabt."

„Welche?" fragte Anna von Oesterreich bitter. „Wie könnt Ihr das Wort Freude aussprechen, Herzogin, Ihr, die Ihr so eben anerkanntet, es bedürfe der Heilmittel für meinen Leib und meinen Geist?"

Frau von Chevreuse sammelte sich einen Augenblick und murmelte dann:

„Wie fern sind doch die Könige von den andern Menschen!"

„Was wollt Ihr hiemit sagen?"

„Ich will hiemit sagen, sie seien so weit vom grossen Haufen entfernt, daß sie für die Anderen alle Nothwendigkeiten des Lebens vergessen, wie der Bewohner des afrikanischen Gebirges, der im Schooße seiner grünen, durch die Schneebäche erfrischten Plateaux nicht begreift, daß der Bewohner der Ebene vor Durst und Hunger inmitten durch die Sonne verbrannter Ländereien stirbt."

Die Königin erröthete leicht, sie hatte begriffen.

„Wißt Ihr, daß es schlimm ist, daß man Euch hülflos gelassen hat?" sprach sie.

„O! Madame, der König hat, wie man sagt, den Haß geerbt, den sein Vater gegen mich hegte. Der König würde mich wegweisen, wenn er mich im Palais-Royal wüßte."

„Ich sage nicht, der König sei gut für Euch gestimmt," erwiederte die Königin; „doch ich, ich konnte . . . insgeheim . . ."

Die Herzogin ließ in ihrem Gesicht ein verächtliches Lächeln hervortreten, das Anna von Oesterreich beunruhigte.

„Uebrigens habt Ihr wohl daran gethan, hierher zu kommen," fügte sie rasch bei.

„Ich danke, Madame."

„Und wäre es nur, um uns die Freude zu bereiten, das Gerücht von Eurem Tod Lügen zu strafen."

„Man hat in der That gesagt, ich sei todt?"

„Ueberall."

„Meine Kinder trugen doch keine Trauer."

„Oh! Ihr wißt, Herzogin, der Hof reist häufig. Wir sehen sehr wenig die Herrn d'Albert de Luynes, und viele Dinge entgehen uns in der Unruhe, in der wir beständig leben."

„Eure Majestät hätte nicht an das Gerücht von meinem Tod glauben sollen."

„Warum nicht? ach! wir sind sterblich, seht Ihr nicht, daß ich, die jüngere Schwester, wie wir einst sagten, mich schon dem Grabe zuneige?"

„Hatte Eure Majestät geglaubt, ich sei todt, so mußte sie sich wundern, daß sie keine Kunde von mir erhalten."

„Der Tod überrascht zuweilen sehr schnell, Herzogin."

„Oh! Eure Majestät, die mit Geheimnissen wie das, von dem wir vorhin sprachen, beladenen Seelen haben immer das Bedürfniß des Ergusses, das zuvor befriedigt werden muß. Unter die Zahl der Stationen für die Reise in die Ewigkeit rechnet man die, auf welcher man seine Papiere in Ordnung bringt."

Die Königin bebte.

„Eure Majestät wird auf eine sichere Weise den Tag meines Todes erfahren," sagte die Herzogin.

„Wie dies?"

„Eure Majestät wird am andern Tag unter vierfachem Umschlag Alles erhalten, was von unsern so geheimnißvollen kleinen Correspondenzen von einst entkommen ist."

„Ihr habt das nicht verbrannt!“ rief die Königin voll Angst.

„Oh! theure Majestät,“ erwiederte die Herzogin, „die Verräther allein verbrennen eine königliche Correspondenz. Ja, allerdings, oder vielmehr sie geben sich den Anschein, als verbrennten sie dieselbe, behalten oder verkaufen sie aber.“

„Mein Gott!“

„Die Getreuen vergraben im Gegentheil dergleichen Schätze sorgfältig, dann suchen sie eines Tags die Königin auf und sagen zu ihr: „„Madame, ich werde alt, ich fühle mich krank; es ist Todesgefahr für mich, Gefahr der Enthüllung für das Geheimniß Eurer Majestät vorhanden; nehmt also dieses gefährliche Papier und verbrennt es selbst.“

„Ein gefährliches Papier! Welches?“

„Ich, was mich betrifft, habe allerdings nur eines, doch es ist sehr gefährlich.‘

„Oh! Herzogin, sprecht, sprecht!“

„Es ist das Billet, datirt Dienstag d. 2. August 1644, worin Ihr mich nach Noisy-le-Sec gehen hießet, um das theure unglückliche Kind zu sehen. Es steht dies von Eurer Hand geschrieben: „„An das theure unglückliche Kind.““

In diesem Augenblick trat ein tiefes Stillschweigen ein; die Königin sondirte den Abgrund, Frau von Chevreuse stellte ihre Falle.

„Ja, unglücklich, sehr unglücklich,“ murmelte Anna von Oesterreich, „welch ein trauriges Leben hat es geführt, das arme Kind, um zu einem so grausamen Ende zu gelangen!“

„Es ist gestorben!“ rief rasch die Herzogin mit einer Neugierde, deren aufrichtigen Ausdruck die Königin gierig auffaßte.

„Gestorben an der Abzehrung, vergessen gestorben, verwelkt gestorben, wie jene Blumen von einem Ge-

liebten geschenkt, die die Geliebte in einer Schublade verscheiden läßt, um sie vor aller Welt zu verbergen."

„Gestorben!" wiederholte die Herzogin mit einer Miene der Entmuthigung, die die Königin erfreut hätte, wäre sie nicht durch eine Beimischung von Zweifel gemäßigt worden . . „Gestorben in Noisy-le-Sec?"

„Ja, in den Armen seines Erziehers, eines guten, ehrlichen Dieners, der das Kind nicht lange überlebte."

„Das läßt sich begreifen: es ist so schwer, eine solche Trauer und ein solches Geheimniß zu tragen!"

Die Königin gab sich nicht die Mühe, die Ironie dieser Bemerkung aufzugreifen. Frau von Chevreuse fuhr fort:

„Nun wohl! Madame, ich erkundigte mich vor einigen Jahren in Noisy-le-Sec selbst nach dem Schicksal des so unglücklichen Kindes. Man sagte mir, man halte es nicht für todt; deshalb hatte ich mich nicht sogleich mit Eurer Majestät betrübt. Oh! wenn ich das gewußt hätte, nie würde eine Anspielung auf dieses beklagenswerthe Ereigniß die so gerechten Schmerzen Eurer Majestät wiedererweckt haben."

„Ihr sagt, man habe das Kind in Noisy nicht für todt angenommen?"

„Nein, Madame."

„Was sagte man denn?"

„Man sagte . . . ohne Zweifel täuschte man sich."

„Sprecht es immerhin aus."

„Man sagte, eines Abends im Jahre 1645 sei eine schöne und majestätische Dame, was man troß der Larve und des Mantels, die sie verbargen, wahrnahm, eine Dame von Stand, von sehr hohem Stand ohne Zweifel, in einem Wagen an die Verzweigung der Straße gekommen, Ihr wißt dahin, wo ich auf Nachrichten vom jungen Prinzen wartete, als Eure Majestät mich dorthin zu schicken die Gnade hatte."

„Nun?"

„Der Erzieher habe das Kind zu der Dame geführt.“

„Weiter?“

„Am andern Tag haben Erzieher und Kind die Gegend verlassen.“

„Ihr seht wohl! es ist Wahres hieran, da das Kind wirklich an einem von den Donnerschlägen starb, denen zu Folge, nach der Aussage der Aerzte, das Leben der Kinder bis zum siebenten Jahr an einem Faden hängt.“

„Oh! was Eure Majestät sagt, ist ganz richtig, Niemand weiß dies besser, als Ihr, Madame; Niemand glaubt es mehr, als ich. Doch bewundert die Seltsamkeit . . .“

„Was gibt es noch weiter?“ dachte die Königin.

„Die Person, die diese Umstände mitgetheilt, die sich nach der Gesundheit des Kindes erkundigt hatte, diese Person . . .“

„Ihr vertrautet eine solche Sorge Jemand? Oh, Herzogin!“

„Jemand, der stumm wie Eure Majestät, wie ich selbst; nehmt an, ich sei es gewesen; dieser Jemand, sage ich, kam einige Monate nachher in die Touraine . . .“

„In die Touraine?“

„Erkannte den Erzieher und das Kind, verzeiht, glaubte sie zu erkennen. Beide lebten heiter und glücklich, der eine in seinem grauen Alter, das andere in seiner blühenden Jugend. Urtheilt hienach, wie es mit den Gerüchten ist, die im Umlauf sind; glaubt an irgend Etwas von dem, was in der Welt vorgeht. Doch ich ermüde Eure Majestät. Oh! das ist nicht meine Absicht, und ich werde von ihr Abschied nehmen, nachdem ich sie wiederholt meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit versichert habe.“

„Haltet, Herzogin; sprechen wir ein wenig von Euch.“

„Von mir, oh! Madame, senket Eure Blicke nicht so tief.“

„Warum denn? Seid Ihr nicht meine ältste Freundin? Grollt Ihr mir, Herzogin?"

„Ich! mein Gott, aus welchem Grunde? Wäre ich zu Eurer Majestät gekommen, wenn ich Ursache hätte, ihr zu grollen?"

„Herzogin, das Alter erfaßt uns, wir müssen uns gegen den Tod, der uns droht, anschließen."

„Eure Majestät beglückt mich mit süßen Worten."

„Nie hat mich Jemand so geliebt, mir so gedient, wie Ihr, Herzogin."

„Erinnert sich Eure Majestät dessen?"

„Stets. Herzogin, einen Beweis der Freundschaft."

„Ah! meine Seele, mein ganzes Wesen gehört Eurer Majestät."

„Gebt mir den Beweis."

„Welchen?"

„Verlangt etwas von mir."

„Verlangen?"

„Ah! ich weiß, daß Ihr die uneigennützigste, die größte, die königlichste Seele seid."

„Lobt mich nicht zu sehr, Madame," erwiederte die Herzogin unruhig.

„Ich werde Euch nie so sehr loben, als Ihr es verdient."

„Mit dem Alter, mit dem Unglück ändert man sich ungemein, Madame."

„Gott höre Euch, Herzogin."

„Wie soll ich dies verstehen?"

„Ja, die Herzogin von einst, die schöne, die stolze, die angebetete Chevreuse hätte mir undankbar geantwortet: „„Ich will nichts von Euch."" Segnet also das Unglück, wenn es Euch getroffen, da Ihr Euch geändert haben werdet, und mir vielleicht antwortet: „„Ich nehme an.""

Die Herzogin milderte ihren Blick und ihr Lächeln, sie stand unter dem Zauber und hörte auf, zurückhaltend zu sein.

„Sprecht, meine Liebe, was wollt Ihr?“ sagte die Königin.

„Ich soll mich also erklären?“

„Ohne zu zögern.“

„Nun wohl! Eure Majestät kann mir eine unbeschreibliche, eine unvergleichliche Freude machen.“

„Sprecht,“ sagte die Königin, durch die Besorgniß etwas kalt geworden. „Vor Allem aber, meine gute Chevreuse, erinnert Euch, daß ich unter der Gewalt des Sohnes bin, wie ich einst unter der des Gatten war.“

„Ich werde Euch schonen, theure Königin.“

„Nennt mich Anna, wie einst; es wird dies ein süßes Echo der schönen Jugend sein.“

„Wohl! meine verehrte Gebieterin, meine geliebte Anna . . .“

„Kannst Du noch Spanisch?“

„Gewiß.“

„Verlange also in spanischer Sprache von mir.“

„Erweist mir die Ehre, einige Tage in Dampierre zuzubringen.“

„Das ist Alles?“ rief die Königin ganz erstaunt.

„Ja.“

„Nichts, als dieses?“

„Guter Gott! solltet Ihr den Gedanken haben, ich erbitte mir von Euch nicht die unermeßlichste Wohlthat? Wenn dem so ist, so kennt Ihr mich nicht mehr! Willigt Ihr ein?“

„Von ganzem Herzen!“

„Oh! meinen Dank!“

„Und ich werde mich glücklich fühlen, wenn meine Gegenwart Euch zu etwas nützlich ist,“ fuhr die Königin mißtrauisch fort.

„Nützlich!“ rief die Herzogin lachend, „oh! nein, angenehm, süß, kostbar, ja, tausendmal ja; das ist also versprochen?“

„Beschworen.“

Die Herzogin warf sich auf die so schöne Hand der Königin und bedeckte sie mit Küssen.

„Sie ist im Grund eine gute Frau und großmüthigen Geistes," dachte die Königin.

„Wird Eure Majestät die Gnade haben, mir vierzehn Tage zu bewilligen?" fragte die Herzogin.

„Gewiß; warum?"

„Weil mir, da man mich in Ungnade wußte, Niemand die hundert tausend Thaler borgen wollte, deren ich bedarf, um Dampierre wiederherstellen zu lassen. Wenn man aber erfährt, daß ich sie brauche, um Eure Majestät zu empfangen, so werden mir alle Gelder von Paris zufließen."

„Ah!" versetzte die Königin, sanft den Kopf bewegend; „hundert tausend Thaler! Ihr braucht hundert tausend Thaler, um Dampierre wiederherstellen zu lassen?"

„Gerade so viel."

„Und Niemand will sie Euch borgen?"

„Niemand."

„Ich werde es thun, Herzogin, wenn Ihr wollt."

„Oh! ich würde es nicht wagen . . ."

„Ihr hättet Unrecht."

„Wahrhaftig?"

„Bei meinem königlichen Wort . . . Hundert tausend Thaler, das ist wirklich nicht viel."

„Nicht wahr?"

„Nein! Oh! ich weiß, daß Ihr Euch Eure Verschwiegenheit nie zu ihrem ganzen Werth habt bezahlen lassen. Herzogin, rückt mir diesen Tisch vor, daß ich Euch die Anweisung auf Herrn Colbert schreibe; nein, auf Herrn Fouquet, der ein viel galanterer Mann ist."

„Bezahlt er?"

„Wenn er nicht bezahlt, so werde ich bezahlen, doch es wäre das erste Mal, daß er es mir abschlüge."

Die Königin schrieb, gab die Anweisung der Herzogin und entließ sie, nachdem sie die alte Freundin heiter geküßt hatte.

IV.

Jean la Fontaine macht seine erste Erzählung.

Alle diese Intriguen sind erschöpft; so vielfach in seinen Darstellungen konnte sich der menschliche Geist nach Wohlgefallen in den drei Rahmen, die ihm unsere Erzählung geliefert hat, entwickeln.

Es handelt sich vielleicht in dem Tableau, das wir vorbereiten, abermals um Politik und Intriguen, doch die Federn werden so verborgen sein, daß man nur die Blumen und die Malereien sieht, gerade wie in jenen Theatern, wo auf der Scene ein Koloß erscheint, der unterstützt durch die kleinen Beine und die mageren Arme eines Kindes, das in seinem Gerippe verborgen ist, einherschreitet.

Wir kehren nach Saint=Mandé zurück, wo der Oberintendant, seiner Gewohnheit gemäß, seine auserlesene Gesellschaft von Epikurären empfängt.

Der Gebieter ist seit einiger Zeit auf harte Proben gestellt worden. Jeder fühlt die Folgen der Beklemmung des Ministers. Keine große, tolle Gesellschaften mehr. Die Finanzen waren für Fouquet ein Vorwand gewesen; doch nie hat es, wie Gourville so geistreich sagte, einen betrüglicheren Vorwand gegeben: von Finanzen kein Schatten.

Herr Vatel sinnt auf Mittel, um den Ruf des Hauses aufrecht zu erhalten. Die Gärtner, welche ihre Beiträge zu den Küchen liefern, beklagen sich über eine zu Grunde richtende Verzögerung. Die Lieferanten der spanischen Weine schicken häufig Anweisungen, die Niemand bezahlt. Die Fischer, die der Oberintendant in der Normandie besoldet, berechnen, wenn sie bezahlt würden, könnte das Eingehen der betreffenden Summen

ihnen gestatten, sich ans Land zurückzuziehen. Die Fluth, welche später den Tod von Vatel veranlassen sollte, kommt gar nicht.

Am gewöhnlichen Empfangstag finden sich indessen die Freunde von Herrn Fouquet zahlreicher, als sonst ein. Gourville und der Abbé Fouquet plaudern von den Finanzen, der Abbé Fouquet entlehnt nämlich einige Pistolen von Gourville. Pelisson, der mit gekreuzten Beinen auf einem Stuhl sitzt, endigt die Declamation einer Rede, mit der Fouquet das Parlament wieder eröffnen soll.

Und diese Rede ist ein Meisterwerk, weil sie Pelisson für seinen Freund macht, das heißt, weil er Alles darein legt, was er sicherlich für sich selbst nicht sagen würde. Ueber die leichten Reime streitend, kommen bald vom Hintergrunde des Gartens Loret und la Fontaine herbei.

Die Maler und die Musiker nehmen ihre Richtung nach dem Speisesaal. Wenn es acht Uhr schlägt, wird man zu Nacht speisen.

Der Oberintendant läßt nie auf sich warten.

Es ist halb acht Uhr; der Appetit kündigt sich ziemlich artig an.

Sobald alle Gäste versammelt sind, geht Gourville gerade auf Pelisson zu, weckt ihn aus seinen Träumereien auf, und führt ihn mitten in den Salon, dessen Thüren er geschlossen hat.

„Nun,“ sagte er, „was gibt es Neues?“

Pelisson hob seinen verständigen, sanften Kopf in die Höhe und erwiederte:

„Ich habe fünf und zwanzig tausend Livres von meiner Tante entlehnt, hier sind sie in Kassenanweisungen.“

„Gut,“ sagte Gourville, „es fehlen mir nur noch hundert und fünf und zwanzig tausend Livres für die erste Zahlung.“

„Die Bezahlung, von was?“ fragte la Fontaine in dem Ton, in dem er etwa gefragt hätte: „habt Ihr Baru gelesen?“

„Das ist abermals mein Zerstreuter," versetzte Gourville. „Wie! Ihr habt uns mitgetheilt, das kleine Gut Corbeil sollte von einem Gläubiger von Herrn Fouquet verkauft werden, Ihr habt uns die Vereinigung aller Freunde Epikurs vorgeschlagen, Ihr habt gesagt, Ihr würdet einen Winkel Eures Gutes in Chateau-Thierry verkaufen, um Euren Beitrag zu liefern, und heute kommt Ihr und fragt: „Die Bezahlung von was?"

Dieser Ausfall wurde mit einem allgemeinen Gelächter aufgenommen und machte la Fontaine erröthen.

„Verzeiht, verzeiht," sagte er, „es ist wahr, ich hatte es nicht vergessen; oh! nein, nur ..."

„Nur erinnerst Du Dich dessen nicht mehr," versetzte Loret.

„Das ist die Wahrheit Der hat in der That Recht. Zwischen vergessen und sich nicht mehr erinnern ist ein großer Unterschied."

„Ihr bringt also den Obol, den Preis des verkauften Winkels von Eurem Gute?" fragte Pelisson.

„Verkauft! nein."

„Ihr habt also das Stückchen Land nicht verkauft?" rief Gourville erstaunt, denn er kannte die Uneigennützigkeit des Dichters.

„Meine Frau wollte nicht," erwiederte der letztere.

Neues Gelächter.

„Ihr habt Euch aber doch zu diesem Behuf nach Chateau-Thierry begeben?" entgegnete man ihm.

„Gewiß, und zwar zu Pferde."

„Armer Jean!"

„Acht verschiedene Pferde! ich war gerädert."

„Vortrefflicher Freund! ... Und dort habt Ihr ausgeruht?"

„Ausgeruht! Ach! ja wohl. Ich hatte dort viele Geschäfte."

„Wie so?"

„Meine Frau hatte Coquetterien mit dem gemacht,

an welchen ich das Gut verkaufen wollte; er nahm sein Wort zurück und ich forderte ihn zum Duell."

„Sehr gut, und Ihr habt Euch geschlagen?"

„Es scheint, nein."

„Ihr wißt also nichts davon?"

„Nein, meine Frau und ihre Eltern mischten sich darein. Ich hatte eine Viertelstunde lang den Degen in der Hand, wurde aber nicht verwundet."

„Und der Gegner?"

„Der Gegner auch nicht; er war nicht auf den Kampfplatz gekommen."

„Das ist bewunderungswürdig!" rief man von allen Seiten; „Ihr mußtet zornig werden?"

„Bedeutend; ich bekam den Schnupfen; ich kehrte nach Hause zurück und meine Frau schalt mich aus."

„Ganz einfach?"

„Ganz einfach! Sie warf mir einen Brodlaib an den Kopf, einen großen Brodlaib!"

„Und Ihr?"

„Ich stürzte ihr den ganzen Tisch auf ihren Leib und auf den ihrer Gäste, dann stieg ich wieder zu Pferde und hier bin ich."

Niemand wäre im Stande gewesen, seinen Ernst bei Auseinandersetzung dieser komischen Heroide zu behaupten. Als sich der Orkan des Gelächters gelegt hatte, sagte man zu la Fontaine:

„Das ist Alles, was Ihr zurückgebracht habt?"

„Oh! nein, ich hatte einen vortrefflichen Gedanken."

„Sprecht."

„Habt Ihr bemerkt, daß in Frankreich viele scherzhafte Poesien gemacht werden?"

„Ja," antwortete die Versammlung.

„Und daß man sehr wenige davon druckt?" fuhr la Fontaine fort.

„Die Gesetze sind allerdings hart."

„Die seltene Waare ist eine theure Waare, dachte

ich. Aus diesem Grund componirte ich ein kleines äußerst freies Gedicht."

„Ho! ho! lieber Dichter!"

„Ungemein munter."

„Ho! ho!"

„Außerordentlich cynisch."

„Teufel! Teufel!"

„Ich habe Alles angebracht, was ich an galanten Worten finden konnte," fuhr der Dichter kalt fort.

Jeder krümmte sich vor Lachen, während der ängstliche Poet das Schild für seine Waare ausstellte.

„Und," sprach er, „ich bemühte mich, Alles zu übertreffen, was Boccaccio, Aretino und andere Meister in diesem Genre gemacht hatten."

„Guter Gott!" rief Pelisson, „er wird verurtheilt werden!"

„Ihr glaubt?" fragte la Fontaine naiv; „ich schwöre Euch, daß ich das nicht für mich, sondern einzig und allein für Herrn Fouquet gemacht habe."

Dieser überraschende Schluß befriedigte die Anwesenden im höchsten Maße.

„Und ich habe das Werkchen um achthundert Livres für die erste Auflage verkauft," rief la Fontaine sich die Hände reibend. „Die Andachtsbücher kosten um die Hälfte weniger."

„Es wäre mehr werth gewesen, wenn Ihr zwei Andachtsbücher gemacht hättet," entgegnete Gourville lachend.

„Das dauert zu lange und ist nicht belustigend genug," erwiederte la Fontaine ruhig; „meine achthundert Livres sind in diesen Säckchen, ich biete sie an."

Und er legte in der That seine Opfergabe in die Hände des Säckelmeisters der Epikuräer.

Dann kam die Reihe an Loret, der hundert und fünfzig Livres gab; die Anderen erschöpften sich auf dieselbe Weise. Es waren, als man rechnete, vierzig [...]send Livres in der Bügeltasche beisammen.

Nie klangen großmüthigere Pfennige in den göttlichen Wagschalen, worin die Liebe die guten Werke und die guten Absichten gegen die falschen Münzen der bigotten Heuchler abwiegt.

Die Thaler klangen noch, als der Oberintendant in den Saal eintrat oder vielmehr schlüpfte. Er hatte Alles gehört.

Man sah diesen Mann, der in so vielen Millionen gewühlt, diesen Reichen, der alle Freuden und alle Ehren erschöpft hatte, dieses unermeßliche Herz, dieses fruchtbare Gehirn, welches wie zwei gierige Schmelztiegel die moralische und die materielle Substanz des ersten Königreichs der Welt aufgezehrt hatte, man sah Fouquet mit Augen voll Thränen über die Schwelle schreiten, und seine weißen, zarten Finger in das Gold und in das Silber tauchen.

„Armes Almosen," sprach er mit innigem, bewegtem Ton, „du wirst in der kleinsten von den Falten meiner leeren Börse verschwinden, aber Du hast bis an den Rand das gefüllt, was nie ein Mensch erschöpfen wird, mein Herz; ich danke Euch, meine Freunde, ich danke Euch."

Und da er nicht Alle umarmen konnte, die ihn umgaben und wohl auch ein wenig weinten, so sehr sie Philosophen waren, so umarmte er la Fontaine und sagte zu ihm:

„Armer Junge, der sich für mich von seiner Frau hat schlagen und von seinem Beichtvater hat verdammen lassen!"

„Das ist nichts," erwiederte der Dichter, „Eure Gläubiger mögen zwei Jahre warten, und ich habe hundert andere Erzählungen gemacht, die, jede zu zwei Auflagen, die Schuld bezahlen werden."

V.

La Fontaine als Unterhändler.

Fouquet drückte la Fontaine mit reizendem Erguß die Hand.

„Mein lieber Dichter," sagte er, „macht uns hundert andere Erzählungen, doch nicht allein wegen der achtzig Pistolen, die jede eintragen wird, sondern auch, um unsere Sprache mit hundert Meisterwerken zu bereichern."

„Ho! ho!" versetzte la Fontaine sich aufblähend, „Ihr müßt nicht glauben, ich habe nur diesen Gedanken und diese achtzig Pistolen dem Herrn Oberintendanten mitgebracht."

„Oh! Herr la Fontaine ist heute bei Mitteln," rief man von allen Seiten.

„Gesegnet sei die Idee, wenn sie mir eine oder zwei Millionen bringt," sagte Fouquet heiter.

„So ist es," sprach la Fontaine.

„Geschwinde, geschwinde!" rief die Versammlung.

„Nehmt Euch in Acht," sagte Pelisson la Fontaine in's Ohr, „Ihr habt Euch bis jetzt eines sehr glücklichen Erfolges erfreut, schleudert den Pfeil nicht über das Ziel hinaus."

„Keines Wegs, Herr Pelisson, und Ihr, der Ihr ein Mann von Geschmack seid, werdet mich zuerst beloben."

„Es handelt sich um Millionen," bemerkte Gourville.

„Ich habe hier fünfzehnmal hunderttausend Livres," erwiederte la Fontaine. Und er schlug an seine Brust.

„Zum Teufel mit dem Gascogner von Chateau Thierry!" rief Loret.

„Nicht die Tasche, sondern das Gehirn hättet Ihr berühren müssen!" sagte Fouquet.

„Herr Oberintendant," sprach la Fontaine, „Ihr seid kein Generalanwalt, Ihr seid ein Dichter."

„Das ist wahr," riefen Loret, Conrart und Alles, was von Literaten anwesend.

„Ihr seid, sage ich, ein Dichter und ein Maler; doch gesteht selbst, Ihr seid kein Rechtsgelehrter."

„Ich gestehe es," erwiederte Fouquet lächelnd.

„Wollte man Euch in die Akademie aufnehmen, nicht wahr, Ihr würdet es ausschlagen?"

„Ich glaube ja, was mir die Akademiker nicht verargen mögen."

„Nun wohl, wenn Ihr nicht zur Akademie gehören wollt, warum laßt Ihr Euch herbei, zum Parlament zu gehören?"

„Ho! ho!" rief Pelisson, „wir sprechen über Politik!"

„Ich frage, ob Herrn Fouquet die Robe gut oder nicht gut steht?" fuhr la Fontaine fort.

„Es handelt sich nicht um die Robe," sagte Pelisson ärgerlich über das Gelächter der Versammlung.

„Im Gegentheil, es handelt sich um die Robe," erwiederte Loret.

„Zieht dem Herrn Generalanwalt die Robe aus, und wir haben Herrn Fouquet, worüber wir uns nicht beklagen werden," sprach Loret; „da es aber keinen Generalanwalt ohne Robe gibt, so erklären wir mit Herrn la Fontaine, die Robe sei sicherlich eine Vogelscheuche."

„Fugiunt risus leporesque," rief Loret.

„Die Scherze und die Grazien," bemerkte ein Gelehrter.

„Ich," fuhr Pelisson mit ernstem Tone fort, „ich übersetze lepores nicht so."

„Und wie übersetzt Ihr es?" fragte la Fontaine

„Ich übersetze es:

„„Die Hasen flüchten sich, wenn sie Herrn Fouquet sehen.““

Schallendes Gelächter, an dem der Oberintendant Theil nimmt.

„Warum die Hasen?“ fragte Conrart gereizt.

„Weil derjenige ein Hase sein wird, der sich nicht freut, Herrn Fouquet in den Attributen seiner parlamentarischen Gewalt zu sehen.“

„Ho! ho!“ murmelten die Dichter.“

„Quo non ascendant,“ sagte Conrart, „scheint mir unmöglich mit einer Anwaltsrobe.“

„Und mir ohne diese Robe,“ entgegnete der hartnäckige Pelisson. „Was denkt Ihr davon, Gourville?“

„Ich denke, die Robe sei gut,“ antwortete dieser, „aber ich denke zugleich, anderthalb Millionen wären mehr werth, als die Robe.“

„Und ich bin der Ansicht von Gourville,“ sprach Fouquet, die Discussion durch seine Meinung, welche nothwendig alle andere überwiegen mußte, kurz abschneidend.“

„Anderthalb Millionen,“ brummte Pelisson. „Bei Gott! ich kenne eine indische Fabel . . .“

„Ihr? erzählt sie mir, ich muß sie auch wissen,“ sagte la Fontaine.

„Erzählt! erzählt!“

„Die Schildkröte hatte ein Rückenschild,“ sprach Pelisson, „sie flüchtete sich darein, wenn ihre Feinde sie verfolgten. Eines Tags sagte Jemand zu ihr: „„Ihr habt des Sommers sehr warm in diesem Hause, und es hindert euch ungemein, eure Anmuth zu zeigen, hier ist die Natter, die euch anderthalb Millionen für eure Schale gibt.““

„Gut!“ rief lachend der Oberintendant.

„Weiter?“ sagte la Fontaine, viel mehr durch die Gleichnißrede, als durch die Moral interessirt.

„Die Schildkröte verkaufte ihre Schale und blieb nackt. Ein Geier sah sie, er hatte Hunger, er zerriß ihr mit dem Schnabel die Lenden und fraß sie auf.“

„Ο μουθος δελοι!“ sagte Conrart.

„Herr Fouquet wird wohl daran thun, seine Robe zu behalten.“

La Fontaine nahm die Moral im Ernste und sagte zu seinem Gegner:

„Ihr vergeßt Aeschylos.“

„Was wollt Ihr damit sagen?“

„Aeschylos, den Kahlkopf.“

„Nun?“

„Aeschylos, dessen Schädel ein Geier, Euer Geier wahrscheinlich, ein großer Liebhaber von Schildkröten, von oben für einen Stein hielt und auf diesen Schädel eine in ihre Schale gekauerte Schildkröte warf.“

„Ei! mein Gott, la Fontaine hat Recht,“ sagte Fouquet, der nachdenkend geworden war; „jeder Geier, wenn er Hunger nach Schildkröten hat, weiß ihnen ganz wohl gratis die Schale zu zerschmettern; zu glücklich sind die Schildkröten, denen eine Natter die Hülle mit anderthalb Millionen bezahlt. Man bringe mir eine freigebige Natter, wie die Eurer Fabel, Pelisson, und ich gebe ihr mein Rückenschild.“

„Rara avis in terris!“ rief Conrart.

„Und einem schwarzen Schwan ähnlich, nicht wahr?“ fügte la Fontaine bei; „nun wohl, ja, ganz richtig, ein ganz schwarzer und sehr seltener Vogel, ich habe ihn gefunden.“

„Ihr habt einen Käufer für meine Anwaltsstelle gefunden?“ rief Fouquet.

„Ja, mein Herr.“

„Der Herr Oberintendant hat aber nie gesagt, er müsse verkaufen!“ entgegnete Pelisson.

„Verzeiht, Ihr selbst habt davon gesprochen,“ sagte Conrart.

„Dessen bin ich Zeuge,“ sprach Gourville.

„Er hält an den schönen Reden fest, die er mir macht,“ rief Fouquet lachend. „Wer ist der Käufer, la Fontaine?“

„Ein ganz schwarzer Vogel, ein Rath beim Parlament, ein braver Mann.“

„Er heißt?“

„Vanel.“

„Vanel!“ rief Fouquet, „der Mann von . . .“

„Ganz richtig, ihr Mann: ja, mein Herr.“

„Der liebe Mensch!“ sprach Fouquet theilnehmend, „er will Generalanwalt werden!“

„Er will Alles sein, was Ihr seid,“ versetzte Gourville, „und durchaus Alles thun, was Ihr gethan habt.“

„Oh! das ist sehr ergötzlich: erzählt uns das, la Fontaine.“

„Es ist ganz einfach. Ich sehe ihn von Zeit zu Zeit. Vorhin begegnete ich ihm, er lungerte auf dem Bastille-Platze herum . . . gerade in dem Augenblick, wo ich den kleinen Wagen nach Saint-Mandé nehmen wollte.“

„Er lauerte gewiß auf seine Frau,“ bemerkte Loret.

„Oh! mein Gott,“ entgegnete Fouquet einfach, „er ist nicht eifersüchtig.“

„Er redet mich an, umarmt mich, führt mich in die Schenke zum heiligen Fiacre, und spricht mit mir über seinen Kummer.“

„Er hat Kummer?“

„Ja, seine Frau flößt ihm Ehrgeiz ein.“

„Und er sagt Euch?“

„Man habe ihm von einer Stelle beim Parlament gesprochen, der Name von Herrn Fouquet sei genannt worden, seit dieser Zeit träume Madame Vanel nur davon, Frau Generalanwaltin zu heißen, und sie sterbe jede Nacht, wenn sie nicht davon träume.“

„Teufel!“

„Arme Frau!“ rief Fouquet.

„Wartet. Conrart sagt mir immer, ich wisse die Angelegenheiten nicht zu behandeln. Ihr sollt sehen, wie ich diese geleitet habe.“

„Laßt hören.“

„„Wißt Ihr,““ sagte ich zu Vanel, „„wißt Ihr, daß eine Stelle wie die von Herrn Fouquet theuer ist?““

„„Wie hoch mag sie etwa zu stehen kommen?““ fragte er.

„„Herr Fouquet hat siebenzehnmal hundert tausend Livres ausgeschlagen.““

„„Meine Frau berechnete das zu etwa vierzehnmal hundert tausend Livres,““ erwiederte Vanel.

„„Baar Geld?““ versetzte ich.

„„Ja, sie hat ein schönes Gut in Guienne verkauft, sie hat realisirt . . .““

„Das ist ein schönes Stück Geld mit einem Schlage zu verdienen,“ sagte leise der Abbé Fouquet, der noch nicht gesprochen hatte.

„Die arme Dame Vanel,“ murmelte Fouquet.

Pelisson zuckte die Achseln und flüsterte Fouquet zu: „Ein Dämon!“

„Ganz richtig. Es wäre reizend, das Geld dieses Dämons dazu anzuwenden, einen Schaden wieder gut zu machen, den sich mir zu Liebe ein Engel zugefügt hat.“

Pelisson schaute mit erstaunter Miene Fouquet an, dessen Gedanken sich von diesem Augenblick auf ein neues Ziel hefteten.

„Nun,“ fragte la Fontaine, „wie ist meine Unterhandlung?“

„Bewunderungswürdig, lieber Dichter!“

„Ja,“ sagte Gourville, „es rühmt sich Einer, Lust zu dem Pferde zu haben, und besitzt nicht einmal die Mittel, um den Zaum zu bezahlen.“

„Vanel würde zurücktreten, wenn man ihn beim Wort nähme,“ bemerkte der Abbé Fouquet.

„Ich glaube das nicht,“ sagte la Fontaine.

„Woher wißt Ihr das?“

„Ihr kennt die Entwickelung meiner Geschichte nicht.“

„Ah! wenn es eine Entwickelung gibt, warum faullenzt Ihr unter Weges?“ sagte Gourville.

„Semper ad eventum, nicht so?“ sagte Fouquet mit dem Ton eines vornehmen Herrn, der sich in Barbarismen verirrt.

Die Latinisten klatschten in die Hände.

„Meine Entwickelung!“ rief la Fontaine, „sie besteht darin, daß Vanel, dieser zähe, schwarze Vogel, da er wußte, ich begebe mich nach Saint-Mandé, mich bat, ihn mitzunehmen.“

„Ho! ho!“

„Und ihn, wenn es möglich wäre, Monseigneur vorzustellen.“

„Somit . . .“

„Somit ist er da auf dem Rasen des Bel-Air.“

„Wie ein Käfer!“

„Gourville, Ihr sagt das wegen der Fühlhörner, Ihr schlechter Spaßmacher.“

„Nun, Herr Fouquet?“

„Es geziemt sich nicht, daß der Mann von Madame Vanel vor meinem Hause den Schnupfen bekommt; laßt ihn holen, la Fontaine, da Ihr wißt, wo er ist.“

„Ich laufe selbst zu ihm.“

„Ich begleite Euch,“ rief der Abbé Fouquet, „ich trage die Säcke.“

„Keine schlechte Späße,“ sprach Fouquet mit strengen Ton . . . „Die Angelegenheit werde, wenn eine solche vorhanden ist, ernst behandelt. Vor Allem seien wir gastfreundlich. Entschuldigt mich, la Fontaine, bei dem artigen Mann, ich sei in Verzweiflung, daß ich ihn habe warten lassen, doch seine Anwesenheit sei mir nicht bekannt gewesen.“

La Fontaine war schon weggegangen. Zum Glück begleitete ihn Gourville, denn ganz mit seinem Zahlen beschäftigt, irrte sich der Dichter im Wege und lief gegen Saint-Maur.

Nach einer Viertelstunde wurde Herr Vanel in

das Cabinet von Fouquet eingeführt, in dasselbe Cabinet, dessen Beschreibung wir mit allen Umständen am Anfang dieser Geschichte gegeben haben.

Als ihn Fouquet eintreten sah, rief er Pelisson und sprach ein paar Minuten leise mit ihm.

„Behaltet wohl, was ich Euch sage," sprach er, „alles Silberzeug, alles Tafelgeschirr, alle Juwelen werden in den Wagen eingepackt. Ihr nehmt die Rappen; der Goldschmied begleitet Euch. Ihr verschiebt das Abendbrod bis zur Ankunft von Frau von Bellière."

„Frau von Bellière muß benachrichtigt werden," sagte Pelisson.

„Unnöthig, ich übernehme das."

„Gut!"

„Geht, mein Freund."

Pelisson entfernte sich, schlecht errathend, aber voll Vertrauen, wie dies alle wahren Freunde sind, zu dem Willen, in den er sich fügte. Darin liegt die Stärke der auserkorenen Seelen. Das Mißtrauen ist nur für die untergeordneten Naturen gemacht.

Vanel verbeugte sich vor dem Oberintendanten und wollte eine Rede beginnen. Fouquet sagte aber artig zu ihm:

„Gerade heraus, mein Herr, es scheint mir, Ihr wollt meine Stelle erwerben."

„Monseigneur . . ."

„Wie viel könnt Ihr dafür geben?"

„Es ist Eure Sache, Monseigneur, die Summe zu bestimmen. Ich weiß, daß man Euch Angebote gemacht hat."

„Madame Vanel schätzt sie, wie ich höre, zu vierzehnmal hundert tausend Livres."

„Das ist unsere ganze Habe."

„Könnt Ihr die Summe sogleich geben?"

„Ich habe sie nicht bei mir," erwiederte naiv Herr Vanel, denn er erschrak über diese Einfachheit, über

diese Größe, da er Kämpfe, Schlauheiten, Querzüge erwartet hatte.

„Wann werdet Ihr sie haben?"

„Wann es Monseigneur beliebt," antwortete Vanel. Und er zitterte, Fouquet spotte seiner.

„Wenn es nicht Mühe machte, nach Paris zurückzukehren, so würde ich sagen: sogleich . . ."

„Ah! Monseigneur . . ."

„Aber wir wollen Bezahlung und Unterzeichnung auf morgen verschieben," sagte der Oberintendant.

„Es sei," erwiederte Vanel ganz betäubt.

„Um sechs Uhr," fügte Fouquet bei.

„Um sechs Uhr," wiederholte Vanel.

„Guten Abend. Herr Vanel, sagt Madame Vanel, ich küsse ihr die Hände."

Nach diesen Worten stand Fouquet auf. Da sprach Vanel, dem das Blut in die Augen stieg, und der den Kopf zu verlieren anfing:

„Monseigneur, Monseigneur, gebt Ihr mir im Ernste das Wort?"

Fouquet wandte den Kopf um und erwiederte:

„Bei Gott! und Ihr?"

Vanel zauderte, bebte und streckte am Ende schüchtern die Hand aus.

Fouquet öffnete und streckte mit einer edlen Geberde die seinige aus. Diese redliche Hand drückte sich eine Secunde lang in die Feuchtigkeit einer gleißnerischen Hand ein. Vanel drückte die Finger von Fouquet, um sich besser zu überzeugen.

Der Oberintendant machte sachte seine Hand los und sprach:

„Gott befohlen!"

Vanel lief rückwärts nach der Thüre, stürzte durch die Hausfluren und entfloh.

VI.

Das Tafelgeschirr und die Diamanten von Frau von Bellière.

Kaum hatte Fouquet Herrn Vanel entlassen, als er einen Augenblick nachdachte.

„Man vermöchte nicht zu viel für die Frau zu thun, die man geliebt hat," sagte er. „Marguerite wünscht Generalanwaltin zu werden, warum sollte man ihr nicht dieses Vergnügen machen? Nun, da mir das ängstlichste Gewissen nichts mehr vorwerfen könnte, wollen wir einzig und allein an die Frau denken, die mich liebt. Frau von Bellière muß bald dort sein."

Er deutete mit dem Finger auf die geheime Thüre.

Nachdem er sich eingeschlossen, öffnete er den unterirdischen Gang und wandte sich rasch nach dem, zwischen dem Hause in Vincennes und seinem Hause bestehenden Verbindungswege.

Er hatte es unterlassen, seine Freundin mit dem Glöckchen zu benachrichtigen, da er sicher war, daß sie nie bei den Rendezvous fehlte.

Die Marquise war in der That eingetroffen. Sie wartete. Das Geräusch, das der Oberintendant veranlaßte, machte sie aufmerksam; sie lief hinzu, um unter der Thüre das Billet in Empfang zu nehmen, das er ihr zuschob.

„Kommt, Marquise, man erwartet Euch beim Abendbrod."

Glücklich und behende stieg Frau von Bellière in der Allee von Vincennes in ihren Wagen, und sie reichte bald auf der Freitreppe ihre Hand Gourville, der, um dem Gebieter zu gefallen, im Hof auf ihre Ankunft lauerte.

Sie hatte nicht rauchend und weiß von Schaum die Rappen von Fouquet zurückkommen sehen, welche nach Saint-Mandé Pelisson und den Goldschmied brachten, an den Frau von Bellière ihr Tafelgeschirr und ihre Juwelen verkauft hatte.

Pelisson führte diesen Mann in das Cabinet, das Fouquet noch nicht verlassen.

Fouquet dankte dem Goldschmied, daß er die Güte gehabt, ihm wie ein hinterlegtes Gut diese Reichthümer aufzubewahren, die er zu verkaufen berechtigt gewesen. Er warf einen Blick auf die Gesammtsumme der Rechnungen, die sich auf dreizehnmal hundert tausend Livres belief.

Dann setzte er sich an sein Bureau und schrieb eine Anweisung von vierzehnmal hundert tausend Livres auf seine Kasse zahlbar nach Sicht vor Mittag des andern Tags.

„Hundert tausend Livres Gewinn!“ rief der Goldschmied. „Oh! Monseigneur, welche Großmuth!“

„Nein, nein, mein Herr,“ erwiederte Fouquet, indem er die Schulter des Goldschmieds berührte, „es gibt Artigkeiten, die sich nie bezahlen lassen. Der Gewinn ist ungefähr der, den Ihr gemacht hättet; doch es bleibt das Interesse aus Eurem Geld.“

So sprechend machte er aus seiner Manchette einen Diamantknopf los, den derselbe Goldschmied oft zu dreitausend Pistolen geschätzt hatte, und sprach:

„Nehmt das zum Andenken an mich und lebet wohl; Ihr seid ein ehrlicher Mann.“

„Und Ihr,“ rief der Goldschmied, tief gerührt, „Ihr, Monseigneur, seid ein wackerer Herr.“

Fouquet ließ den Goldschmied durch eine Geheimthüre weggehen; dann empfing er Frau von Bellière, die schon alle Gäste umgaben.

Die Marquise war immer schön, doch an diesem Tag strahlte sie.

„Meine Herren,“ sprach Fouquet, „findet Ihr nicht, daß Madame heute Abend von einer unvergleichlichen Schönheit ist? Wißt Ihr, warum?“

„Weil Madame die schönste der Frauen ist,“ sagte Einer.

„Nein, sondern weil Madame die beste derselben ist. Doch . . .“

„Doch?“ fragte die Marquise lächelnd.

„Doch alle Juwelen, welche Madame heute Abend trägt, bestehen aus falschen Steinen.“

Sie erröthete.

„Ho! ho!“ riefen alle Gäste, „man kann dies ohne Furcht von einer Dame sagen, welche die schönsten Diamanten von Paris besitzt.“

„Nun!“ sagte Fouquet leise zu Pelisson.

„Ich habe endlich begriffen, und Ihr habt wohlgethan,“ erwiederte Pelisson.

„Das ist ein Glück,“ versetzte lachend der Oberintendant.

„Monseigneur, es ist aufgetragen,“ rief Vatel majestätisch.

Die Woge der Gäste stürzte minder langsam, als es bei ministeriellen Fêten gebräuchlich ist, in den Speisesaal, wo ein prachtvolles Schauspiel ihrer harrte.

Auf dem Schenktisch, auf dem Anrichttisch, auf der Tafel, unter Blumen und Lichtern glänzte zum Blenden das reichste Geschirr von Silber und Gold, das man sehen konnte; es war ein Ueberrest von den alten Herrlichkeiten, welche die von den Medicis mitgebrachten florentinischen Künstler für die prunkenden Tafeln, als es in Frankreich noch Gold gab, geschnitten, ciselirt, gegossen hatten; diese verborgenen Wunder, die man während der Bürgerkriege begraben, waren schüchtern in den Zwischenräumen des Krieges von gutem Geschmack, den man die Fronde nannte, wieder erschienen; die vornehmen Herren schlugen sich gegen die vornehmen Herren, tödteten sich, beraubten sich aber nicht. All dieses Geschirr war mit dem Wappen von Frau von Bellière bezeichnet.

„Seht," rief la Fontaine, „ein P und ein B."

Das Seltsamste von Allem aber war das Gedecke der Marquise an dem Platz, den ihr Fouquet angewiesen hatte; hier erhob sich eine Pyramide von Diamanten, von Saphiren, von Smaragden, von antiken Cameen; der Sardonyx, gravirt von den alten Griechen von Kleinasien mit seiner Fassung von mysischem Gold, die herrlichen Mosaike des alten Alexandrien in Silber gefaßt, die massiven Armspangen Aegyptens aus der Zeit von Cleopatra lagen auf einer großen Platte von Palissy umher, welche auf einen Dreifuß von vergoldetem Bronze von Benvenutos Meisterhand ruhte.

Die Marquise erbleichte, als sie sah, was sie nimmer wiederzusehen glaubte. Ein tiefes Stillschweigen, der Vorläufer einer lebhaften Aufregung, herrschte unter den betäubten Gästen des Saales.

Fouquet machte nicht einmal ein Zeichen, um alle die buntscheckigen Diener wegzujagen, welche sich wie geschäftige Bienen bei den Schenktischen umhertrieben.

„Meine Herren," sagte er, „das Tafelgeschirr, das Ihr hier seht, gehörte Frau von Bellière, die eines Tags, als sie einen ihrer Freunde in Verlegenheit sah, all dieses Gold und all dieses Silber nebst der Masse von Juwelen, die sich vor ihr erheben, zum Goldschmied schickte. Diese schöne Handlung einer Freundin mußte von Freunden, wie Ihr seid, begriffen werden. Glücklich der Mann, der sich so geliebt sieht. Trinken wir auf die Gesundheit von Frau von Bellière."

Ein ungeheures Beifallsgeschrei übertönte seine Worte und machte stumm, ohnmächtig auf ihren Sitz die arme Frau fallen, die ihre Sinne verloren, den Vögeln Griechenlands ähnlich, die über der Arena von Olympia den Himmel durchschnitten.

„Und dann," fügte Pelisson bei, den jede Tugend rührte, jede Schönheit bezauberte, „trinken wir auch ein wenig auf die Gesundheit desjenigen, welcher zu

der schönen Handlung inspirirt hat, denn ein solcher Mann muß geliebt zu werden würdig sein."

Es war die Reihe an der Marquise. Sie erhob sich bleich und lächelnd und streckte mit einer schwachen Hand, deren zitternde Finger die Finger von Fouquet streiften, ihr Glas aus, während ihre sterbenden Augen noch alle Liebe hervorriefen, die dieses edle Herz durchglühten.

Auf diese heroische Weise begonnen, wurde das Abendbrod bald zu einem Feste; Keiner beschäftigte sich damit, Geist zu haben, Niemand fehlte es daran.

La Fontaine vergaß seinen Gorgny=Wein, und erlaubte Vatel, ihn mit den Rhone Weinen und den spanischen zu versöhnen.

Der Abbé Fouquet wurde so gutmüthig, daß Gourville zu ihm sagte: „Nehmt Euch in Acht, Herr Abbé, wenn Ihr so zart seid, wird man Euch auffspeisen."

Die Stunden vergingen so freudig und Rosen auf die Gäste ausstreuend. Der Oberintendant verließ die Tafel gegen seine Gewohnheit erst mit den letzten Spenden des Dessert.

Er lächelte den meisten von seinen Freunden zu, welche trunken waren, wie man es ist, wenn man das Herz vor dem Kopf berauscht hat, und zum ersten Mal schaute er nach der Uhr.

Plötzlich rollte ein Wagen in den Hof, und man hörte ihn seltsamer Weise mitten unter dem Lärmen und den Gesängen.

Fouquet horchte aufmerksam und wandte dann seine Blicke nach dem Vorzimmer. Es kam ihm vor, als ertönte ein Tritt, und als lastete dieser Tritt auf seinem Herzen, statt auf den Boden zu drücken.

Instinktartig verließ sein Fuß den Fuß, den Frau von Bellière seit zwei Stunden auf den seinigen stützte.

„Herr d'Herblay, Bischof von Vannes," rief der Huissier.

Und das düstere, nachdenkende Gesicht von Aramis erschien über der Schwelle zwischen den Ueberresten von zwei Guirlanden, deren Fäden eine Lampenflamme zerrissen hatte.

VII.

Die Quittung von Herrn von Mazarin.

Fouquet würde einen Freudenschrei beim Anblick eines neuen Freundes ausgestoßen haben, hätten ihm nicht die eisige Miene und der zerstreute Blick von Aramis seine ganze Zurückhaltung verliehen.

„Wollt Ihr uns das Dessert verzehren helfen?" fragte er jedoch. „Habt Ihr nicht ein wenig bange vor all dem Lärmen, den unsere Tollheiten machen?"

„Monseigneur," erwiederte Aramis ehrerbietig, „ich habe mich vor Allem bei Euch zu entschuldigen, daß ich Eure freudige Gesellschaft störe, dann bitte ich Euch, nach den Vergnügungen, um einen Augenblick Gehör in Geschäften."

Da das Wort Geschäfte einige Epikuräer die Ohren spitzen machte, so stand Fouquet auf und sprach:

„Den Geschäften gehört jeder Zeit, Herr d'Herblay, und wir sind zu glücklich, wenn sie erst nach dem Mahle kommen."

So sprechend nahm er Frau von Bellière, die ihn mit einer Art von Unruhe anschaute, bei der Hand und führte sie in den anstoßenden Salon, wo er sie den Vernünftigsten der Gesellschaft anvertraute.

Hienach wandte er sich mit Aramis nach seinem Cabinet.

Sobald Aramis hier war, vergaß er die Achtung und die Etiquette; er setzte sich.

„Errathet, was ich diesen Abend gesehen habe," sagte er.

„Mein lieber Chevalier, so oft Ihr anfangt, bin ich sicher, Euch etwas Unangenehmes verkündigen zu hören."

„Auch diesmal habt Ihr Euch nicht getäuscht."

„Laßt mich nicht schmachten," sagte Fouquet phlegmatisch.

„Nun wohl! ich habe Frau von Chevreuse gesehen."

„Die alte Herzogin?"

„Ja."

„Oder ihren Schatten?"

„Nein. Eine alte Wölfin."

„Ohne Zähne?"

„Es ist möglich, doch nicht ohne Krallen."

„Wohl! warum sollte sie mir böse sein? Ich bin nicht geizig gegen die Frauen, die nicht spröde sind. Das ist eine Eigenschaft, welche stets geschätzt wird, selbst von dem Weibe, das nicht mehr Liebe hervorzurufen wagt."

„Frau von Chevreuse weiß wohl, daß Ihr nicht geizig seid, da sie Euch Geld entreißen will."

„Gut. Unter welchem Vorwand?"

„Oh! an Vorwänden fehlt es ihr nicht. Vernehmet also."

„Ich höre."

„Es scheint, die Herzogin besitzt mehrere Briefe von Herrn von Mazarin."

„Das wundert mich nicht, der Prälat war galant."

„Ja, doch diese Briefe haben keine Beziehung zu den Liebschaften des Prälaten. Sie sollen von Finanzangelegenheiten handeln."

„Das ist minder interessant."

„Ihr ahnet nicht ein wenig, was ich sagen will?"

„Durchaus nicht."

„Solltet Ihr nie von einer Anklage der Entwendung von Fonds haben reden hören?"

„Hundertmal! tausendmal! seitdem ich im Amte bin, habe ich nur hievon reden hören. Gerade wie man Euch, dem Bischof, Eure Gottlosigkeit, Euch, dem Muskekier, die Feigheit vorwirft, so wirft man dem Minister der Finanzen beständig vor, er bestehle die Finanzen."

„Gut, doch nehmen wir es genauer, denn Herr von Mazarin gibt genau an, wie die Frau Herzogin sagt."

„Was gibt er genau an?"

„Etwas wie eine Summe von dreizehn Millionen, deren Verwendung bestimmt aufzuführen Ihr Euch enthalten hättet."

„Dreizehn Millionen!" sagte der Oberintendant, während er sich in seinem Lehnstuhl ausstreckte, um den Kopf besser zum Plafond zu erheben. „Dreizehn Millionen! Oh! bei Gott! seht, ich suche sie unter allen denen, welche gestohlen zu haben man mich beschuldigt."

„Lacht nicht, mein lieber Herr, die Sache ist ernst. Es ist gewiß, daß die Herzogin diese Briefe besitzt, und daß die Briefe gut sein müssen, in Betracht, daß sie dieselben um fünfmal hunderttausend Livres verkaufen wollte."

„Man kann eine hübsche Verleumdung um diesen Preis haben," erwiederte Fouquet. „Doch ja, ich weiß, was Ihr sagen wollt."

Fouquet lachte herzlich.

„Desto besser," versetzte Aramis ein wenig beruhigt.

„Ich erinnere mich der Geschichte mit den dreizehn Millionen wieder. Ja, so ist es, ich habe sie."

„Ihr macht mir ein großes Vergnügen, laßt ein wenig hören."

„Stellt Euch vor, mein Lieber, daß der Signor Mazarini, Gott habe seine Seele, eines Tags diesen Gewinn von dreizehn Millionen an einer Concession von Gütern im Veltlin, die im Streit begriffen, machte; er durchstrich sie im Register der Einnahmen, ließ sie mich abschicken und dieselben sich für Kriegskosten geben."

„Gut, dann ist die Bestimmung gerechtfertigt."

„Nein, der Cardinal ließ sie unter seinem Namen anlegen und schickte mir eine Quittung."

„Ihr habt diese Quittung?"

„Gewiß," erwiederte Fouquet, indem er ruhig aufstand, um zu den Schubladen seines großen ebenholzenen, mit Perlmutter und Gold eingelegten Schreibtisches zu gehen.

„Was ich an Euch bewundere," sagte Aramis entzückt, „ist vor Allem Euer Gedächtniß, sodann Eure Kaltblütigkeit und endlich die vollkommene Ordnung, welche in der Verwaltung von Euch, der Ihr vorzugsweise Dichter, herrscht."

„Ja," erwiederte Fouquet, „ich habe Ordnung aus Trägheitsgeist, um mir die Mühe des Suchens zu ersparen. So weiß ich, daß der Schein von Mazarin in der dritten Schublade, Buchstabe M, liegt; ich öffne diese Schublade und lege die Hand unmittelbar auf das Papier, das ich brauche. Ich würde es bei Nacht ohne Licht finden."

Und er griff mit sicherer Hand nach dem Bündel in der offenen Schublade aufgehäufter Papiere.

„Mehr noch," fuhr er fort, „ich erinnere mich des Papiers, als ob ich es vor mir sähe; es ist stark, runzelig und am Schnitt vergoldet; Mazarin hatte einen Tintenklecks auf die Zahl des Datum gemacht. Nun! hier ist das Papier, es fühlt, daß man sich mit ihm beschäftigt und seiner bedarf: es verbirgt sich und sträubt sich.

Hiebei schaute der Intendant in die Schublade. Aramis war aufgestanden.

„Das ist sonderbar!“ sagte Fouquet.

„Euer Gedächtniß täuscht Euch, mein lieber Herr, sucht in einem andern Bündel.“

Fouquet nahm den Pack Papier und durchlief ihn noch einmal; dann erbleichte er.

„Bleibt nicht hartnäckig bei diesem,“ sagte Aramis, „sucht anderswo.“

„Vergebens, vergebens, ich begehe nie einen Irrthum; Niemand außer mir ordnet dergleichen Papiere; Niemand öffnet diese Schublade, an der ich, wie Ihr seht, einen Mechanismus habe anbringen lassen, dessen Geheimniß nur ich allein kenne.“

„Was schließt Ihr hieraus?“ fragte Aramis bewegt.

„Daß mir der Schein von Mazarin gestohlen worden ist. Frau von Chevreuse hat Recht, Chevalier; ich habe die öffentlichen Gelder veruntreut; ich habe dreizehn Millionen aus der Staatskasse gestohlen, ich bin ein Dieb, Herr d'Herblay.“

„Herr! Herr! erzürnt Euch nicht, exaltirt Euch nicht!“

„Warum sollte ich mich nicht exaltiren, Chevalier? die Sache ist schon der Mühe werth! Ein guter Prozeß, eine gute Verurtheilung, und Euer Freund, der Herr Oberintendant, kann nach Montfaucon seinem Collegen Enguerrand von Marigny, seinem Vorgänger Semblançay folgen!“

„Oh! nicht so rasch!“ versetzte Aramis lächelnd.

„Wie, nicht so rasch! Was denkt Ihr denn, daß Frau von Chevreuse mit diesen Briefen gemacht haben werde, denn nicht wahr, Ihr habt sie zurückgewiesen?“

„Oh! ja, geradezu zurückgewiesen. Ich denke, sie wird zu Herrn Colbert gegangen sein, um sie an diesen zu verkaufen.“

„Seht Ihr!“

„Ich habe gesagt, ich denke, ich könnte sagen, ich sei dessen sicher, denn ich habe ihr nachgeschickt; als sie mich verließ, kehrte sie zuerst nach Hause zurück,

dann ging sie durch eine Hinterthüre hinaus und begab sich nach der Wohnung des Intendanten in der Rue Croix-des-Petits-Champs."

„Somit also Prozeß, Scandal und Schande, Alles niederfallend wie der Blitz, blind, roh, unbarmherzig!"

Aramis näherte sich Fouquet, der in seinem Lehnstuhl bei der offenen Schublade bebte; er legte die Hand auf seine Schulter und sprach mit liebevollem Ton:

„Vergeßt nie, daß die Stellung von Herrn Fouquet sich nicht mit der von Semblançay oder Marigny vergleichen läßt."

„Mein Gott! warum nicht?"

„Weil man diesen Ministern den Prozeß gemacht, sie abgeurtheilt und den Spruch vollzogen hat, während in Beziehung auf Euch nicht dasselbe geschehen kann."

„Ich frage Euch noch einmal, warum nicht? In allen Zeiten sind die Menschen, welche Gelder unterschlagen, Verbrecher."

„Die Verbrecher, welche ein Asyl zu finden wissen, sind nie in Gefahr!"

„Mich flüchten, entfliehen!"

„Ich spreche nicht hievon, und Ihr vergeßt, daß dergleichen Prozesse vom Parlament hervorgerufen und vom Generalanwalt instruirt werden, und daß Ihr Generalanwalt seid. Ihr seht wohl, daß, wenn Ihr Euch nicht etwa selbst verurtheilen wollt . . ."

„Oh!" rief Fouquet plötzlich mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Nun! was? was gibt es?"

„Ich bin nicht mehr Generalanwalt."

Nun erbleichte Aramis dergestalt, daß er leichenfarbig aussah; er preßte seine Finger zusammen, daß sie an einander krachten, schaute mit einem verstörten Auge den Oberintendanten an und sprach, jede Sylbe abstoßend:

„Ihr seid nicht mehr Generalanwalt?"

„Nein!"

„Seit wann?"

„Seit vier bis fünf Stunden."

„Nehmt Euch in Acht!" rief Aramis, „ich glaube, Ihr seid nicht im Besitz Eures gesunden Verstandes; mein Freund, erholt Euch."

„Ich sage Euch, daß vor Kurzem Jemand im Auftrage meiner Freunde hier gewesen ist, um mir vierzehnmal hundert tausend Livres für meine Stelle anzubieten, und daß ich meine Stelle verkauft habe."

Aramis blieb ganz verblüfft; sein verständiges, spöttisches Gesicht nahm einen Ausdruck düsterer Bangigkeit an, der eine tiefere Wirkung auf den Oberintendanten hervorbrachte, als alle Schreie und alle Reden der Welt.

„Ihr hattet also Geld nöthig?" fragte er endlich.

„Ja, um eine Ehrenschuld abzutragen."

Und er erzählte Aramis mit wenigen Worten die Großmuth von Frau von Bellière und die Art, wie er diese Großmuth bezahlen zu müssen geglaubt hatte.

„Das ist ein schöner Zug," sagte Aramis; „und das kostet Euch?"

„Gerade die vierzehnmal hundert tausend Livres meiner Stelle."

„Die Ihr ganz einfach, ohne nachzudenken, in Empfang genommen habt, o unkluger Freund!"

„Ich habe sie nicht in Empfang genommen, aber ich werde sie morgen erhalten."

„Es ist also noch nicht abgemacht?"

„Es muß abgemacht sein, da ich dem Goldschmied für Mittag eine Anweisung auf meine Kasse gegeben habe, in die das Geld des Käufers zwischen sechs und sieben Uhr kommen wird."

„Gott sei gelobt!" rief Aramis in die Hände klatschend, „nichts ist völlig abgethan, da Ihr noch nicht bezahlt seid."

„Aber der Goldschmied?"

„Ihr erhaltet von mir die vierzehnmal hundert tausend Livres um ein Viertel vor zwölf Uhr.“

„Einen Augenblick Geduld, diesen Morgen um sechs Uhr unterzeichne ich.“

„Oh! ich stehe Euch dafür, daß Ihr nicht unterzeichnet.“

„Ich habe mein Wort gegeben, Chevalier!“

„Wenn Ihr es gegeben habt, so werdet Ihr es zurücknehmen.“

„Oh! was sagt Ihr mir da!“ rief Fouquet mit einem Ausdruck tiefer Rechtschaffenheit „ein Wort zurücknehmen, wenn man Fouquet ist!“

Aramis erwiederte den beinahe strengen Blick des Ministers mit einem zornigen Blick und sprach:

„Ich glaube, ich habe es verdient, ein ehrlicher Mann genannt zu werden, nicht wahr? Unter der Kasake des Soldaten habe ich fünf hundertmal mein Leben in Gefahr gesetzt; unter dem Kleide des Priesters habe ich Gott, dem Staate oder meinen Freunden noch viel größere Dienste geleistet. Ein Wort ist so viel werth, als der Mensch, der es gibt. Es ist, wenn er es hält, reines Gold; es ist ein schneidendes Eisen, wenn er es nicht halten will. Er vertheidigt sich dann mit diesem Worte wie mit einer Ehrenwaffe, in Betracht, daß, wenn er dieses Wort nicht hält, der Ehrenmann, dies geschieht, weil er in Todesgefahr ist, weil die Gefahr, die er läuft, größer ist, als der Nutzen, den sein Gegner zu ziehen hat. Dann, mein Herr, appellirt man an Gott und an sein Recht.“

Fouquet neigte das Haupt und erwiederte:

„Ich bin ein armer hartnäckiger, gewöhnlicher Bretagner; mein Geist bewundert und fürchtet den Eurigen. Ich sage nicht, ich halte mein Wort aus Tugend; ich halte es, wenn Ihr wollt, aus Routine; aber die Menschen vom großen Haufen sind einfältig genug, sie zu bewundern, diese Routine, das ist meine einzige Tugend, laßt mir die Ehre davon.“

„Ihr werdet also morgen den Verkauf der Stelle, die Euch gegen alle Eure Feinde beschützte, unterzeichnen?"

„Ich werde unterzeichnen."

„Ihr werdet Euch an Händen und Füßen gebunden einem falschen Anschein von Ehre zu Liebe, den der ängstlichste Casuist verachten würde, ausliefern?"

„Ich werde unterzeichnen."

Aramis stieß einen tiefen Seufzer aus und schaute mit der Ungeduld eines Menschen, der gern etwas zerbrechen möchte, rings umher.

„Wir haben noch ein Mittel," sagte er, „und ich hoffe, daß Ihr Euch nicht weigern werdet, dieses anzuwenden."

„Sicherlich nicht, wenn es ehrenhaft ist, wie Alles, was Ihr ersinnt, theurer Freund."

„Ich kenne nichts Ehrenhafteres, als eine Verzichtleistung von Seiten Eures Käufers. Ist er ein Freund von Euch?"

„Gewiß! . . . aber . . ."

„Aber! . . . Wenn Ihr mir erlaubt, die Sache zu behandeln, so verzweifle ich nicht."

„Oh! ich überlasse es ganz Euch."

„Mit wem habt Ihr unterhandelt? Was für ein Mensch ist es?"

„Ich weiß nicht, ob Ihr das Parlament kennt?"

„Zum großen Theil. Ist es ein Präsident?"

„Nein, ein einfacher Rath."

„Ah! ah!"

„Er heißt Vanel."

Aramis wurde purpurroth.

„Vanel!" rief er, sich erhebend; „Vanel, der Mann von Marguerite! Vanel!"

„Ganz richtig."

„Der Mann Eurer ehemaligen Geliebten?"

„Ja, mein Theurer, sie hat Frau Generalanwaltin zu werden gewünscht. Ich war ihm dies wohl schul-

dig, dem armen Vanel, und ich gewinne dabei, da ich auch noch seiner Frau ein Vergnügen mache."

Aramis ging gerade auf Fouquet zu, nahm ihn bei der Hand und sprach kaltblütig:

„Ihr wißt den Namen des neuen Liebhabers von Madame Vanel?"

„Ah! sie hat einen neuen Liebhaber? Das war mir nicht bekannt; meiner Treue, nein, ich weiß seinen Namen nicht."

„Er heißt Herr Jean Baptist Colbert; er ist Intendant der Finanzen; er wohnt in der Rue Croix-des-Petites-Champs, da, wohin Frau von Chevreuse heute Abend die Briefe von Mazarin, die sie verkaufen will, getragen hat."

„Mein Gott!" rief Fouquet, seine von Schweiß triefende Stirne abwischend. „Mein Gott!"

„Nicht wahr, Ihr fangt an zu begreifen?"

„Daß ich verloren bin, ja."

„Glaubt Ihr, es sei dies der Mühe werth, um auf ein Wort etwas weniger als Regulus zu halten?"

„Nein."

„Die hartnäckigen Menschen richten es immer so ein, daß man sie bewundert," sagte Aramis.

Fouquet reichte ihm die Hand.

In diesem Augenblick schlug eine reiche Uhr von Schildpatt mit goldenen Figuren, die auf einer Console dem Kamin gegenüber stand, die sechste Morgenstunde.

Eine Thüre ächzte in der Hausflur.

Gourville erschien auf der Schwelle des Cabinets und sagte:

„Herr Vanel fragt, ob ihn Monseigneur empfangen könne."

Fouquet wandte seine Augen von den Augen von Aramis ab und antwortete:

„Laßt Herrn Vanel eintreten."

VIII.

Das Concept von Herrn Colbert.

Vanel, der in diesem Augenblick des Gesprächs eintrat, war für Aramis und Fouquet nichts Anderes, als der Punkt, mit dem der Satz endigt.

Aber für den ankommenden Vanel mußte die Gegenwart von Aramis im Cabinet von Fouquet eine ganz andere Bedeutung haben.

Der Käufer heftete auch bei seinem ersten Schritt im Zimmer auf die zugleich so feine und so feste Physiognomie des Bischofs von Vannes einen erstaunten Blick, der bald forschend wurde.

Fouquet aber, ein wahrer Politiker, das heißt, Herr seiner selbst, hatte schon durch die Kraft seines Willens von seinem Gesichte die Spuren der durch die Mittheilung von Aramis verursachten Aufregung verschwinden gemacht.

Es war also kein durch das Unglück niedergeschlagener und auf Auswege angewiesener Mensch mehr, er hatte den Kopf erhoben und die Hand ausgestreckt, um Vanel eintreten zu lassen.

Er war erster Minister, er war zu Hause.

Aramis kannte den Oberintendanten. Alle Zartheit seines Herzens, alle Mächtigkeit seines Geistes hatte nichts, was ihn in Erstaunen setzen konnte. Er beschränkte sich daher, entschlossen, später einen thätigen Antheil an dem Gespräch zu nehmen, auf die schwierige Rolle des Mannes, der schaut und horcht, um zu erfahren und zu verstehen.

Vanel war sichtbar bewegt. Er trat bis in die Mitte des Zimmers und begrüßte Alles und Alle.

„Ich komme . . .“ sagte er.

Fouquet machte ein Zeichen mit dem Kopf und erwiederte:

„Ihr seid pünktlich, Herr Vanel.“

„In Geschäften, Monseigneur, ist die Pünktlichkeit meiner Ansicht nach eine Tugend,“ sprach Vanel.

„Gewiß, mein Herr.“

„Verzeiht,“ unterbrach Aramis, der mit dem Finger Vanel bezeichnete und sich an Fouquet wandte, „nicht wahr, der Herr hier kommt, um Eure Stelle zu kaufen?“

„Ja,“ antwortete Vanel ganz verwundert über den stolzen Ton, mit dem Aramis diese Frage machte. „Doch wie muß ich denjenigen nennen, der mir die Ehre erweist?“

„Nennt mich Monseigneur,“ erwiederte Aramis trocken.

„Ah! meine Herren,“ rief Fouquet, „genug der Ceremonien, kommen wir zur Sache.“

„Monseigneur sieht, ich warte auf sein Belieben,“ sagte Vanel.

„Ich bin es im Gegentheil, der wartete,“ versetzte Fouquet.

„Worauf wartete Monseigneur?“

„Ich dachte, Ihr hättet mir etwas zu sagen.“

„Ho! ho!“ murmelte Vanel in seinem Innern, „er hat überlegt, ich bin verloren.“

Doch er faßte wieder Muth und sprach:

„Nein, Monseigneur, nichts, durchaus nichts, als was ich Euch gestern gesagt habe und Euch zu wiederholen bereit bin.“

„Sprecht offenherzig, Herr Vanel, ist der Kauf nicht ein wenig schwer für Euch?“

„Allerdings, Monseigneur, fünfzehnmal hunderttausend Livres sind eine bedeutende Summe.“

„So bedeutend, daß ich mir überlegt hatte.“

„Ihr hattet überlegt, Monseigneur?“ rief Vanel lebhaft.

„Ja, Ihr wäret vielleicht noch nicht im Stande, zu kaufen.“

„Oh! Monseigneur . . .“

„Beruhigt Euch, ich werde Euch nicht wegen eines

Wortbruchs tadeln, der offenbar nur von Eurem Unvermögen herrühren kann."

„Doch wohl, Ihr würdet mich tadeln, und Ihr hättet Recht, denn es ist das Benehmen eines Unklugen oder eines Narren, Verbindlichkeiten einzugehen, die er nicht halten kann, und ich habe stets eine verabredete Sache als eine abgemachte Sache betrachtet."

Fouquet erröthete. Aramis machte ein hm! der Ungeduld.

„Man müßte es indessen bei solchen Ideen nicht übertreiben, mein Herr," entgegnete der Oberintendant; „denn der Geist des Menschen ist veränderlich und voll kleiner, sehr entschuldbarer, zuweilen sogar sehr achtbarer Launen, und was Einer gestern gewünscht hat, bereut er heute."

Vanel fühlte einen kalten Schweiß von seiner Stirne über seine Wangen herabfließen und stammelte:

„Monseigneur! . ."

Glücklich, den Oberintendanten eine so unbefangene Stellung in der Debatte nehmen zu sehen, stützte sich Aramis mit dem Ellenbogen auf den Marmor eines Wandtisches und fing an mit einem kleinen goldenen Messer, dessen Griff von Malachit, zu spielen.

Fouquet sah seine Zeit ab; dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte er:

„Höret, mein lieber Herr Vanel, ich will Euch die Lage der Dinge auseinandersetzen."

Vanel bebte.

„Ihr seid ein galanter Mann, und als ein solcher werdet Ihr begreifen," fuhr Fouquet fort.

Vanel wankte.

„Ich wollte gestern verkaufen . . ."

„Monseigneur wollte nicht nur gestern verkaufen, Monseigneur hat verkauft," unterbrach Vanel den Oberintendanten.

„Gut! es mag sein. Doch heute erbitte ich mir

von Euch als eine Gunst, daß Ihr mir das Wort zurückgebt, das Ihr gestern von mir empfangen habt."

„Dieses Wort, ich habe es empfangen," sagte Vanel wie ein unbeugsames Echo.

„Ich weiß es, deshalb flehe ich Euch an, Herr Vanel, hört Ihr wohl? ich flehe Euch an, es mir zurückzugeben."

Fouquet hielt inne. Das Wort: ich flehe Euch an, dessen unmittelbare Wirkung er nicht sah, hatte ihm beim Durchgang die Kehle zerrissen.

Aramis, der beständig mit seinem Messer spielte, heftete auf Vanel Blicke, die bis in den Grund seiner Seele dringen zu wollen schienen.

Vanel verbeugte sich und erwiederte:

„Monseigneur, ich bin sehr gerührt von der Ehre, daß Ihr mich über eine vollendete Thatsache zu Rathe zieht; aber . . ."

„Sprecht keine aber, lieber Herr Vanel."

„Ach! Monseigneur, bedenkt doch, daß ich das Geld, ich will sagen, die Summe mitgebracht habe."

Vanel öffnete hier ein dickes Portefeuille und fuhr dann fort:

„Monseigneur, hier ist der Vertrag über den Verkauf, den ich mit einem Gute meiner Frau gemacht habe. Die Anweisung ist autorisirt, mit den nöthigen Unterschriften versehen, zahlbar nach Sicht; es ist baares Geld, mit einem Wort, das Geschäft ist abgethan."

„Mein lieber Herr Vanel, es gibt kein Geschäft in der Welt, so bedeutend es auch sein mag, das man nicht rückgängig macht, um zu verbinden . . ."

„Gewiß," murmelte Vanel ungeschickter Weise.

„Um einen Mann zu verbinden, aus dem man sich so einen Freund schaffen wird," fuhr Fouquet fort.

„Gewiß, Monseigneur."

„Mit um so viel mehr Recht einen Freund, Herr Vanel, je bedeutender der geleistete Dienst sein wird.

Nun, mein Herr, laßt hören, wozu entscheidet Ihr Euch?"

Vanel schwieg.

Mittlerweile hatte Aramis seine Beobachtungen zusammengefaßt.

Das schmale Gesicht von Vanel, seine tiefen Augenhöhlen, seine bogenartig runden Augenbrauen hatten dem Bischof von Vannes den Typus eines Geizigen und eines Ehrsüchtigen geoffenbart. Eine Leidenschaft durch eine andere Bresche schießen, dies war die Methode von Aramis. Er sah Fouquet besiegt, entmuthigt, und warf sich mit neuen Waffen in den Kampf.

„Verzeiht, Monseigneur," sagte er, „Ihr vergeßt, Herrn Vanel begreiflich zu machen, daß seine Interessen diesem Verzicht auf den Verkauf geradezu entgegengesetzt sind."

Vanel schaute den Bischof ganz erstaunt an; auf dieser Seite eine Hülfsmacht zu finden, hatte er nicht erwartet. Fouquet hielt auch inne, um auf den Bischof zu hören.

„Herr Vanel," fuhr Aramis fort, „Herr Vanel hat, um Eure Stelle zu kaufen, Monseigneur, ein Gut von seiner Frau Gemahlin verkauft; nun wohl! das ist ein Geschäft; man deplacirt nicht, wie er es gethan hat, fünfzehnmal hunderttausend Livres ohne beträchtliche Verluste, ohne schwere Verlegenheiten."

„Das ist wahr," sagte Vanel, dem Aramis mit seinen leuchtenden Blicken die Wahrheit aus dem Grunde des Herzens riß.

„Verlegenheiten," fuhr Aramis fort, „lösen sich in Ausgaben auf, und wenn man ein Geldgeschäft macht, kommen die Geldausgaben unter Nro. 1 bei den Beschwerden."

„Ja, ja," sagte Fouquet, der die Absicht von Aramis zu errathen anfing.

Vanel blieb stumm: er hatte begriffen.

Aramis bemerkte diese Kälte und diese Zurückhaltung.

„Gut!" sagte er zu sich selbst, „häßliches Gesicht, du spielst den Discreten, bis du die Summe kennst; doch sei unbesorgt, ich will dir einen solchen Hagel von Thalern zuschicken, daß du capituliren wirst."

„Wir müssen sogleich Herrn Vanel hunderttausend Thaler anbieten," sprach Fouquet von seiner Großmuth hingerissen.

Die Summe war schön. Ein Fürst hätte sich mit einem solchen Reukauf begnügt. Hunderttausend Thaler waren in jener Zeit die Mitgift einer Königstochter.

Vanel rührte sich nicht.

„Das ist ein Schelm," dachte der Bischof, „er braucht die runde Summe von fünfmal hunderttausend Livres."

Und er machte Fouquet ein Zeichen.

„Ihr scheint mehr als dieses ausgegeben zu haben, mein lieber Herr Vanel," sagte der Oberintendant. „Oh! das Geld ist sehr theuer. Ja, Ihr werdet bei dem Verkauf dieses Gutes ein Opfer gebracht haben. Ei! wo hatte ich den Kopf! Ich will Euch eine Anweisung von fünfmal hunderttausend Livres unterzeichnen, und dabei bin ich Euch noch mit ganzem Herzen verbunden."

Es kam bei Vanel weder Freude, noch Verlangen zum Ausbruch. Seine Physiognomie blieb unempfindlich und keine Muskel seines Gesichtes bewegte sich.

Aramis sandte Fouquet einen verzweifelten Blick zu. Dann näherte er sich Vanel, nahm ihn mit der den Menschen von großem Gewicht eigenthümlichen Geberde oben an seinem Wamms und sagte:

„Herr Vanel, es ist nicht die Klemme, nicht das Aufbringen des Geldes, nicht der Verkauf Eures Gutes, was Euch in Anspruch nimmt; es ist ein höherer Gedanke; ich begreife ihn: Merkt wohl auf meine Worte."

„Ja, Monseigneur," antwortete Vanel.

Und der Unglückliche fing an zu zittern; das Feuer der Augen des Prälaten verzehrte ihn.

„Ich biete Euch also, ich, im Namen des Oberintendanten, nicht dreimal hunderttausend Livres, sondern eine Million. Eine Million, höret Ihr?"

Und er schüttelte ihn mit nervigem Arme.

„Eine Million!" wiederholte Vanel ganz bleich.

„Eine Million, das heißt in gegenwärtiger Zeit siebenzigtausend Livres Einkünfte."

„Ah! mein Herr," sagte Fouquet, „das schlägt man nicht aus. Antwortet also: nehmt Ihr an?"

„Unmöglich," murmelte Vanel.

Aramis biß sich auf die Lippen, und etwas wie eine weiße Wolke zog über sein Gesicht hin.

Man errieth den Blitz hinter dieser Wolke. Er ließ Vanel nicht los.

„Nicht wahr, Ihr habt die Stelle um fünfzehnmal hunderttausend Livres gekauft? Wohl! man wird Euch diese fünfzehnmal hunderttausend Livres geben. Ihr habt anderthalb Millionen damit gewonnen, daß Ihr Herrn Fouquet besucht und seine Hand berührt. Ehre und Gewinn zugleich, Herr Vanel."

„Ich kann nicht," sagte Vanel mit dumpfem Ton.

„Gut," sprach Aramis, der das Wamms dergestalt zusammengepreßt hatte, daß Vanel in dem Augenblick, wo er es losließ, durch die Erschütterung zurückgeschleudert wurde; „gut! man sieht klar genug, was Ihr hier gewollt."

„Ja, man sieht es," rief Fouquet.

„Aber . . ." versetzte Vanel, der sich von der Schwäche dieser zwei Ehrenmänner emporzurichten suchte.

„Der Schurke erhebt die Stimme, denke ich!" sprach Aramis mit dem Tone eines Kaisers.

„Schurke!" wiederholte Vanel.

„Das ist erbärmlich, wollte ich sagen," fügte Aramis wieder kalt geworden bei. „Zieht rasch Euren

Verkaufsvertrag hervor; Ihr müßt ihn ganz fertig in einer von Euren Taschen haben, wie der Räuber seine Pistole oder seinen Dolch unter seinem Mantel verborgen hält."

Vanel brummelte.

„Genug!" rief Fouquet, „reicht mir den Vertrag."

Vanel störte zitternd in seiner Tasche; er zog sein Portefeuille hervor, und aus dem Portefeuille fiel ein Papier, während Vanel Fouquet das andere reichte.

Aramis schoß auf das Papier zu, dessen Schrift er erkannte.

„Verzeiht, das ist das Concept der Urkunde," sagte Vanel.

„Ich sehe es wohl," erwiederte Aramis mit einem Lächeln, das grausamer, als ein Peitschenhieb gewesen wäre, „und dabei bewundere ich, daß dieses Concept von der Hand von Herrn Colbert ist. Seht, Monseigneur, schaut."

Er reichte das Concept Fouquet und dieser erkannte die Wahrheit der Thatsache. Mit Durchstrichen, mit beigefügten Worten überladen und am Rande ganz geschwärzt, enthüllte diese Urkunde, ein lebendiges Zeugniß vom Anschlag Colberts, dem Opfer Alles.

„Nun?" murmelte Fouquet.

Ganz niedergeschmettert, schien Vanel ein tiefes Loch zu suchen, um sich darin zu versenken.

„Nun!" sprach Aramis, „wenn Ihr nicht Fouquet hießet, und Euer Feind nicht Colbert, wenn Ihr nur diesen feigen Dieb hier vor Euch hättet, so würde ich Euch sagen: Leugnet, ein solcher Beweis hebt jedes Wort auf; doch diese Leute würden glauben, Ihr habet Angst; sie würden Euch weniger fürchten; nehmt, Monseigneur."

Er reichte ihm die Feder und fügte bei:

„Unterzeichnet."

Fouquet drückte Aramis die Hand, doch statt der Urkunde, die man ihm reichte, nahm er das Concept.

„Nein, nicht dieses Papier! sondern jenes,“ sagte Aramis lebhaft. „Das andere ist zu kostbar, als daß Ihr es nicht behalten solltet.“

„Oh! nein,“ entgegnete Fouquet; „ich werde auf der Schrift von Herrn Colbert selbst unterzeichnen, und ich schreibe: „„Die Schrift gut geheißen.““

Er unterzeichnete und sprach dann:

„Nehmt, Herr Vanel.“

Vanel ergriff das Papier, gab sein Geld und wollte entfliehen.

„Einen Augenblick Geduld!“ rief Aramis. „Seid Ihr sicher, daß das Geld richtig ist? Dergleichen zählt man, Herr Vanel, besonders wenn es Geld ist, das Herr Colbert den Weibern schenkt. Ah! dieser würdige Herr Colbert ist nicht so freigebig, wie Herr Fouquet.“

Und jedes Wort, jeden Buchstaben der Anweisung einzeln aussprechend, destillirte Aramis seinen ganzen Zorn und seine ganze Verachtung Tropfen für Tropfen auf dem Elenden, der eine halbe Viertelstunde lang diese Marter erduldete; dann schickte man ihn weg, nicht mehr mit der Stimme, sondern mit der Geberde, wie man einen albernen Bauernburschen wegschickt, einen Bedienten wegjagt.

Als Vanel sich entfernt hatte, schwiegen der Minister und der Prälat, einander anschauend, einen Augenblick.

„Nun?“ sagte Aramis, der das Stillschweigen zuerst brach, „womit vergleicht Ihr einen Menschen, der, während er einen gepanzerten, bewaffneten, wüthenden Feind bekämpfen sollte, seine Waffen wegwirft und seinem Gegner freundliche Küsse zusendet? Treue und Glauben sind eine Waffe, der sich die Schurken häufig gegen die redlichen Leute mit Glück bedienen. Die redlichen Leute müßten daher auch Falschheit gegen die Schufte anwenden, Ihr würdet sehen, wie stark sie wären, ohne aufzuhören, ehrlich zu sein.“

„Man würde ihre Handlungen schuftige Handlungen nennen,“ erwiederte Fouquet.

„Keines Wegs; man würde das die Coquetterie der Ehrlichkeit nennen. Da Ihr nun mit diesem Vanel abgeschlossen, da Ihr Euch des Glückes beraubt habt, ihn Euer Wort ableugnend niederzuschmettern, da Ihr ihm gegen Euch die einzige Waffe gegeben habt, die Euch zu Grunde richten kann . . .“

„Oh! mein Freund,“ sprach Fouquet traurig, „Ihr seid nun wie der philosophische Lehrer, von dem eines Tages la Fontaine sprach. Er sieht, daß das Kind ertrinkt, und hält ihm eine Rede in drei Theilen.“

„Philosoph, ja; Lehrer, ja; Kind, das ertrinkt, ja; doch ein Kind, das man rettet, wie Ihr sehen werdet. Sprechen wir vor Allem von den Geschäften.“

Fouquet schaute ihn mit erstaunter Miene an.

„Habt Ihr mir nicht kürzlich einen gewissen Plan von einem Feste in Vaux mitgetheilt?“

„Ah! das war die gute Zeit.“

„Ein Fest, zu dem sich der König, glaube ich, selbst eingeladen hatte?“

„Nein, mein lieber Prälat, ein Fest, zu dem sich einzuladen Herr Colbert dem König gerathen hatte.“

„Ah! ja, als zu einem Feste, das zu kostspielig wäre, daß Ihr Euch nicht dabei zu Grunde richten solltet.“

„So ist es. In der guten Zeit hatte ich, wie ich Euch vorhin sagte, den Stolz, meinen Feinden die Fruchtbarkeit meiner Mittel zu zeigen; ich setzte meine Ehre darein, sie mit Schrecken zu erfüllen, indem ich Millionen da schuf, wo sie nur mögliche Bankerotte gesehen hatten; heute aber rechne ich mit dem Staat, mit dem König, mit mir selbst; heute bin ich im Begriff, der Mann der Knickerei zu werden; ich werde der Welt zu beweisen wissen, daß ich mit Pfennigen zu Werke gehe, wie mit Pistolenstücken, und von morgen an,

wenn meine Equipagen verkauft, wenn meine Häuser verpfändet sind, wenn mein Aufwand eingestellt ist . ."

„Von morgen an," unterbrach ihn Aramis ruhig, „von morgen an, mein lieber Freund, werdet Ihr Euch unabläßig mit dem Feste in Vaux beschäftigen, das eines Tages unter den heroischen Herrlichkeiten Eurer schönen Zeit angeführt werden soll."

„Ihr seid verrückt, Chevalier d'Herblay."

„Ich? Das fällt Euch nicht ein."

„Wie? wißt Ihr denn, was ein Fest, das einfachste der Welt, in Vaux kosten kann? Vier bis fünf Millionen."

„Ich spreche nicht vom einfachsten der Welt, mein lieber Oberintendant."

„Da das Fest dem König gegeben wird, so kann es aber nicht einfach sein," eutgegnete Fouquet, der sich in dem Gedanken von Aramis täuschte.

„Ganz richtig, es muß von der größten Pracht sein."

„Dann werde ich zehn bis zwölf Millionen ausgeben."

„Ihr werdet zwanzig ausgeben, wenn es sein muß," erwiederte Aramis ohne alle Aufregung.

„Woher würde ich sie nehmen?" rief Fouquet.

„Das ist meine Sache, Herr Oberintendant, seid deshalb nicht einen Augenblick unruhig. Das Geld wird schneller zu Eurer Verfügung bereit liegen, als Ihr mit dem Plan für Euer Fest mit Euch im Reinen seid."

„Chevalier! Chevalier!" rief Fouquet vom Schwindel ergriffen, „wohin reißt Ihr mich?"

„Auf die andere Seite des Abgrundes, in den Ihr zu fallen im Begriffe waret," antwortete der Bischof von Vannes. „Hängt Euch an meinen Mantel an und habt nicht bange."

„Warum habt Ihr mir das nicht früher gesagt, Aramis! Es ist ein Tag erschienen, wo Ihr mich mit einer Million gerettet hättet; während heute . . ."

„Während ich heute zwanzig ausgeben werde?“ sagte der Prälat. „Gut, es mag sein. Doch der Grund ist einfach, mein Freund: an dem Tag, von dem Ihr sprecht, hatte ich die nöthige Million nicht zu meiner Verfügung. Heute habe ich leicht die zwanzig Millionen, die ich brauchen werde.“

„Gott höre Euch und rette mich!“

Aramis lächelte wieder auf eine seltsame Weise wie gewöhnlich und sprach:

„Gott hört m i ch immer, dies hängt vielleicht davon ab, daß ich ihn sehr laut bitte.“

„Ich überlasse mich Euch ohne Rückhalt.“

„Oh! so verstehe ich es nicht. I ch gehöre Euch ohne Rückhalt. Auch werdet Ihr, der Ihr der feinste, zarteste und erfindungsreichste Geist seid, das ganze Fest bis auf die geringste Einzelheit anordnen. Nur . .“

„Nun?“ fragte Fouquet, wie ein Mensch, der gewohnt ist, den Werth der Parenthesen zu fühlen.

„Nun wohl! wenn ich Euch die Erfindung der Einzelheiten überlasse, so behalte ich mir die Ueberwachung der Ausführung vor.“

„Wie so?“

„Damit will ich sagen, Ihr werdet aus mir, für diesen Tag, einen Haushofmeister, einen Oberaufseher, eine Art von Factotum machen; ich werde als Kapitän der Garden und als Verwalter functioniren, die Leute gehen machen und die Schlüssel der Thüren haben; Ihr ertheilt dann allerdings Eure Befehle, doch Ihr ertheilt sie mir, sie gehen durch meinen Mund, um an ihre Bestimmung zu gelangen, begreift Ihr?“

„Nein, ich begreife nicht.“

„Doch Ihr willigt ein?“

„Bei Gott! ja, mein Freund.“

„Mehr brauche ich nicht. Meinen Dank also, und macht die Liste der Einladungen.“

„Und wen werde ich einladen?“

„Alle Welt.“

IX.

Worin es dem Autor scheint, es sei Zeit, zum Vicomte von Bragelonne zurückzukehren.

Unsere Leser haben in dieser Geschichte parallel die Abenteuer der neuen Generation und die der vergangenen sich entrollen sehen.

Den Einen der Reflex des Ruhmes von Einst, die Erfahrung der schmerzlichen Dinge dieser Welt. Daher auch der Friede, der sich des Herzens bemächtigt und dem Blute um die Narben, welche grausame Wunden machten, zu entschlummern gestattet.

Den Anderen die Kämpfe der Eitelkeit und der Liebe, der bittere Kummer und die unaussprechlichen Freuden: das Leben statt der Erinnerung.

Ist eine Abwechselung vor den Augen des Lesers bei den Episoden dieser Erzählung aufgetaucht, so liegt die Ursache in den fruchtbaren Nuancen, welche aus dieser doppelten Palette hervorspringen. Zwei Gemälde gehen Seite an Seite, vermengen sich und setzen ihren strengen Ton und ihren freudigen gegenseitig in Einklang.

Die Ruhe der Bewegungen des einen findet sich im Schooße der Bewegungen des anderen. Nachdem man mit den Greisen vernünftig abgehandelt, tollt man gern mit den jungen Leuten.

Würden die Fäden dieser Geschichte nicht hinreichend das Kapitel, das wir schreiben, mit dem verknüpfen, welches wir geschrieben haben, so würde uns das nicht mehr Sorge machen, als es Ruysdael machte, einen Herbsthimmel zu malen, nachdem er einen Frühling vollendet hatte.

Wir fordern den Leser auf, ebenso zu thun und

Raoul von Bragelonne an der Stelle wieder aufzunehmen, wo ihn unsere letzte Skizze gelassen hatte.

Trunken, erschrocken, trostlos oder vielmehr ohne Vernunft, ohne Willen, ohne einen Entschluß, entfloh er nach der Scene, deren Ende er bei la Vallière gesehen hatte. Der König, Montalais, Louise, dieses Zimmer, diese seltsame Ausschließung, dieser Schmerz von Louise, dieser Schrecken von Montalais, dieser Zorn des Königs, Alles weissagte ihm ein Unglück! Doch welches?

Von London angekommen, weil man ihm eine Gefahr verkündigte, fand er mit dem ersten Blick den Schein dieser Gefahr. War dies nicht genug für eine Liebe? Ja, gewiß, aber es war nicht genug für ein edles Herz, das stolz darauf, sich bei einer der seinigen gleichen Redlichkeit der Gefahr auszusetzen.

Raoul suchte indessen die Erklärungen nicht da, wo sie sogleich eifersüchtige Liebhaber oder schüchterne Ehemänner suchen. Er sprach nicht zu seiner Geliebten: „Louise, liebt Ihr mich nicht mehr? Louise, liebt Ihr einen Anderen?" Ein Mann voll Muth, voll Freundschaft wie er voll Liebe war, gewissenhaft, seinem Worte getreu, wie er an das Wort Anderer glaubte, sagte Raoul zu sich selbst: „Guiche hat mir geschrieben, um mich zu warnen; Guiche weiß etwas, ich will Guiche fragen, was er wisse, und ihm sagen, was ich gesehen habe."

Der Weg zu diesem war nicht weit. Vor zwei Tagen von Fontainebleau nach Paris zurückgebracht, fing Guiche an, sich von seiner Wunde zu erholen, und machte ein paar Schritte in seinem Zimmer

Er stieß einen Freudenschrei aus, als er Raoul mit seiner Freundschaftswuth eintreten sah.

Raoul stieß einen Schmerzensschrei aus, als er Guiche so bleich, so abgemagert erblickte. Zwei Worte und die Geberde, die der Verwundete machte, um den

Arm von Raoul zu entfernen, genügten, um den letzteren von der Wahrheit zu unterrichten.

„Ah! so ist es," sagte Raoul, während er sich an die Seite seines Freundes setzte, „man liebt und man stirbt."

„Nein, nein, man stirbt nicht, denn ich stehe und schließe Euch in meine Arme," erwiederte Guiche lächelnd.

„Ah! ich verstehe."

„Und ich verstehe Euch auch, Ihr lebt der Ueberzeugung, ich sei unglücklich, Raoul?"

„Leider."

„Nein. Ich bin der glücklichste der Menschen, ich leide mit meinem Leib, aber nicht mit meinem Herzen, nicht mit meiner Seele. Wenn Ihr wüßtet . . . Oh! ich bin der glücklichste der Menschen!"

„Oh! desto besser, desto besser, wenn es nur fortdauert."

„Ah! ich habe genug bis zu meinem Tode, Raoul."

„Ihr, das bezweifle ich nicht, doch sie . . ."

„Hört, Freund, ich liebe sie . . . weil . . . Aber Ihr hört mich nicht."

„Verzeiht."

„Ihr seid zerstreut."

„Ja. . . Doch vor Allem, wie steht es mit Eurer Gesundheit?"

„Das ist es nicht."

„Mein Lieber, ich glaube Ihr hättet Unrecht, mich zu befragen."

Und er betonte dieses Ihr so, daß er seinen Freund völlig über die Natur des Uebels und die Schwierigkeiten des Heilmittels aufklärte.

„Ihr sagt mir das, Raoul, wegen dessen, was ich Euch geschrieben habe."

„Ja . . . Doch wollen wir nicht hievon sprechen, wenn Ihr mir Eure Freuden und Eure Leiden bis zum Ende erzählt haben werdet?"

„Theurer Freund, ich gehöre Euch, ganz und auf der Stelle Euch.“

„Meinen Dank, ich habe Eile . . . ich brenne, ich bin von London hierher in der Hälfte der Zeit gekommen, welche die Staatscourriere gewöhnlich brauchen. Nun! was wolltet Ihr?“

„Nichts Anderes, als Euch zur Rückkehr veranlassen.“

„Wohl, hier bin ich.“

„Dann ist es gut.“

„Ah! ich denke, es gibt noch etwas Anderes.“

„Meiner Treue, nein!“

„Guiche!“

„Bei meinem Ehrenwort.“

„Ihr habt mich nicht mit Gewalt Hoffnungen entrissen, Ihr habt mich nicht einer Ungnade des Königs durch diese Rückkehr ausgesetzt, die eine Verletzung seiner Befehle ist, Ihr habt mir nicht die Eifersucht, diese Schlange, ins Herz gebunden, um mir zu sagen: Es ist gut, schlafet ruhig!“

„Ich sage Euch nicht, schlafet ruhig, Raoul, aber begreift mich wohl. Ich will und kann Euch nichts Anderes sagen.“

„Oh! mein Freund, für wen haltet Ihr mich?“

„Wie so?“

„Wenn Ihr wißt, warum verbergt Ihr mir? wenn Ihr nicht wißt, warum warntet Ihr mich?“

„Es ist wahr. Ich habe Unrecht gehabt. Ah! seht Ihr, ich bereue es, Raoul. Es ist nichts einem Freunde zu schreiben: Kommt! aber diesen Freund vor dem Antlitz haben, ihn schauern, unter der Erwartung eines Wortes, was man ihm nicht zu sagen wagt, keuchen fühlen!“

„Wagt es, ich habe Muth, wenn Ihr keinen habt!“ rief Raoul in Verzweiflung.

„Oh! Ihr seid ungerecht und vergeßt, daß Ihr es mit einem armen Verwundeten, der Hälfte Eures Her-

zens, zu thun habt... Beruhigt Euch! Ich habe Euch geschrieben: Kommt! Ihr seid gekommen, verlangt nicht mehr von diesem unglücklichen Guiche."

„Ihr habt mich kommen heißen, nicht wahr, in der Hoffnung, ich würde sehen?"

„Aber . . ."

„Kein Zögern! Ich habe gesehen."

„Ah!" machte Guiche.

„Oder ich glaubte wenigstens . . ."

„Ihr seht, Ihr zweifelt. Doch wenn Ihr zweifelt, mein armer Freund, was bleibt mir zu thun übrig?"

„Ich habe la Vallière in Verwirrung, Montalais erschrocken gesehen . . . den König . . ."

„Den König?"

„Ja, Ihr wendet den Kopf ab; hier ist die Gefahr, hier ist das Uebel; nicht wahr, es ist der König?"

„Ich sage nichts."

„Oh! Ihr sagt tausend und aber tausendmal mehr. Oh! ich flehe Euch an, habt Mitleid, nennt mir Thatsachen! mein Freund, mein einziger Freund, sprecht. Mein Herz ist tief verwundet, es blutet, ich sterbe vor Verzweiflung!"

„Wenn dem so ist, mein lieber Raoul, so erleichtert Ihr es mir und ich will sprechen, überzeugt, daß ich nur tröstliche Dinge sage, im Vergleich zu der Verzweiflung, in der ich Euch sehe."

„Ich höre. . . ich höre! . ."

„Wohl!" sprach der Graf Guiche, „ich kann Euch das sagen, was Ihr aus dem Munde des Ersten, des Besten erfahren würdet."

„Des Ersten, des Besten? Man spricht also davon?" rief Raoul.

„Ehe Ihr sagt: Man spricht davon, erfahret zuerst, wovon man sprechen kann. Ich schwöre Euch, es handelt sich um nichts, was im Grunde nicht sehr unschuldig ist; vielleicht ein Spaziergang."

„Ah! ein Spaziergang mit dem König?"

„Ja, mit dem König, doch mir scheint, der König ist schon sehr oft mit Damen spazieren gegangen, ohne daß deshalb . . ."

„Ich muß Euch wiederholen, Ihr hättet mir nicht geschrieben, wäre dieser Spaziergang sehr natürlich gewesen."

„Ich weiß, daß der König während dieses Sturmes besser daran gethan hätte, ein Obdach zu suchen, als mit entblößtem Haupte vor la Vallière stehen zu bleiben, doch . . ."

„Doch?"

„Der König ist so artig."

„Ah! Guiche! Guiche! Ihr macht mich sterben."

„Schweigen wir also."

„Nein, fahret fort. Auf diesen Spaziergang folgten andere?"

„Nein . . . das heißt, ja; es ist das Abenteuer bei der Eiche vorgefallen. Ist es das? Ich weiß es nicht."

Raoul stand auf. Guiche suchte ihn, trotz seiner Schwäche, nachzuahmen.

„Seht Ihr," sagte er, „ich werde kein Wort mehr beifügen; ich habe zu viel oder zu wenig gesagt. Andere werden Euch unterrichten, wenn sie wollen oder wenn sie können; meine Pflicht war, Euch zu warnen; ich habe es gethan. Ueberwacht Eure Angelegenheiten nun selbst."

„Ausfragen! ach! Ihr seid nicht mein Freund, Ihr, der Ihr so mit mir sprecht," sagte trostlos der junge Mann. „Der Erste, den ich ausfrage, wird ein Boshafter oder ein Dummkopf sein; ist er boshaft, so wird er mich belügen, um mich zu martern; ist er ein Dummkopf, so wird er noch Schlimmeres thun. Ah! Guiche, Guiche, ehe zwei Stunden vergehen, werde ich zehn Lügen und zehn Duelle gefunden haben. Rettet mich! ist es nicht das Beste, sein Unglück zu kennen?"

„Aber ich weiß nichts, sage ich Euch. Ich war

verwundet, lag im Fieber; ich hatte den Geist verloren, und habe hievon nur eine oberflächliche, verwischte Kenntniß. Doch, bei Gott! wir suchen sehr fern, während wir unsern Mann unter der Hand haben. Ist nicht Herr d'Artagnan Euer Freund?"

„Oh! das ist wahr! das ist wahr!"

„Geht also zu ihm. Er wird das Licht machen und Eure Augen nicht zu verletzen suchen."

Ein Lackei trat ein.

„Was gibt es?" fragte Guiche.

„Man erwartrt den Herrn Grafen im Porzellancabinet."

„Gut. Ihr erlaubt, lieber Raoul. Seitdem ich gehe, bin ich stolz."

„Ich würde Euch meinen Arm anbieten, Guiche, erriethe ich nicht, daß die Person, die nach Euch schickt, eine Frau ist."

„Ich glaube, ja," erwiederte Guiche lächelnd; und er verließ Raoul.

Dieser blieb unbeweglich, in Gedanken versunken, niedergeschmettert wie der Bergmann, auf den ein Gewölbe eingestürzt ist; er ist verwundet, sein Blut fließt, sein Geist unterbricht sich, er sucht sich aufzuraffen und sein Leben mit seiner Vernunft zu retten. Einige Minuten genügten Raoul, um die Blendungen dieser zwei Offenbarungen zu zerstreuen. Er hatte schon den Faden seiner Ideen wieder aufgegriffen, als er plötzlich durch die Thüre die Stimme von Montalais im Porzellancabinet zu erkennen glaubte.

„Sie!" rief er. „Ja, es ist ihre Stimme. O! das ist eine Frau, die mir die Wahrheit sagen könnte; doch werde ich sie hier befragen? Sie verbirgt sich selbst vor mir. Sie kommt ohne Zweifel im Auftrage von Madame. Ich werde sie in ihrer Wohnung sehen. Sie wird mir ihren Schrecken, ihre Flucht, die Ungeschicklichkeit, mit der man mich vertrieben hat, erklären; sie wird mir Alles sagen, hat mir Herr d'Artagnan,

der Alles weiß, das Herz wieder gestärkt. Madame ... eine Coquette. Nun wohl! ja, eine Coquette, die aber in ihren guten Augenblicken liebt, eine Coquette, die wie der Tod oder das Leben ihre Laune hat, die aber Guiche sagen gemacht, er sei der glücklichste der Menschen. Dieser ist wenigstens der Rosen sicher. Vorwärts!"

Er entfloh aus dem Zimmer des Grafen und kam, während er sich zum Vorwurf machte, daß er mit Guiche nur von sich selbst gesprochen, zu d'Artagnan.

X.

Bragelonne setzt seine Fragen fort:

Der Kapitän hatte den Dienst, er saß im ledernen Lehnstuhl, den Sporn in den Boden eingedrückt, den Degen zwischen den Beinen und las, seinen Schnurrbart drehend, viele Briefe.

D'Artagnan gab ein Gebrumme der Freude von sich, als er den Sohn seines Freundes erblickte.

„Raoul, mein Junge," sagte er, „durch welchen Zufall hat Dich der König zurückgerufen?"

Diese Worte klangen schlecht im Ohr des jungen Mannes, er setzte sich und erwiederte:

„Meiner Treue, ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich zurückgekommen bin."

„Hm!" machte d'Artagnan, indem er die Briefe, mit einem Blick voll Absicht auf Raoul gerichtet, wieder zusammenlegte

„Was sagst Du da, Junge? der König hat Dich

nicht gerufen und Du bist zurückgekommen? Ich begreife das nicht recht."

Raoul war schon bleich, er rollte schon seinen Hut mit einer trostlosen Miene zusammen.

„Was für eine Teufelsmiene machst Du, und was für ein Leichengesicht ist dies?" rief der Kapitän. „Nimmt man in England dergleichen Manieren an? Mordioux! ich war auch in England und bin munter zurückgekommen wie ein Fink. Wirst Du wohl sprechen?"

„Ich habe zu viel zu sagen."

„Ah! ah! wie geht es Deinem Vater?"

„Theurer Freund, verzeiht mir, das wollte ich Euch fragen."

D'Artagnan verdoppelte die Schärfe des Blickes, dem kein Geheimniß widerstand.

„Du hast Kummer," sagte er.

„Bei Gott! Ihr wißt es wohl, Herr d'Artagnan."

„Ich?"

„Allerdings. Oh! spielt nicht den Erstaunten."

„Ich spiele nicht den Erstaunten, mein Freund."

„Mein lieber Kapitän, ich weiß wohl, daß ich im Spiele der Schlauheit, wie in dem der Stärke von Euch geschlagen würde. In diesem Augenblick bin ich ein Dummkopf, ein winziges Wesen. Ich habe weder Gehirn, noch Arm, verachtet mich nicht, helft mir. Mit einem Worte, ich bin der elendste der lebenden Menschen."

„Ho! ho! warum das?" fragte d'Artagnan, indem er seinen Gürtel aufschnallte und sein Lächeln milderte.

„Weil Fräulein de la Vallière mich betrügt."

D'Artagnan veränderte das Gesicht nicht.

„Sie betrügt Dich! sie betrügt Dich! das sind große Worte. Wer hat sie Dir gesagt?"

„Alle Welt."

„Ah! wenn es alle Welt gesagt hat, muß etwas Wahres daran sein. Ich meinerseits glaube an das

Feuer, wenn ich den Rauch sehe. Das ist lächerlich, aber es ist so."

„Ihr glaubt also?" rief Bragelonne lebhaft.

„Ah! wenn Du Dich an mich hältst . . ."

„Allerdings."

„Ich mische mich nicht in dergleichen Angelegenheiten, Du weißt das wohl."

„Wie! für einen Freund, für einen Sohn!"

„Ganz richtig. Wenn Du ein Fremder wärest, würde ich Dir sagen . . . ich würde Dir gar nichts sagen. Wie geht es Porthos, weißt Du es?"

„Herr," rief Raoul, d'Artagnan die Hand drückend, „im Namen der Freundschaft, die Ihr meinem Vater gewidmet habt."

„Ah! Teufel, Teufel! Du bist sehr krank . . . an Neugierde."

„Nicht an Neugierde, an Liebe."

„Gut. Abermals ein großes Wort. Wärest Du wirklich verliebt, mein theurer Raoul, so würde das ein großer Unterschied sein."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Ich sage, wenn Du von einer so ernsten Liebe erfüllt wärest, daß ich mich immerhin an Dein Herz zu wenden glauben könnte . . . Doch das ist unmöglich."

„Ich sage Euch, daß ich Louise wahnsinnig liebe."

D'Artagnan las mit seinen Augen im Grunde des Herzens von Raoul.

„Unmöglich, sage ich Dir. Du bist wie alle jungen Leute; Du bist nicht verliebt, Du bist verrückt."

„Wohl! wenn es nur dieses wäre!"

„Nie hat ein vernünftiger Mensch in einem Schädel ein Gehirn, das sich dreht, in Ordnung gebracht. Ich habe mein Latein hundertmal in meinem Leben verloren. Du würdest mir zuhorchen und mich nicht hören; hörtest Du mich, so würdest Du mich nicht verstehen; verständest Du mich, so würdest Du mir nicht gehorchen."

„Oh! versucht es, versucht es."

„Ich sage mehr: wäre ich unglücklich genug, etwas zu wissen, und dumm genug, Dir etwas mitzutheilen ... Du bist mein Freund, sagst Du?"

„Oh! ja."

„Wohl! ich würde mich mit Dir entzweien, Du würdest mir nie verzeihen, daß ich Deine Illusion zerstört habe, wie man in der Liebe sagt."

„Herr d'Artagnan! Ihr wißt Alles. Ihr laßt mich in der Verwirrung, in der Verzweiflung, im Tod! Das ist gräßlich!"

„La! la!"

„Ihr wißt, ich schreie nie. Da es mir Gott und mein Vater nie verzeihen würden, wenn ich mir mit einem Pistolenschuß den Kopf zerschmetterte, nun! so will ich mir das, was Ihr mir verweigert, von dem Ersten dem Besten erzählen lassen; ich werde ihn Lügen strafen ..."

„Und ihn tödten! Eine schöne Geschichte! Desto besser! Was thut das mir? Tödte, mein Junge, tödte, wenn es Dir Vergnügen macht. Das ist wie bei den Leuten, welche Zahnweh haben; sie sagen: „„Oh! wie leide ich! ich würde in Eisen beißen."" Ich antworte ihnen: „„Beißet, meine Freunde, beißet, der Zahn wird darin bleiben.""

„Ich werde nicht tödten, mein Herr," sprach Raoul mit bitterer Miene.

„Ja, oh! ja, das ist so das Wesen von Euch Leuten heut zu Tage, nicht wahr, Ihr werdet Euch tödten lassen? Ah! wie hübsch ist das und wie werde ich Euch bedauern! Wie werde ich den ganzen Tag sagen: Er war ein tüchtiger Dummkopf, der kleine Bragelonne! ein doppelter Einfaltspinsel! Ich hatte mein Leben damit zugebracht, daß ich ihn einen Degen gehörig halten lehrte, und der Bursche hat sich nun spießen lassen, wie ein Vogel. Auf, Raoul! auf, laßt Euch tödten, mein Freund. Ich weiß nicht, wer Euch in der Logik unterrichtet hat; aber, Gott verdamme mich! wie die

Engländer sagen, der hat Eurem Vater das Geld gestohlen."

Schweigend drückte Raoul seinen Kopf in seine Hände und murmelte:

„Man hat keine Freunde, nein!"

„Ah! bah!" rief d'Artagnan.

„Man hat nur Spötter oder Gleichgültige."

„Possen! Ich bin, obgleich Gascogner, doch kein Spötter. Und gleichgültig! Wenn ich es wäre, so hätte ich Euch schon vor einer Viertelstunde zu allen Teufeln geschickt, denn Ihr würdet einen freudetollen Menschen traurig und einen traurigen Menschen todt machen. Wie, junger Mann, Ihr wollt, daß ich Euch einen Widerwillen gegen Euer Geliebte beibringe und Euch die Frauen verfluchen lehre, die die Ehre und die Seligkeit des menschlichen Lebens sind?"

„Sprecht, sprecht, und ich werde Euch segnen."

„Ei! mein Lieber, glaubt Ihr, ich habe mir das Gehirn mit allen den Geschichten vom Schreiner und vom Portraitmaler und mit tausend andern Erzählungen, um stehend zu schlafen, vollgepfropft?

„Ein Schreiner? was bedeutet dieser Schreiner?"

„Meiner Treue, ich weiß es nicht; man hat mir gesagt, es sei ein Schreiner gewesen, der einen Boden durchbrochen."

„Bei la Vallière?"

„Ah! ich weiß nicht, wo."

„Beim König?"

„Gut! wenn es beim König wäre, würde ich es Dir wohl sagen, nicht wahr?"

„Bei wem denn?"

„Seit einer Stunde bringe ich mich damit um, daß ich Dir wiederhole, ich wisse es nicht."

„Aber der Maler also? Das Portrait?"

„Es scheint, der König hat das Portrait einer Dame vom Hofe malen lassen."

„Von la Vallière?"

„Ei! Du hast nur diesen Namen im Mund. Wer spricht von la Vallière?“

„Wen soll es auch denn berühren, wenn nicht von ihr die Rede ist?“

„Es soll Dich nicht berühren. Aber Du befragst mich und ich antworte Dir. Du willst die Chronik der Scandale kennen, ich gebe sie Dir. Ziehe Deinen Nutzen daraus.“

Raoul schlug sich voll Verzweiflung vor die Stirne und rief:

„Das ist zum Sterben!“

„Du hast es schon gesagt!“

„Ja, Ihr habt Recht.“

Und er machte einen Schritt, um sich zu entfernen.

„Wohin gehst Du?“ fragte d'Artagnan.

„Ich will Jemand aufsuchen, der mir die Wahrheit sagen wird.“

„Wen?“

„Eine Frau.“

„Fräulein de la Vallière selbst, nicht wahr?“ versetzte d'Artagnan mit einem Lächeln. „Ah! Du hast da einen herrlichen Gedanken; Du suchtest getröstet zu werden, Du wirst es sogleich sein. Sie wird Dir nichts Schlimmes von sich selbst sagen.“

„Ihr täuscht Euch, mein Herr,“ entgegnete Raoul, „die Frau, an die ich mich wende, wird mir viel Schlimmes sagen.“

„Ich wette, Montalais.“

„Ja, Montalais.“

„Ah! ihre Freundin. Eine Frau, die, in ihrer Eigenschaft, das Gute oder das Böse stark übertreiben wird! Sprich nicht mit Montalais, mein guter Raoul.“

„Das ist nicht der Grund, der Euch antreibt, mich von Montalais fern zu halten.“

„Wohl, ich gestehe es. Warum sollte ich übrigens im Ganzen mit Dir spielen, wie die Katze mit einer

armen Maus. Es thut mir leid um Dich. Und wenn ich wünsche, daß Du in diesem Augenblick nicht mit Montalais sprechen mögest, so geschieht es, weil Du Dein Geheimniß preisgeben wirst, und weil man es mißbrauchen wird. Warte, wenn Du kannst."

„Ich kann nicht."

„Desto schlimmer. Siehst Du, Raoul, wenn ich einen Gedanken hätte, aber ich habe keinen."

„Versprecht mir, mein Freund, mich zu beklagen, das wird mir genügen, und laßt mich diese Sache allein abmachen."

„Ah! ja wohl! daß Du im Koth stecken bleibst! das wäre nicht übel. Setze Dich hierher an diesen Tisch und nimm die Feder."

„Warum dies?"

„Um an Montalais zu schreiben und sie um eine Zusammenkunft zu bitten."

„Ah!" rief Raoul, während er auf die Feder zustürzte, die ihm der Kapitän bot.

Plötzlich öffnete sich die Thüre, ein Musketier näherte sich d'Artagnan und sprach:

„Mein Kapitän, Fräulein von Montalais möchte Euch gern sprechen."

„Mich?" murmelte d'Artagnan. „Sie trete ein, und ich werde wohl sehen, ob ich es bin, den sie sprechen wollte."

Der schlaue Kapitän hatte richtig gerochen.

Montalais sah bei ihrem Eintritt Raoul und rief:

„Mein Herr! mein Herr! verzeiht, Herr d'Artagnan."

„Ich verzeihe Euch, mein Fräulein," erwiederte d'Artagnan, „ich weiß, daß in meinem Alter diejenigen, welche mich suchen, meiner sehr bedürfen."

„Ich suchte Herrn von Bragelonne," sagte Montalais.

„Wie sich das gut trifft! er suchte Euch ebenfalls. Raoul, wollt Ihr nicht mit dem Fräulein gehen?"

„Von Herzen gern."

„Geht also."

„Und er schob Raoul sanft aus dem Cabinet; dann nahm er Montalais bei der Hand und sagte leise zu ihr:

„Seid ein gutes Mädchen, schonet ihn und schonet sie."

„Ah!" erwiederte sie in demselben Ton, „nicht ich werde mit ihm sprechen."

„Wie so?"

„Es ist Madame, die ihn holen läßt."

„Ah! gut!" rief d'Artagnan, „es ist Madame. Ehe eine Stunde vergeht, wird der arme Junge geheilt sein!"

„Oder todt," versetzte Montalais mitleidig. „Gehabt Euch wohl, Herr d'Artagnan."

Und sie lief Raoul nach, der unfern von der Thüre sehr besorgt, sehr unruhig über diesen Zwiesprach, welcher nichts Gutes weissagte, auf sie wartete.

XI.

Eifersucht auf zwei Seiten.

Die Liebenden sind zärtlich gegen Alles, was mit ihrer Geliebten in Berührung steht. Raoul sah sich nicht so bald mit Montalais allein, als er ihr voll Inbrunst die Hand küßte.

„Laßt das," sprach traurig das Mädchen. „Ihr legt die Küsse mit Verlust des Kapitals an. Mein lieber Raoul, ich garantire Euch sogar dafür, daß sie nicht einmal Interesse tragen werden."

„Wie! was? . . Erklärt Euch, Aure."

„Madame wird Euch Alles erklären. Zu ihr führe ich Euch."

„Wie! . ."

„Stille! und keine solche erschrockene Blicke! Die Fenster haben hier Augen, die Wände weite Ohren. Habt die Güte, mich nicht mehr anzuschauen, macht mir das Vergnügen, laut über den Regen, über das schöne Wetter, über die Annehmlichkeiten Englands mit mir zu sprechen."

„Oh!"

„Ah! ich sage Euch zum Voraus, daß Madame irgendwo, ich weiß nicht wo, aber irgendwo ein offenes Auge und ein gespanntes Ohr haben muß. Ihr begreift, ich bekümmere mich nichts darum, ob man mich wegjagt oder in die Bastille schickt. Sprechen wir, sage ich Euch, oder sprechen wir vielmehr nicht?"

Raoul preßte die Fäuste zusammen, hob den Fuß auf und machte die Miene eines Mannes von Herz, es ist nicht zu leugnen, aber eines Mannes von Herz, der zur Folterbank geht.

Das Auge in Verwunderung, den Gang leicht, den Kopf im Wind, schritt ihm Montalais voran.

Raoul wurde sogleich in das Cabinet von Madame eingeführt.

„Gut!" dachte er, „dieser Tag wird vorübergehen, ohne daß ich etwas erfahre. Guiche hat zu viel Mitleid mit mir gehabt, er hat sich mit Madame verständigt und durch ein freundschaftliches Komplott verschieben Beide die Lösung des Räthsels. Warum habe ich nicht hier einen guten Feind... die Schlange Wardes zum Beispiel; er würde allerdings beißen, aber ich würde nicht mehr zögern. Zögern . . . zweifeln . . . lieber sterben."

Raoul war vor Madame.

Reizender als je saß Henriette halb zurückgelehnt, ihre niedlichen Füße auf einem gestickten Sammetkissen, in einem Fauteuil; sie spielte mit einer kleinen Katze

mit buschigen Haaren, die ihr zart in die Finger biß und sich an die Spitzen an ihrem Kragen anhing.

Madame dachte nach; sie dachte tief und bedurfte der Stimme von Montalais, der von Raoul, um sie aus dieser Träumerei aufzuwecken.

„Eure Hoheit hat mich rufen lassen?“ wiederholte Raoul.

Madame schüttelte den Kopf, als ob sie erwachte.

„Guten Morgen, Herr von Bragelonne,“ sagte sie, „ja, ich habe nach Euch verlangt: Ihr seid also von England zurückgekehrt?“

„Im Dienste Eurer königlichen Hoheit.“

„Ich danke. Laßt uns allein, Montalais.“

Montalais ging hinaus.

„Ihr könnt mir wohl einige Minuten schenken, nicht wahr, Herr von Bragelonne?“

„Mein ganzes Leben gehört Eurer Königlichen Hoheit,“ erwiederte ehrfurchtsvoll Raoul, der etwas Düsteres unter allen diesen Höflichkeiten von Madame errieth, und dem dieses Düstere nicht mißfiel, denn er war überzeugt, daß dabei eine gewisse Verwandtschaft der Gefühle von Madame mit den seinigen obwalte.

Alle gescheite Leute des Hofes kannten in der That den launenhaften Willen und den phantastischen Despotismus des seltsamen Charakters von Madame.

Es war Madame durch die Huldigungen des Königs über die Maßen geschmeichelt worden, Madame hatte von sich sprechen gemacht und der Königin die tödtliche Eifersucht eingeflößt, die der nagende Wurm jeder weiblichen Glückseligkeit ist. Madame hatte sich, um einen verwundeten Stolz zu heilen, ein verliebtes Herz gemacht.

Wir wissen, was Madame gethan, um den durch Ludwig XIV. entfernten Raoul zurückzurufen. Ihren Brief an Karl II. kannte Raoul nicht, aber d'Artagnan hatte ihn wohl errathen.

Diese unerklärliche Mischung von Liebe und Eitel=

keit, diese unerhörten Zärtlichkeiten, diese ungeheuren Treulosigkeiten, wer wird sie erklären? Niemand, nicht einmal der böse Engel, der die Gefallsucht im Herzen der Frauen entzündet.

„Herr von Bragelonne," sagte die Prinzessin, „seid Ihr zufrieden zurückgekommen?"

„Zufrieden!" erwiederte Raoul, „womit soll ich zufrieden oder unzufrieden sein, Madame?"

„Womit kann ein Mann von Eurem Alter und von Eurem Aussehen zufrieden oder unzufrieden sein?"

„Wie rasch sie zu Werke geht," dachte Raoul erschrocken: „was will sie meinem Herzen einblasen?"

Aengstlich über das, was er erfahren sollte, und darauf bedacht, den so ersehnten, aber so furchtbaren Augenblick, wo er Alles erfahren würde, zu verschieben, antwortete Raoul:

„Madame, ich ließ einen zärtlichen Freund in guter Gesundheit zurück und fand ihn krank wieder."

„Sprecht Ihr von Herrn von Guiche?" versetzte Madame Henriette mit einer unstörbaren Ruhe, „er ist, wie ich höre, ein sehr theurer Freund von Euch."

„Ja, Madame."

„Nun wohl! es ist wahr, , er ist verwundet worden, doch es geht besser bei ihm; oh! Herr von Guiche ist nicht zu beklagen," sagte sie rasch; dann sich wieder fassend, fügte sie bei;

„Ist er zu beklagen? hat er sich beklagt? hat er irgend einen Kummer, den wir nicht kennen würden?"

„Ich spreche nur von seiner Wunde, Madame."

„Ah! gut, denn im Uebrigen scheint Herr von Guiche sehr glücklich zu sein, man sieht ihn in heiterer Laune. Ah! Herr von Bragelonne, ich bin überzeugt, es würde Eurer Wahl entsprechen, wie er, am Leibe verwundet zu sein. Was ist eine Wunde am Leibe!"

Raoul bebte.

„Sie kommt darauf zurück," sagte er zu sich selk „Ach!"

Er antwortete nichts.

„Wie beliebt?" fragte sie.

„Ich habe nichts gesagt, Madame."

„Ihr habt nichts gesagt, Ihr mißbilligt meine Ansicht, Ihr seid also zufrieden?"

Raoul näherte sich der Prinzessin und sprach:

„Madame, Eure Königliche Hoheit will mir etwas sagen, und ihr natürlicher Edelmuth treibt sie an, behutsam mit ihren Worten zu sein. Eure Hoheit wolle ohne Schonung zu Werke gehen: ich bin stark und ich höre."

„Ah!" erwiederte Henriette, „was begreift Ihr nun?"

„Was mir Eure Hoheit begreiflich machen will," sagte Raoul.

Und er zitterte unwillkührlich, während er diese Worte sprach.

„In der That," erwiederte die Prinzessin, „es ist grausam, doch da ich einmal angefangen habe . . ."

„Ja, Madame, da Eure Hoheit anzufangen die Gnade gehabt hat, wolle sie auch vollenden."

Henriette stand hastig auf, machte ein paar Schritte im Zimmer und fragte dann plötzlich:

„Was hat Euch Herr von Guiche gesagt?"

„Nichts, Madame."

„Nichts! er hat Euch nichts gesagt? Oh! wie erkenne ich ihn hieran."

„Er wollte mich ohne Zweifel schonen."

„Und das nennen die Freunde Freundschaft. Aber Herr d'Artagnan, den Ihr so eben verlassen, er hat mit Euch gesprochen?"

„Nicht mehr, als Guiche, Madame."

Henriette machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Ihr wißt wenigstens Alles, was der Hof erfahren hat?" sagte sie.

„Ich weiß gar nichts, Madame."

„Nicht die Scene vom Sturm?“

„Nicht die Scene vom Sturm.“

„Nicht das Zusammensein unter vier Augen im Walde?“

„Nicht das Zusammensein im Walde.“

„Nicht die Flucht nach Chaillot?“

Raoul, der sich neigte wie die von der Sichel abgeschnittene Blume, strengte sich übermenschlich an, um zu lächeln, und antwortete mit unendlicher Milde:

„Ich habe die Ehre gehabt, Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, daß ich durchaus nichts weiß, ich bin ein armer Vergessener, der von England ankommt.“ Zwischen den Leuten hier und mir waren so viele rauschende Wellen, daß der Lärmen von allen den Dingen, von denen Eure Hoheit spricht, nicht zu meinen Ohren gelangen konnte.“

Henriette war gerührt von diesem Blicke, von dieser Zahmheit, von diesem Muth.

Das vorherrschende Gefühl ihres Herzens in diesem Augenblick war ein lebhaftes Verlangen, das Andenken an diejenige, welche ihn so leiden machte, bei dem armen Liebenden zu tilgen.

„Herr von Bragelonne,“ sagte sie, „was Euer Freund nicht thun wollte, will ich für Euch thun, den ich schätze und liebe. Ich werde Eure Freundin sein. Ihr tragt hier den Kopf wie ein ehrlicher Mann, und ich will nicht, daß Ihr ihn unter der Lächerlichkeit beuget. In acht Tagen würde man sagen unter der Verachtung.“

„Ah!“ machte Raoul leichenbleich, „ist es schon so weit?“

„Wenn Ihr nichts wißt, so sehe ich doch, daß Ihr erröthet; nicht wahr, Ihr waret mit Fräulein de la Vallière verlobt?“

„Ja, Madame.“

„Unter diesem Titel bin ich Euch eine Kunde

schuldig; da ich Fräulein de la Vallière binnen Kurzem aus meinem Hause wegjagen werde..."

„La Vallière wegjagen!" rief Bragelonne.

„Allerdings. Glaubt Ihr, ich werde stets Rücksicht auf Thränen und Jeremiaden des Königs nehmen? Nein, nein, mein Haus wird nicht länger für dergleichen Gebräuche bequem sein; doch Ihr wankt. . . "

„Nein, Madame, verzeiht!" erwiederte Bragelonne, der sich zusammenzuraffen suchte; „ich glaubte nur, ich würde sterben. Eure Königliche Hoheit erwies mir die Ehre, mir zu sagen, der König habe geweint, gefleht. . ."

„Ja, doch vergebens."

Und sie erzählte Raoul die Scene von Chaillot und die Verzweiflung des Königs bei der Rückkehr; sie erzählte von seiner Nachsicht gegen sie selbst und von dem furchtbaren Wort, mit dem die verletzte Prinzessin, die gedemüthigte Coquette den königlichen Zorn niedergeschmettert hatte.

Raoul neigte das Haupt.

„Was denkt Ihr davon?" sagte sie.

„Der König liebt sie," erwiederte er.

„Ihr seht aber aus, als ob Ihr sagen wolltet, sie liebe ihn nicht."

„Ach! ich gedenke noch der Zeit, wo sie mich geliebt hat, Madame."

Henriette hatte einen Augenblick der Bewunderung für diese hochherzige Ungläubigkeit, dann aber zuckte sie die Achseln und sprach:

„Ihr glaubt mir nicht. Oh! wie liebt **Ihr** sie und Ihr bezweifelt, daß **sie** den König liebe."

„Bis zum völligen Beweise. Verzeiht, ich habe ihr Wort, und sie ist ein edles Mädchen."

„Bis zum Beweise? . . . Wohl! es sei, kommt."

XII.

Haussuchung.

Die Prinzessin schritt Raoul voran, führte ihn durch den Hof nach dem Mittelgebäude, das la Vallière bewohnte, stieg die Treppe hinauf, welche Raoul am Morgen hinaufgestiegen war, und blieb vor der Thüre des Zimmers stehen, wo dem jungen Mann ein so seltsamer Empfang von Montalais zu Theil geworden.

Der Augenblick war gut gewählt, um den von Madame Henriette gefaßten Plan auszuführen, das Schloß war leer. Der König, die Höflinge, die Damen hatten sich nach Saint-Germain begeben; Madame allein hatte, da sie die Rückkehr von Bragelonne wußte und einen Vortheil aus dieser Rückkehr zu ziehen gedachte, eine Unpäßlichkeit vorgeschützt und war zu Hause geblieben.

Madame war also sicher, sie werde das Zimmer von la Vallière und die Wohnung von Saint-Aignan leer finden. Sie zog einen Hauptschlüssel aus ihrer Tasche und öffnete die Thüre ihres Ehrenfräuleins.

Das Auge von Bragelonne tauchte in dieses Zimmer, das er erkannte, und der Eindruck, den der Anblick desselben auf ihn machte, war eine der ersten Martern, die seiner harrten.

Die Prinzessin schaute ihn an, und ihr geübtes Auge konnte wahrnehmen, was in dem Herzen des jungen Mannes vorging.

„Ihr habt Beweise von mir verlangt," sagte sie, „seid also nicht erstaunt, wenn ich sie Euch gebe; haltet Ihr Euch aber nicht muthig genug, um sie zu ertragen, so ist es noch Zeit, ziehen wir uns zurück."

„Ich danke, Madame, doch ich bin gekommen, um

überzeugt zu werden," erwiederte Bragelonne, „Ihr habt versprochen, mich zu überzeugen, überzeugt mich."

„Tretet ein und schließt die Thüre hinter uns."

Bragelonne gehorchte und wandte sich gegen die Prinzessin um, die ihn mit dem Blick befragte:

„Ihr wißt, wo Ihr seid?" fragte Madame Henriette.

„Alles läßt mich glauben, Madame, daß ich im Zimmer von Fräulein de la Vallière bin!"

„So ist es."

„Aber ich erlaube mir, Eurer Hoheit zu bemerken, daß dieses Zimmer ein Zimmer und kein Beweis ist."

„Wartet."

Die Prinzessin ging auf den Fuß des Bettes zu, rückte den Windschirm zurück, bückte sich nach dem Boden und sagte zu Raoul:

„Bückt Euch selbst und hebt diese Fallthüre auf."

„Diese Fallthüre!" rief Raoul ganz erstaunt, denn die Worte von d'Artagnan tauchten allmälig wieder in seinem Gedächtniß auf, und er erinnerte sich, daß der Musketier unbestimmt dieses Wort ausgesprochen hatte.

Raoul suchte mit den Augen, doch vergebens, eine Spalte, die eine Oeffnung bezeichnen, oder einen Ring, der irgend einen Theil des Bodens aufzuheben helfen würde.

„Ah! es ist wahr," sagte lachend Madame Henriette, „ich vergaß die verborgene Feder: am vierten Blatt des Bodens auf die Stelle drücken, wo das Holz einen Knorren hat, das ist die Instruction; drückt selbst darauf, Vicomte, drückt, es ist hier."

Bleich wie ein Todter drückte Raoul den Daumen auf die bezeichnete Stelle, die Feder spielte in der That sogleich und die Fallthüre hob sich von selbst.

„Das ist sehr sinnreich," sagte die Prinzessin, „und man bemerkt, daß der Architekt vorhergesehen, es wäre eine kleine Hand, die diese Feder benützen sollte: seht, wie sich die Fallthüre ganz von selbst öffnet."

„Eine Treppe!“ rief Raoul.

„Ja, und zwar eine sehr zierliche,“ sagte die Prinzessin. „Seht, Vicomte, die Treppe hat ein Geländer, das dazu bestimmt ist, den Sturz delicater Personen zu verhindern, welche hinabzusteigen wagen würden; ich kann es darum auch wohl wagen. Folgt mir, Vicomte, folgt mir.“

„Ehe ich Euch folge, sagt mir, Madame, wohin diese Treppe führt?“

„Ah! es ist wahr, ich vergaß das.“

„Ich höre, Madame,“ sprach Raoul, der kaum noch athmete.

„Ihr wißt vielleicht, daß Herr von Saint-Aignan früher Thüre an Thüre beim König wohnte?“

„Ja, Madame, ich weiß das, es war so vor meiner Abreise, und mehr als einmal hatte ich die Ehre, ihn in seiner alten Wohnung zu besuchen.“

„Nun wohl! es ward ihm vom König gestattet, diese bequeme und schöne Wohnung, die Ihr kennt, gegen die zwei kleinen Zimmer zu vertauschen, zu denen diese Treppe führt, und die eine Wohnung bilden, welche zweimal kleiner und zehnmal entfernter von der des Königs ist, deren Nähe die Herren vom Hofe in der Regel doch nicht verachten.“

„Sehr gut, Madame, doch fahret fort, ich bitte Euch, denn ich verstehe Euch noch nicht ganz.“

„Nun wohl!“ fuhr die Prinzessin fort, „es hat sich zufällig gefunden, daß die Wohnung von Saint-Aignan unter denen von meinen Fräulein liegt und besonders unter der von la Vallière!“

„Doch zu welchem Ende diese Fallthüre und diese Treppe?“

„Ah! ich weiß es nicht! Wollen wir zu Herrn von Saint-Aignan hinuntersteigen? Vielleicht werden wir dort die Erklärung des Räthsels finden.“

Und Madame gab das Beispiel und stieg selbst hinab.

Raoul folgte ihr seufzend.

Jede Stufe, die unter den Füßen von Bragelonne krachte, ließ ihn um einen Schritt in das geheimnißvolle Gemach dringen, das noch die Seufzer von la Vallière und die süßesten Düfte ihres Körpers enthielt.

Durch keuchendes Athemholen die Luft einziehend, erkannte Raoul, das Mädchen müsse hier gewesen sein.

Dann nach diesen Duftungen, unsichtbaren, aber sicheren Beweisen, kamen die Blumen, die sie liebte, die Bücher, die sie gewählt hatte. Wäre Raoul ein einziger Zweifel geblieben, er hätte ihn verloren bei dieser geheimen Harmonie des Geschmacks und der Bündnisse des Geistes mit dem Gebrauch der Gegenstände, die das Leben begleiten. La Vallière war für Bragelonne in lebendiger Gegenwart im Zimmergeräthe, in der Wahl der Stoffe, sogar in der Reflexion des Bodens.

Stumm und niedergeschmettert, hatte er nichts mehr zu erfassen, und er folgte seiner Führerin nur noch, wie der arme Sünder seinem Henker folgt.

Grausam wie eine zarte und nervöse Frau, erließ ihm Madame nicht die geringste Einzelheit.

Doch es ist nicht zu leugnen, trotz der Apathie, in die er verfallen, würde keine von diesen Einzelheiten, wäre er auch allein gewesen, Raoul entgangen sein. Das Glück der Frau, die er liebt, kommt ihr dieses Glück von einem Nebenbuhler zu, ist eine Marter für einen Eifersüchtigen. Aber für einen Eifersüchtigen, wie es Raoul war, für dieses Herz, das sich zum ersten Mal mit Galle schwängerte, war das Glück von Louise ein schmählicher Tod, der Tod des Leibes und der Seele.

Er errieth Alles, die Hände, die sich gedrückt, die Gesichter, die sich genähert und vor dem Spiegel vermählt, eine Art von Schwur, der so süß für die Liebenden, die sich zweimal sehen, um das Gemälde besser in ihre Erinnerung einzugraben.

Er errieth den unsichtbaren Kuß unter den dichten,

frei herabfallenden Thürvorhängen. Er übertrug in fieberhafte Wonne die Beredsamkeit der in ihren Schatten verborgenen Ruhebetten.

Dieser Luxus, diese Bequemlichkeit voll Berauschung, diese ängstliche Sorge, dem geliebten Gegenstand jedes Mißbehagen zu ersparen oder ihm eine anmuthreiche Ueberraschung zu bereiten, diese Macht der durch die königliche Gewalt vermehrten Liebe brachten Raoul einen tödtlichen Schlag bei. Oh! wenn es eine Milderung für die stechenden Schmerzen der Eifersucht gibt, so ist es die niedrigere Lebensstellung des Mannes, den man uns vorzieht; während im Gegentheil, wenn es eine Hölle in der Hölle, eine in der Sprache namenlose Qual gibt, dies die mit der Jugend, der Schönheit, dem Liebreiz zur Verfügung eines Nebenbuhlers gestellte Allmacht ist. In solchen Augenblicken scheint Gott selbst gegen den verschmähten Liebhaber Partei ergriffen zu haben.

Dem armen Raoul war ein letzter Schmerz vorbehalten. Madame Henriette hob einen seidenen Vorhang auf, und hinter diesem Vorhang erblickte er das Portrait von la Vallière. Nicht nur von la Vallière, sondern von la Vallière jung, schön, freudig, das Leben durch alle Poren einathmend, weil mit achtzehn Jahren das Leben die Liebe ist.

„Louise," murmelte Bragelonne, „Louise, es ist also wahr! Oh! Du hast mich nie geliebt, denn nie hast Du mich so angeschaut!"

Und es war ihm, als würde sein Herz in seiner Brust zusammengedreht.

Madame blickte ihn fast neidisch über diesen Schmerz an, obgleich sie wußte, daß sie nichts zu beneiden hatte, und daß sie von Guiche geliebt war, wie la Vallière von Bragelonne.

Raul gewahrte diesen Blick von Madame Henriette und rief:

„Ah! verzeiht, verzeiht, ich weiß, ich müßte, da ich

vor Euch bin, mehr Herr über mich sein. Aber möchte der Gott des Himmels und der Erde Euch nie mit dem Schlage berühren, der mich in diesem Augenblicke trifft: denn Ihr seid eine Frau und könntet, ohne Zweifel, einen solchen Schmerz nicht ertragen. Verzeiht, ich bin nur ein armer Edelmann, während Ihr von dem Geschlechte der Glücklichen, der Allmächtigen, der Auserwählten seid."

„Herr von Bragelonne," erwiederte Henriette, „ein Herz wie das Eurige verdient die theilnehmende Sorge und die Rücksichten des Herzens einer Königin. Ich bin Eure Freundin, mein Herr, ich wollte auch nicht, daß Euer ganzes Leben durch die Treulosigkeit vergiftet oder durch die Lächerlichkeit befleckt werden sollte. Ich bin es, die Euch, muthiger, als alle angebliche Freunde, — ich nehme Herrn von Guiche aus — von London zurückkommen ließ; ich bin es, die Euch die schmerzlichen, aber nothwendigen Beweise liefert, welche Euch zur Heilung gereichen werden, wenn Ihr ein muthiger Liebender und nicht ein träumerischer Amadis seid. Dankt mir nicht, beklagt mich vielmehr und dient nichtsdestoweniger dem König gut."

Raoul lächelte voll Bitterkeit und sprach:

„Ah! ich vergaß das, der König ist mein Herr."

„Es handelt sich um Eure Freiheit, um Euer Leben," rief Madame.

Ein klarer, durchdringender Blick von Raoul belehrte Madame Henriette, sie täusche sich und ihr letztes Beweismittel gehöre nicht zu denjenigen, welche diesen jungen Mann zu berühren vermöchten.

„Nehmt Euch in Acht, Herr von Bragelonne," sagte sie, „legtet Ihr Eure Handlungen nicht auf die Wagschale, so würdet Ihr einen Fürsten in Zorn versetzen, der geneigt ist, sich über alle Schranken der Vernunft hinaus zu erbosen. Ihr würdet Euren Freunden und Eurer Familie unsäglichen Schmerz bereiten: beugt Euch nieder, unterwerft Euch, heilt Euch."

„Ich danke, Madame, ich weiß den Rath zu schätzen, den mir Euer Hoheit gibt, und werde ihn zu befolgen bemüht sein. Doch ich bitte, noch ein letztes Wort.“

„Sprecht.“

„Ist es eine Indiscretion, wenn ich Euch ersuche, mir die Bewandtniß dieser Treppe, dieser Fallthüre, dieses Portraits — ein Geheimniß, das Ihr entdeckt habt — zu erklären?“

„Oh! nichts kann einfacher sein; ich habe, der Beaufsichtigung wegen, Hauptschlüssel für die Zimmer meiner Fräulein. Es kam mir nun seltsam vor, daß la Vallière sich so oft einschloß, es kam mir seltsam vor, daß der König so täglich Herrn von Saint-Aignan besuchte; es kam mir endlich seltsam vor, daß so viele Dinge sich seit Eurer Abwesenheit ereigneten, daß die Gewohnheiten des Hofes sich verändert hatten. Ich will nicht vom König getäuscht werden, ich will ihm nicht als Deckmantel für seine Liebschaften dienen, denn nach la Vallière, die weint, wird er Montalais haben, die lacht, Tonnay-Charente, die singt; das ist keine meiner würdige Rolle. Ich beseitigte daher die Bedenklichkeiten meiner Freundschaft und entdeckte das Geheimniß; ich verwunde Euch, entschuldigt mich, doch ich hatte eine Pflicht zu erfüllen; ich bin zu Ende, Ihr seid in Kenntniß gesetzt; der Sturm naht heran, schützt Euch.“

„Ihr schließt jedoch etwas, Madame,“ entgegnete Raoul mit Festigkeit, „denn Ihr könnt nicht glauben, ich werde, ohne etwas zu sagen, die Schande, die man mir auferlegt, und den Verrath, den man an mir begeht, hinnehmen?“

„Ihr werdet in dieser Hinsicht den Entschluß fassen, der Euch gutdünkt, Herr Raoul, nur nennt die Quelle nicht, aus der Ihr die Wahrheit habt. Das ist Alles, was ich von Euch verlange, es ist der einzige Lohn, welchen ich für den Dienst fordere, den ich Euch geleistet!“

„Seid unbesorgt, Madame," erwiederte Bragelonne mit einem bittern Lächeln.

„Ich habe den Schlosser bestochen, den die Liebenden in ihr Interesse gezogen, Ihr könnt es sehr wohl gemacht haben, wie ich, nicht wahr?"

„Ja, Madame. Eure Hoheit gibt mir also keinen Rath, sie schreibt mir keine andere Zurückhaltung vor, als die, nicht auszuschwatzen?"

„Keine andere."

„Dann bitte ich Eure Hoheit, mir eine Minute Aufenthalt hier zu gestatten."

„Ohne mich?"

„Oh! nein. Was ich thue, kann ich vor Euch thun. Ich bitte Euch um eine Minute, um ein Wort an Jemand zu schreiben."

„Das ist verwegen, Herr von Bragelonne, nehmt Euch in Acht."

„Niemand kann wissen, daß Eure Königliche Hoheit mir die Ehre erwiesen hat, mich hierher zu führen. Ueberdies unterzeichne ich den Brief, den ich schreibe."

„Wohl denn, mein Herr."

Raoul hatte schon seine Brieftasche herausgezogen und rasch folgende Worte auf ein weißes Blatt Papier geschrieben:

„Herr Graf,

„Wundert Euch nicht, daß Ihr hier dieses von mir unterzeichnete Papier findet, ehe einer von meinen Freunden, den ich bald zu Euch schicken werde, die Ehre gehabt hat, Euch die Veranlassung meines Besuches zu erklären.

„Vicomte Raoul von Bragelonne."

Er rollte dieses Blatt zusammen, schob es in das Schloß der Thüre, die mit dem Zimmer der zwei Liebenden in Verbindung stand, und überzeugt, das Papier sei so sichtbar, daß es Saint-Aignan bei seiner Rück-

kehr sehen müsse, folgte er der Prinzessin nach, welche schon bis oben an die Treppe gekommen war.

Auf dem Ruheplatz trennten sie sich, Raoul dem Aussehen nach, als dankte er Ihrer Königlichen Hoheit, Henriette scheinbar oder wirklich von ganzem Herzen den jungen Mann beklagend, den sie zu einer so gräßlichen Qual verurtheilt hatte . . .

„Oh!“ sagte sie, als sie ihn bleich und das Auge mit Blut unterlaufen weggehen sah, „oh! wenn ich das gewußt hätte, würde ich dem armen jungen Mann die Wahrheit verborgen haben.“

XIII.

Die Methode von Porthos.

Die große Anzahl der Personen, die wir in diese lange Geschichte eingeführt, macht, daß jede nur ihrer Reihe nach und nach den Bedürfnissen der Erzählung erscheinen darf. So kommt es, daß unsere Leser nicht Gelegenheit gehabt haben, sich wieder mit unserem Freunde Porthos seit seiner Rückkehr von Fontainebleau zusammenzufinden.

Die Ehrenbezeigungen, die ihm vom König zu Theil geworden waren, hatten den freundlichen und liebevollen Charakter des achtbaren Herrn nicht geändert; nur trug er den Kopf höher als gewöhnlich, und etwas Majestätisches offenbarte sich in seiner Haltung, seitdem er an der Tafel des Königs zu speisen so glücklich gewesen. Der Speisesaal Seiner Majestät, hatte eine gewisse Wirkung auf Porthos hervorgebracht. Der

Grundherr von Bracieux und Pierrefonds liebte es, sich zu erinnern, daß, während dieses merkwürdigen Mahles, viele Diener und eine große Anzahl von Officianten, die sich hinter den Gästen befanden, dem Schmause ein gutes Aussehen verliehen und das Gemach meublirten.

Porthos gelobte sich, Mousqueton mit irgend einer Würde zu bekleiden, eine Hierarchie bei seinen übrigen Leuten zu gründen und sich eine Haustruppe zu schaffen, was nichts Ungewöhnliches unter den großen Kapitänen war, insofern man diesen Luxus im vorhergehenden Jahrhundert bei den Herren von Treville, von Schomberg, von Vieurville bemerkte, von den Herren von Richelieu, von Condé und von Bouillon-Turenne nicht zu sprechen.

Warum sollte er, Porthos, ein Freund des Königs und von Herrn Fouquet, Baron, Ingenieur u. s. w. nicht alle mit großen Gütern und großen Verdiensten verbundenen Annehmlichkeiten genießen?

Ein wenig verlassen von Aramis, der sich, wie wir wissen, viel mit Herrn Fouquet beschäftigte, ein wenig vernachläßigt, des Dienstes wegen, von d'Artagnan, übersättigt in Beziehung auf Trüchen und Planchet, überraschte sich Porthos dabei, daß er träumte, ohne genau zu wissen warum. Doch Jedem, der ihn gefragt haben würde: „Fehlt Euch etwas, Porthos?" hätte er sicherlich geantwortet: „Ja."

Während eines von den Mahlen, bei denen sich Porthos aller einzelner Umstände des königlicher Mahles zu erinnern suchte, überließ sich Porthos halb heiter durch den guten Wein, halb traurig in Folge von ehrgeizigen Gedanken einem Anfang von Sieste, als ihm sein Kammerdiener meldete, Herr von Bragelonne wolle ihn sprechen.

Porthos ging in den anstoßenden Saal, wo er seinen jungen Freund in der uns bekannten Verfassung fand.

Raoul drückte Porthos die Hand und erstaunt über seinen Ernst, bot ihm dieser einen Stuhl an.

„Lieber Herr du Vallon," sagte Raoul, „ich habe Euch um einen Dienst zu bitten."

„Das kommt vortrefflich, mein junger Freund," erwiederte Porthos. „Man hat mir diesen Morgen acht tausend Livres von Pierrefonds geschickt, und wenn es Geld ist, was Ihr braucht . . ."

„Nein, es ist nicht Geld, ich danke, mein vortrefflicher Freund."

„Desto schlimmer! Ich habe immer sagen hören, es sei dies der seltsamste der Dienste, aber derjenige, welcher sich am leichtesten leisten lasse. Dieses Wort ist mir aufgefallen, ich führe gern die Worte an, die mir auffallen."

„Euer Herz ist eben so gut, als Euer Geist gesund."

„Ihr seid zu artig. Speist Ihr vielleicht bei mir zu Mittag?"

„Oh! nein, ich habe keinen Hunger."

„Sagt, was für ein abscheuliches Land ist England!"

„Nicht zu sehr . . . aber . . ."

„Seht Ihr, fände man dort nicht die vortrefflichen Fische und das schöne Fleisch, es wäre unerträglich."

„Ah! ich bin gekommen . . ."

„Ich höre Euch. Erlaubt mir nur, daß ich mich ein wenig erfrische. Man speist gesalzen in Paris. Puh!"

Porthos ließ eine Flasche Champagner bringen, füllte vor seinem Glas das von Raoul, that einen bedeutenden Zug, und sagte dann befriedigt:

„Es war dies ein Bedürfniß für mich, um Euch ohne Zerstreuung anzuhören. Nun bin ich ganz zu Euren Diensten. Was verlangt Ihr von mir, mein lieber Raoul? Was wünscht Ihr?"

„Sagt mir Eure Meinung über die Zwiste, mein theurer Freund."

„Meine Meinung? . . . Entwickelt mir ein wenig Eure Gedanken," erwiederte Porthos, indem er sich an der Stirne kratzte.

„Ich will sagen: Habt Ihr ein gutes Naturell, wenn ein Streit zwischen Euren Freunden und Fremden stattfindet?"

„Oh! ein vortreffliches Naturell, wie immer."

„Sehr gut, aber was macht Ihr dann?"

„Entspinnen sich Streitigkeiten zwischen meinen Freunden, so habe ich einen Grundsatz."

„Welchen?"

„Den, daß die verlorene Zeit unwiederbringlich ist, und daß man eine Sache nie so gut abmacht, als wenn man noch die Erhitzung des Streites hat."

„Ah! wahrhaftig, das ist Euer Grundsatz?"

„Durchaus. Sobald sich ein Streit entsponnen hat, stelle ich auch die Parteien einander gegenüber."

„Ah!"

„Ihr begreift, auf diese Art ist es unmöglich, daß eine Sache nicht abgemacht wird."

„Ich hätte geglaubt," sagte Raoul mit Erstaunen, „so genommen müßte eine Sache im Gegentheil . . ."

„Ganz und gar nicht. Bedenkt, daß ich in meinem Leben so etwas wie hundert und achtzig bis hundert und neunzig Duelle gehabt habe; die Vorkommnisse, bei denen ich sonst noch nach dem Degen gegriffen und die zufälligen Begegnungen nicht zu rechnen."

„Das ist eine schöne Zahl," versetzte Raoul, unwillkührlich lächelnd.

„Oh! das ist nichts; ich bin so sanft. D'Artagnan zählt seine Duelle nach Hunderten. Es ist wahr, er ist hart und stechend, ich habe es ihm oft wiederholt."

„Ihr macht also gewöhnlich die Angelegenheiten ab, die Euch Eure Freunde anvertrauen?"

„Es gibt kein Beispiel, daß ich eine nicht abgemacht habe," erwiederte Porthos mit einer Zahmheit und einem Vertrauen, wodurch Raoul sehr freudig angesprochen wurde.

„Aber," sagte er, „Eure Anordnungen sind wenigstens ehrenvoll?"

„Oh! dafür stehe ich Euch, und ich will Euch in dieser Hinsicht meinen andern Grundsatz erklären. Hat mir einmal mein Freund seinen Streit übertragen, so verfahre ich auf folgende Art. Ich suche seinen Gegner auf der Stelle auf, ich bewaffne mich mit einer Höflichkeit und einer Kaltblütigkeit, wie sie unter solchen Umständen streng nothwendig sind."

„Darum müßt Ihr die Sachen so gut und so sicher abmachen," sagte Raoul mit Bitterkeit.

„Ich glaube es. Ich suche also den Gegner auf und sage zu ihm: „„Mein Herr, Ihr müßt nothwendig begreifen, in welchem Grad Ihr meinen Freund beleidigt habt.""

Raoul faltete die Stirne.

„Zuweilen, oft sogar ist mein Freund durchaus nicht beleidigt worden," fuhr Porthos fort; „ja, er hat zuerst beleidigt: Ihr möget beurtheilen, ob meine Rede geschickt ist."

Hier brach Porthos in ein Gelächter aus.

„Ich habe entschieden Unglück," sagte Raoul zu sich selbst, während der furchtbare Donner dieser Heiterkeit erscholl. „Guiche nimmt mich kalt auf, d'Artagnan verspottet mich, Porthos ist fühllos; Niemand will diese Sache nach meiner Art anordnen. Und ich wandte mich an Porthos, um einen Degen statt eines Raisonnement zu finden! Oh! welch ein Mißgeschick!"

Porthos faßte sich wieder und fuhr fort:

„Ich habe also durch ein einziges Wort den Gegner in sein Unrecht versetzt."

„Je nachdem," bemerkte Raoul zerstreut.

„Nein, das ist sicher. Ich habe ihn in sein Unrecht versetzt; in diesem Augenblick entwickle ich meine ganze Höflichkeit, um zum glücklichen Ausgang meines Planes zu gelangen. Ich gehe mit freundlicher Miene auf den Gegner zu, nehme ihn bei der Hand . . ."

„Oh!" machte Raoul ungeduldig.

„„Mein Herr,"" sage ich zu ihm, „„nun, da Ihr von der Beleidigung überzeugt seid, sind wir der Genugthuung versichert. Zwischen meinem Freunde und Euch findet fortan ein Austausch artigen Benehmens statt. Dem zu Folge bin ich beauftragt, Euch die Länge des Degens von meinem Freunde zu geben.""

„Ah!"

„Wartet doch! . . . „„die Länge des Degens von meinem Freunde. Ich habe ein Pferd unten; mein Freund wartet da und da auf Eure liebenswürdige Gegenwart; ich nehme Euch mit; wir holen im Vorübergehen Euren Zeugen ab; die Sache ist abgemacht.""

„Und Ihr versöhnt die zwei Gegner auf dem Platze der Zusammenkunft?" fragte Raoul bleich vor Aerger.

„Wie beliebt?" unterbrach ihn Porthos, „versöhnen? warum denn?"

„Ihr sagt, die Sache sei abgemacht?"

„Allerdings, da mein Freund wartet."

„Nun! was? wenn er wartet?"

„Wenn er wartet, so geschieht es, um sich die Beine geschmeidig zu machen. Der Feind ist im Gegentheil noch ganz steif vom Pferde. Man stellt sich auf, und mein Freund tödtet den Gegner. Damit hat es ein Ende."

„Oh! er tödtet ihn!" rief Raoul.

„Bei Gott! . . nehme ich je Leute zu Freunden, die sich tödten lassen? Ich habe hundert und einen Freund, an deren Spitze Euer Herr Vater, Aramis und d'Artagnan — ich glaube, lauter lebhafte Leute — stehen."

„Oh! mein theurer Baron!“ rief Raoul im Uebermaß seiner Freude. Und er umarmte Porthos.

„Ihr billigt also meine Methode?“ sagte der Riese.

„Ich billige sie so sehr, daß ich heute, auf der Stelle meine Zuflucht dazu nehmen werde. Ihr seid der Mann, den ich suche.“

„Gut! hier bin ich; wollt Ihr Euch schlagen?“

„Gewiß!“

„Das ist sehr natürlich. Mit wem?“

„Mit Herrn von Saint-Aignan.“

„Ich kenne ihn ... ein reizender Junge; er ist an dem Tage, als ich die Ehre hatte, mit dem König zu speisen, sehr artig gegen mich gewesen. Ich werde seine Höflichkeit erwiedern, wenn dies auch nicht meine Gewohnheit wäre. Ah! er hat Euch also beleidigt?“

„Tödtlich!“

„Teufel! Ich werde sagen können tödtlich?“

„Noch mehr, wenn Ihr wollt.“

„Das ist sehr bequem.“

„Nicht wahr, das ist eine ganz abgemachte Sache?“ sagte Raoul lächelnd.

„Das geht von selbst. Wo erwartet Ihr ihn?“

„Ah! verzeiht, das ist delicater Natur. Herr von Saint-Aignan ist sehr befreundet mit dem König.“

„Ich habe es sagen hören ...“

„Und wenn ich ihn tödte ...“

„Ihr werdet ihn sicherlich tödten. Es ist Eure Sache, Euch vorzusehen. Gegenwärtig erdulden dergleichen Dinge keine Schwierigkeiten mehr. Ah! ja, wenn Ihr zu unserer Zeit gelebt hättet!“

„Theurer Freund, Ihr habt mich nicht verstanden. Ich will damit sagen, da Herr von Saint-Aignan ein Freund des Königs sei, so lasse sich die Sache schwieriger anordnen, insofern der König es vorher erfahren kann.“

„Ei! nein! meine Methode, Ihr wißt wohl:

„„Mein Herr, Ihr habt meinen Freund beleidigt, und . . .“

„Ja, ich weiß es.“

„Und dann: „„Mein Herr, das Pferd ist unten.““ Ich führe ihn also fort, ehe er mit Jemand gesprochen hat.“

„Wird er sich nur so fortführen lassen?“

„Bei Gott! das wollte ich wohl sehen. Er wäre der Erste. Es ist wahr, die jungen Leute von heute... Doch bah! ich führe ihn, wenn es Noth thut, mit Gewalt fort.“

Und die Geberde mit dem Worte verbindend, hob er Raoul und seinen Stuhl in die Höhe.

„Sehr gut!“ sagte der junge Mann lachend. „Nun haben wir noch die Frage für Herrn von Saint-Aignan zu stellen.“

„Welche Frage?“

„Die der Beleidigung.“

„Das ist abgethan, wie mir scheint.“

„Nein, mein lieber Herr du Vallon, bei uns jungen Leuten von heute, wie Ihr sagt, heischt die Gewohnheit, daß man sich die Ursachen der Beleldignng erklärt.“

„Bei Eurer neuen Methode, ja. Nun! so erzählt mir Eure Sache.“

„Es war . . .“

„Oh! bei Gott, das ist langweilig. Bei uns war es früher nie nöthig, etwas zu erzählen. Man schlug sich, weil man sich schlug. Ich kenne keinen besseren Grund.“

„Ihr habt Recht, mein Freund.“

„Laßt indessen Eure Beweggründe hören.“

„Ich habe zu viele zu nennen. Nur da genau anzugeben ist . . .“

„Ja, ja, Teufel! bei der neuen Methode!“

„Da, sage ich, genau anzugeben ist, da andererseits

die Sache eine Menge von Schwierigkeit hat und völlige Geheimhaltung erfordert . ."

„Ho! ho!"

„So werdet Ihr so gefällig sein, Herrn von Saint-Aignan nur zu sagen, und er wird das begreifen, er habe mich beleidigt, einmal dadurch, daß er ausgezogen."

„Daß er ausgezogen? Gut!" versetzte Porthos, indem er an den Fingern recapitulirte, „hernach?"

„Dann dadurch, daß er eine Fallthüre in seiner Wohnung habe machen lassen."

„Ich begreife, eine Fallthüre. Teufel! das ist ernst! Ich glaube wohl, daß Ihr hierüber wüthend sein müßt. Und warum dürfte dieser Bursche Fallthüren machen lassen, ohne Euch zuvor um Rath zu fragen? Fallthüren! . . . alle Gewitter! Ich . . habe keine, wenn nicht etwa meine Oubliette in Bracieux!"

„Ihr fügt bei, der letzte Grund, aus dem ich mich beleidigt glaube, sei das Herrn von Saint-Aignan wohl bekannte Portrait."

„Oh! auch noch ein Portrait? . . . Wie! sein Auszug, eine Fallthüre und ein Portrait! Aber, mein Freund, nur bei einer von diesen Beschwerden wäre für den ganzen Adel von Frankreich und Spanien, was nicht wenig besagen will, Grund vorhanden, sich gegenseitig zu erwürgen."

„Mein Theurer, Ihr seid also hinreichend ausgerüstet?"

„Ich nehme ein zweites Pferd mit. Wählt den Ort der Zusammenkunft, und während Ihr wartet, macht Biegungen und fallt weit aus, das gibt eine seltene Elasticität."

„Meinen Dank! ich werde im Walde von Vincennes, bei den Minimes, warten."

„So ist es gut! Wo findet man Herrn von Saint-Aignan?"

„Im Palais-Royal."

Porthos ergriff eine große Glocke und läutete. Sein Diener erschien.

„Mein Galakleid," sagte er, „mein Pferd und ein Handpferd."

Der Diener verbeugte sich und trat ab.

„Weiß Euer Vater etwas hievon?" fragte Porthos.

„Nein; ich will ihm schreiben."

„Und d'Artagnan?"

„D'Artagnan eben sowenig. Er ist klug und hätte mich abwendig gemacht."

„D'Artagnan ist ein Mann von gutem Rath," entgegnete Porthos, in seiner redlichen Bescheidenheit darüber erstaunt, daß man an ihn gedacht, während es einen d'Artagnan auf der Welt gab."

„Lieber Herr du Vallon," sprach Raoul, „ich bebeschwöre Euch, befragt mich nicht mehr .. Ich habe Alles gesagt, was ich zu sagen hatte. Es ist ein Handeln, was ich erwarte, und zwar tüchtig und entschieden, wie Ihr das vorzubereiten wißt. Darum habe ich Euch gewählt."

„Ihr werdet mit mir zufrieden sein."

„Und bedenkt, theurer Freund, daß außer uns dieses Duell Jedermann unbekannt bleiben muß."

„Man bemerkt dergleichen Dinge immer, wenn man einen Leichnam in einem Walde findet. Ah! lieber Freund, ich verspreche Euch Alles, nur nicht, den Leichnam zu verbergen. Er ist da, man sieht ihn, das ist unvermeidlich. Ich habe den Grundsatz, nicht zu begraben, das riecht nach dem Mörder. Auf die Gefahr der Gefahr, wie die Normannen sagen."

„Bravo, theurer Freund, zum Werke!"

„Verlaßt Euch auf mich," sprach der Riese, seine Flasche vollends leerend, während sein Lackei auf einem Tische das kostbare Gewand und die Spitzen ausbreitete.

Als Raoul wegging, sagte er mit einer geheimen Freude zu sich selbst:

„Oh! falscher König! oh! verrätherischer König!

ich kann dich nicht erreichen; ich will es nicht! die Könige sind geheiligte Personen; aber dein Freund, dein Schuldgenosse, dein Kuppler, der dich vertritt, dieser Schändliche soll dein Verbrechen bezahlen. Ich werde ihn in deinem Namen tödten; und dann wollen wir an Louise denken."

XIV.

Der Auszug, die Fallthüre und das Portrait.

Zu seiner großen Freude mit dieser Sendung beauftragt, die ihn verjüngte, sparte Porthos eine halbe Stunde an der Zeit, die er gewöhnlich auf seine Staatstoilette verwandte.

Als ein Mann, der sich in der großen Welt bewegt hatte, fing er damit an, daß er seinen Lackei abschickte, um sich erkundigen zu lassen, ob Herr von Saint-Aignan zu Hause sei.

Man antwortete ihm, der Herr Graf von Saint-Aignan habe die Ehre gehabt, den König nach Saint-Germain zu begleiten, wie der ganze Hof; der Herr Graf sei aber so eben zurückgekehrt.

Auf diese Antwort beeilte sich Porthos, und er kam nach der Wohnung von Saint-Aignan, als dieser gerade seine Stiefel ausgezogen hatte.

Die Promenade war herrlich gewesen. Immer verliebter und immer glücklicher, zeigte sich der König von der besten Laune gegen Jedermann; er entwickelte eine unvergleichliche Güte.

Herr von Saint-Aignan war, wie man sich erin-

nert, Dichter und glaubte es unter genug merkwürdigen Umständen bewiesen zu haben, daß man ihm diesen Titel nicht streitig machen könne.

Als ein unermüdlicher Reimeschmied hatte er auf dem ganzen Weg zuerst den König und dann la Vallière mit Strophen von vier, von sechs Versen und mit Madrigalen bestreut.

Der König war seinerseits in Begeisterung gewesen und hatte ein Distichon gemacht.

La Vallière aber hatte, wie die liebenden Frauen, zwei Sonnete gemacht.

Der Tag war, wie man sieht, nicht unfruchtbar für Apollo vergangen.

Saint-Aignan, der zum Voraus wußte, seine Verse würden in alle Gemächer der Damen Eingang finden, war auch etwas ängstlicher, als er es auf der ganzen Promenade gewesen, mit der Abfassung und der Idee beschäftigt.

Einem zärtlichen Vater ähnlich, der im Begriff ist, seine Kinder in die Welt einzuführen, fragte er sich, ob das Publicum diesen Sohn seiner Einbildungskraft richtig, correct und anmuthig finden würde. Um mit sich hierüber ins Reine zu kommen, recitirte er sich selbst folgendes Madrigal, das er dem König aus dem Gedächtniß vorgesagt und ihm geschrieben zu geben versprochen hatte:

Iris, vos yeux malins ne disent pas toujours
Ce que votre pensée à votre coeur confie;
Iris, pourquoi faut-il que je passe ma vie
A plus aimer vos yeux qui m'ont joué ces tours. *)

---

*) Iris, Deine schlauen Augen sagen nicht immer, was Dein Geist Deinem Herzen anvertraut; Iris, warum muß ich mein Leben damit hinbringen, daß ich Deine Augen, die mir diese Streiche gespielt, mehr liebe.

Dieses Madrigal, so anmuthig es war, schien Saint-Aignan nicht vollkommen, sobald er von der mündlichen Ueberlieferung zur handschriftlichen Poesie überging. Viele hatten es reizend gefunden, der Verfasser zuerst; aber beim zweiten Anblick war er nicht mehr so sehr dafür eingenommen. Vor seinem Tische sitzend, ein Bein über das andere gekreuzt und sich am Schlafe kratzend, wiederholte sich auch Saint-Aignan:

Iris, vos yeux malins ne disent pas toujours . . .

„Oh! was diesen betrifft," murmelte Saint-Aignan, „dieser ist tadellos. Ich darf sogar beifügen, er hat so etwas von Ronsard oder Malherbe, folglich bin ich zufrieden. Leider ist nicht dasselbe beim zweiten der Fall. Man hat Recht, wenn man sagt, der erste Vers sei am leichtesten zu machen." Und er fuhr fort:

Ce que votre pensée à votre coeur confie . . .

„Ah! der Geist anvertraut dem Herzen! Warum sollte nicht auch eben so gut das Herz dem Geiste anvertrauen? Meiner Treue! ich, was mich betrifft, finde kein Hinderniß hiebei. Warum des Teufels habe ich diese zwei Halbverse mit einander verbunden. Ah! der dritte ist gut:

Iris, pourquoi faut-il que je passe ma vie . . .

„Der Reim ist zwar nicht reich — vie und confie. Meiner Treue! der Abbé Boyer, der ein großer Dichter ist, macht in seinem Trauerspiel: der falsche Tonaxeres, Reime, wie vie und confie, abgesehen von Herrn Corneille, der sich in seiner Tragödie: Sophonisbe, in dieser Hinsicht auch keinen Zwang anthut. Vie und confie mag also stehen bleiben. Jedoch der Vers ist unverschämt . . . Ich erinnere mich, daß sich der König in diesem Augenblick auf den Nagel gebissen hat. Es sieht in der That gerade aus, als wollte er zu la Vallière sagen: „„Woher des Teufels kommt es, daß

ich von Euch bezaubert bin?"" Ich hätte mich, glaube ich, besser so ausgedrückt:

„Que bénis soient les dieux qui condamnent ma vie.“ *)

„Abermals eine Artigkeit! Verurtheilen! Der König zu la Vallière verurtheilt! . . . Nein!" Dann wiederholte er:

„Mais bénis soient les dieux qui . . . destinent ma vie . . . “ **)

„Nicht schlecht, obgleich destinent ma vie schwach ist; doch es kann nicht Alles stark bei einem Quatrain sein. A plus aimer vos yeux. Mehr lieben wen? was? Dunkelheit . . . Die Dunkelheit ist nichts, da la Vallière und der König mich begriffen haben. Jedermann wird mich begreifen. Ja, aber nun kommt das Traurige! . . . der letzte Halbvers! Qui m'ont joué ces tours. Der gezwungene Plural des Reimes wegen! Und dann die Schamhatigkeit von la Vallière einen Streich nennen! Das ist nicht glücklich! Ich werde mich dem Tadel aller Papierverschmierer, meiner Collegen, aussetzen. Man wird meine Poesien Verse eines vornehmen Mannes nennen. Und hört der König mich einen schlechten Dichter schelten, so wird ihm der Gedanke kommen, es zu glauben."

Und während er diese Worte seinem Herzen anvertraute, und sein Herz seinen Gedanken, entkleidete sich der Graf vollends. Er war eben im Begriff, seinen Schlafrock anzuziehen, als man ihm den Besuch des Herrn Baron du Vallon de Bracieux de Pierrefonds meldete.

„Ei! . . was ist das für ein Klumpen von Namen?" sagte Saint-Aignan. „Ich kenne das nicht."

---

*) Gesegnet seien die Götter, die mein Leben verurtheilen.
**) Gesegnet seien die Götter, die mein Leben bestimmen.

„Es ist ein Edelmann," erwiederte der Lackei, „der die Ehre gehabt hat, mit dem Herrn Grafen an der Tafel des Königs während des Aufenthalts Seiner Majestät in Fontainebleau, zu speisen."

„Beim König in Fontainebleau!" rief Saint-Aignan. „Ei! führe den Herrn geschwinde ein!"

Der Lackei beeilte sich, zu gehorchen.

Porthos trat ein.

Saint-Aignan hatte das Gedächtniß der Höflinge: mit dem ersten Blick erkannte er den Gutsherrn aus der Provinz mit dem seltsamen Ruf, den der König, trotz einiges Lächelns der gegenwärtigen Officiere, in Fontainebleau so gut aufgenommen hatte. Er ging daher mit allen Zeichen eines ganz natürlichen Wohlwollens auf Porthos zu, der, wie wir wissen, wenn er bei einem Gegner eintrat, die Fahne der raffinirtesten Höflichkeit aufpflanzte.

Saint-Aignan ließ durch den Lackei, der Porthos gemeldet, einen Stuhl vorrücken. Der Letztere sah nichts Uebertriebenes in diesen Artigkeiten, setzte sich und hustete. Es wurden die üblichen Höflichkeiten zwischen den zwei Herren ausgetauscht, dann, da es der Graf war, der den Besuch empfing, sagte Saint-Aignan:

„Herr Baron, welchem glücklichen Zufall verdanke ich die Gunst Eures Besuches?"

„Das ist es gerade, was ich Euch zu erklären die Ehre haben werde," erwiederte Porthos; „aber verzeiht . . ."

„Was gibt es, mein Herr?"

„Ich sehe, daß ich Euren Stuhl zerbreche."

„Keines Wegs, mein Herr, keines Wegs."

„Doch, Herr Graf, doch, ich zerbreche ihn, und zwar dergestalt, daß ich, wenn ich zögere, niederfallen werde, — eine ganz und gar unpassende Position bei der ernsten Rolle, die ich bei Euch zu spielen habe."

Porthos stand auf. Es war Zeit; der Stuhl war

schon um ein paar Zoll zusammengesunken. Saint-Aignan suchte mit den Augen ein solideres Geräthe für seinen Gast.

„Die modernen Meubles," sprach Porthos, während der Graf sich dieser Forschung hingab, „die modernen Meubles sind von einer lächerlichen Leichtigkeit geworden. In meiner Jugend, einer Zeit, wo ich mich mit noch viel mehr Energie setzte, als heute, erinnere ich mich nicht, je einen Stuhl zerbrochen zu haben, wenn nicht in den Wirthshäusern mit meinen Armen."

Saint-Aignan lächelte angenehm über diesen Scherz.

„Doch," fuhr Porthos fort, während er sich auf einem Ruhebett einquartierte, das zwar seufzte, aber widerstand, „doch leider handelt es sich nicht um dieses."

„Wie, leider! Solltet Ihr der Ueberbringer einer Botschaft von schlimmer Vorbedeutung sein, Herr Baron?"

„Von schlimmer Vorbedeutung ... für einen Cavalier? Oh! nein, Herr Graf," antwortete Porthos voll Adel. „Ich komme nur, um Euch anzuzeigen, daß Ihr einen meiner Freunde grausam beleidigt habt."

„Ich mein Herr?" rief Saint-Aignan, „ich habe einen von Euren Freunden beleidigt? Und welchen, wenn ich bitten darf?"

„Herrn Raoul von Bragelonne."

„Ich habe Herrn von Bragelonne beleidigt, ich?" rief Saint-Aignan. „Ah! in der That, mein Herr, das ist unmöglich, denn Herr von Bragelonne, den ich nur wenig kenne, ich möchte sagen, gar nicht kenne, ist in England, und da ich ihn seit langer Zeit nicht gesehen, kann ich ihn nicht beleidigt haben."

„Herr von Bragelonne ist in Paris, Herr Graf," erwiederte Porthos unempfindlich, „und was die Beleidigung betrifft, so stehe ich dafür, denn er hat es mir selbst gesagt! Ja, Herr Graf, Ihr habt ihn beleidigt, ich wiederhole das Wort, tödtlich beleidigt."

„Unmöglich, Herr Baron, ich schwöre Euch, unmöglich!"

„Uebrigens kann Euch dieser Umstand nicht unbekannt sein, da mir Herr von Bragelonne erklärt hat, Ihr seid von ihm durch ein Billet in Kenntniß gesetzt worden."

„Ich habe kein Billet erhalten, mein Herr, darauf gebe ich mein Wort."

„Das ist höchst seltsam! .. und was Raoul sagt .."

„Ich will Euch überzeugen, daß ich nichts empfangen habe," sagte Saint-Aignan. Und er läutete.

„Basque," sprach er, „wie viel Briefe oder Billets sind in meiner Abwesenheit gekommen?"

„Drei, Herr Graf."

„Und zwar?"

„Das Billet von Herrn von Fiesque, das von Frau von Laferté und der Brief von Herrn de la Fuentès."

„Das ist Alles?"

„Alles, Herr Graf."

„Sprich die Wahrheit vor diesem Herrn ... Die Wahrheit, hörst Du wohl? Ich verbürge mich für Dich."

„Gnädiger Herr, es war noch ein Billet von . ."

„Von ... sage geschwinde."

„Von Fräulein de la Val ..."

„Genug," unterbrach ihn Porthos discreter Weise. „Sehr gut, ich glaube Euch, Herr Graf."

Saint-Aignan entließ den Bedienten und schloß selbst die Thüre; als er zufällig vor sich hinschauend zurückkam, sah er aus dem Schloß des anstoßenden Zimmers das bekannte Papier hervorstehen, das Bragelonne vor seinem Abgang hineingeschoben hatte.

„Was ist das?" sagte er.

Porthos, der diesem Zimmer den Rücken zukehrte, wandte sich um.

„Ho! ho!" machte Porthos.

„Ein Billet im Schloß!“ rief Saint-Aignan.

„Das könnte wohl das unsere sein, Herr Graf,“ sagte Porthos, „seht nach.“

Saint-Aignan nahm das Papier und rief:

„Ein Billet vom Herrn von Bragelonne!“

„Ihr seht, ich hatte Recht. Oh! wenn ich etwas sage . . .“

„Von Herrn von Bragelonne selbst hierher gebracht,“ murmelte der Graf erbleichend. „Das ist unwürdig! Wer ist hier eingedrungen?“

Saint-Aignan läutete abermals. Basque erschien wieder.

„Wer ist hier gewesen, so lange ich mit dem König auf der Promenade war?“

„Niemand, gnädiger Herr.“

„Das ist unmöglich. Es muß Jemand hier gewesen sein.“

„Es konnte Niemand herein, Herr Graf, da ich die Schlüssel in meiner Tasche hatte.“

„Aber das Billet, das hier im Schlosse stak . . . Jemand muß es hinein gesteckt haben, es kann nicht von selbst gekommen sein.“

Basque öffnete die Arme, um damit völlige Unwissenheit zu bezeichnen.

„Wahrscheinlich wird es Herr von Bragelonne hinein gesteckt haben,“ sagte Porthos.

„Dann wäre er hier gewesen?“

„Ohne Zweifel.“

„Aber da ich den Schlüssel in der Tasche hatte,“ versetzte Basque hartnäckig.

Saint-Aignan zerknitterte das Billet, nachdem er es gelesen.

„Darunter ist etwas verborgen,“ murmelte er in Gedanken versunken.

Porthos überließ ihn einen Augenblick seinen Betrachtungen. Dann nahm er seine Botschaft wieder auf.

„Wäre es Euch gefällig, daß wir auf unsere An-

gelegenheit zurückkommen würden?“ fragte er Saint-Aignan, als der Lackei weggegangen war.

„Ich glaube sie durch das so seltsam hieher gekommene Billet zu begreifen. Herr von Bragelonne kündigt mir einen Freund an . . .“

„Ich bin sein Freund, folglich bin ich derjenige, welchen er ankündigt.“

„Um eine Ausforderung an mich zu richten.“

„So ist es.“

„Und er beklagt sich, ich habe ihn beleidigt?“

„Grausam, tödtlich!“

„Auf welche Art, wenn's beliebt, denn sein Schritt ist zu geheimnißvoll, als daß ich nicht wenigstens einen Sinn davon suchen sollte?“

„Mein Herr,“ antwortete Porthos, „mein Freund muß Recht haben, und was seinen Schritt betrifft, wenn er geheimnißvoll ist, so klagt nur Euch an.“

Porthos sprach diese letzten Worte mit einem Vertrauen aus, das für einen an seine Manieren wenig gewöhnten Mann einen tausendfältigen Sinn offenbaren mußte.

„Ein Geheimniß! Erklärt das Geheimniß.“

Porthos aber verbeugte sich und erwiederte:

„Ihr werdet erlauben, daß ich nicht in dasselbe eingehe, und zwar aus vortrefflichen Gründen.“

„Die ich ganz gut begreife. Ja, mein Herr, gehen wir also darüber weg. Zur Sache, laßt hören.“

„Vor Allem nenne ich Euch den Umstand, daß Ihr ausgezogen seid.“

„Es ist wahr, ich bin ausgezogen,“ sagte Saint-Aignan.

„Ihr gesteht es?“ rief Porthos mit einer Miene sichtbarer Befriedigung.

„Ob ich es gestehe? Ja, ich gestehe es. Warum sollte ich es denn nicht gestehen?“

„Ihr habt gestanden. Gut,“ notirte Porthos, indem er nur einen Finger in die Höhe hob.

„Ah! mein Herr, wie kann mein Auszug Herrn von Bragelonne Schaden zugefügt haben? Antwortet, denn ich verstehe durchaus nichts von dem, was Ihr sagt.“

Porthos unterbrach ihn.

„Mein Herr,“ sprach er ernst, „diese Beschwerde ist die erste von denjenigen, welche Herr von Bragelonne gegen Euch vorbringt. Bringt er sie vor, so geschieht es, weil er sich verletzt gefühlt hat.“

Saint-Aignan stieß vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden und rief:

„Das gleicht einem bösen Streit!“

„Man kann keinen bösen Streit mit einem so galanten Mann, wie der Vicomte von Bragelonne, haben,“ entgegnete Porthos, „doch nicht wahr, Ihr habt nichts mehr in Beziehung auf den Auszug beizufügen?“

„Nein. Sprecht weiter.“

„Ah! weiter! Bemerkt wohl, mein Herr, daß dies schon eine abscheuliche Beschwerde ist, auf die Ihr nicht antwortet oder vielmehr schlecht antwortet. Wie! mein Herr, Ihr zieht aus; das beleidigt Herrn von Bragelonne, und Ihr entschuldigt Euch nicht! Sehr gut!“

„Wie!“ rief Saint-Aignan, der sich über das Phlegma dieses Menschen erzürnte, „wie! habe ich nöthig, Herrn von Bragelonne um Rath zu fragen, ob ich ausziehen soll oder nicht? Geht doch, mein Herr!“

„Verpflichtet, mein Herr, verpflichtet! Jedenfalls werdet Ihr mir zugestehen, daß dies nichts im Vergleich zu der zweiten Beschwerde ist.“

„Laßt die zweite Beschwerde hören.“

Porthos nahm eine strenge Miene an und sprach:

„Und die Fallthüre, mein Herr, die Fallthüre.“

Saint-Aignan wurde übermäßig bleich. Er rückte seinen Stuhl so ungestüm zurück, daß Porthos, so naiv er war, bemerkte, der Schlag habe getroffen.

„Die Fallthüre?“ murmelte Saint-Aignan.

„Ja, mein Herr, erklärt Euch, wenn Ihr könnt,“ sagte Porthos den Kopf schüttelnd.

Saint-Aignan neigte die Stirne und murmelte: „Oh! ich bin verrathen, man weiß Alles.“

„Man weiß stets Alles,“ erwiederte Porthos, der nichts wußte.

„Mein Herr,“ fuhr Saint-Aignan fort, „Ihr seht mich zu Boden gedrückt, und zwar dergestalt zu Boden gedrückt, daß ich den Kopf darüber verliere.“

„Ein schuldiges Gewissen, mein Herr! Oh! Eure Sache ist nicht gut.“

„Mein Herr!“

„Und wenn das Publicum davon unterrichtet sein und sich zum Richter machen wird . . .“

„Oh! mein Herr,“ rief lebhaft der Graf, „ein solches Geheimniß muß unbekannt bleiben, selbst für den Beichtiger.“

„Wir werden darauf bedacht sein, und das Geheimniß wird in der That nicht weit gehen.“

„Aber sprecht, gibt sich Herr von Bragelonne, indem er dieses Geheimniß ergründet, Rechenschaft von der Gefahr, die er läuft und der er Andere bloßstellt?“

„Herr von Bragelonne läuft keine Gefahr, mein Herr, fürchtet keine, und mit Gottes Hülfe werdet Ihr das bald erproben.“

„Dieser Mensch ist ein Wüthender,“ dachte Saint-Aignan. „Was will er von mir?“ Dann sprach er laut: „Auf, mein Herr, laßt uns unsere Angelegenheit vollends in's Reine bringen.“

„Ihr vergeßt das Portrait, mein Herr!“ sprach Porthos mit einer Donnerstimme, die das Blut des Grafen in Eis verwandelte.

Da das Portrait das von la Vallière war und hierin keine Täuschung stattfinden konnte, so fühlte Saint-Aignan seine Augen sich ganz und gar öffnen.

„Ah! mein Herr,“ rief er,“ ah! ich erinnere mich, Herr von Bragelonne war ihr Bräutigam.“

Porthos nahm eine imposante Miene, die Majestät der Unwissenheit, an und sprach:

„Es kann mir nicht daran gelegen sein, und Euch auch nicht, ob mein Freund Bräutigam von der, die Ihr sagt, ist oder nicht ist. Ich wundere mich sogar, daß Ihr dieses indiscrete Wort ausgesprochen habt; es dürfte Eurer Sache Eintrag thun."

„Mein Herr, Ihr seid der Geist, das Zartgefühl und die Biederkeit in einer Person. Ich sehe, um was Alles es sich handelt."

„Desto besser."

„Und," fuhr Saint-Aignan fort, „Ihr habt es mir auf die geistreichste und zarteste Weise zu verstehen gegeben. Empfangt meinen Dank, mein Herr."

Porthos warf sich in die Brust.

„Nur, da ich nun Alles weiß, gestattet, daß ich Euch erkläre . . ."

Porthos schüttelte den Kopf wie ein Mensch, der nicht verstehen will. Saint-Aignan fuhr jedoch fort:

„Seht Ihr, ich bin in Verzweiflung über Alles, was geschieht, für diesen armen Herrn von Bragelonne; aber was hättet Ihr an meiner Stelle gethan? unter uns gesprochen, was hättet Ihr gethan?"

Porthos erhob das Haupt und erwiederte:

„Es handelt sich nicht um das, was ich gethan hätte; nicht wahr, Ihr habt nun Kenntniß von den drei Beschwerden?"

„Was die erste betrifft, den Auszug, mein Herr — ich wende mich hier an den Mann von Geist und Ehre — wenn ein erhabener Wille mich aufforderte, auszuziehen, durfte ich, konnte ich ungehorsam sein?"

Porthos machte eine Bewegung, welche zu vollenden Saint-Aignan ihm nicht Zeit ließ.

„Ah! meine Offenherzigkeit ergreift Euch," sagte er, die Bewegung auf seine Weise auslegend, „Ihr fühlt, daß ich Recht habe."

Porthos erwiederte nichts.

„Ich gehe zu der unglückseligen Fallthüre über," fuhr Saint-Aignan fort, indem er seine Hand auf den Arm von Porthos legte; „diese Fallthüre, die Ursache des Uebels, das Mittel des Uebels, diese Fallthüre, erbaut für das, was Euch bekannt . . . Sprecht offenherzig, glaubt Ihr, ich sei es gewesen, der ganz nach dem eigenen Willen, ganz aus freien Stücken habe eine Fallthüre öffnen lassen, deren Bestimmung . . . Oh! nein, das glaubt Ihr nicht, und auch hier fühlt Ihr, errathet Ihr, begreift Ihr einen Willen, der über dem meinigen. Ihr würdigt die Hinreißung . . . ich spreche nicht von der Liebe, dieser unwiderstehlichen Tollheit. . . Mein Gott!... Zum Glück spreche ich mit einem Mann voll Herz, voll Gefühl; sonst wie viel Unglück, wie viel Scandal über sie, das arme Kind! und über denjenigen, welchen ich nicht nennen will!"

Ganz verwirrt, betäubt durch die Beredsamkeit und die Geberden von Saint-Aignan, strengte sich Porthos tausendfältig an, um diesen Platzregen von Redensarten zu empfangen, von denen er nicht das geringste Wörtchen verstand. Gerade und unbeweglich auf seinem Sitze gelangte er hiezu.

In seine Vergleichung hineingeworfen, fuhr Saint-Aignan, indem er seiner Stimme eine neue Thätigkeit, seiner Geberde eine wachsende Höflichkeit verlieh, fort:

„Was das Portrait betrifft, denn ich begreife, daß das Portrait die Hauptbeschwerde ist; was das Portrait betrifft, sagt, bin ich schuldig? Wer hat ihr Portrait zu haben gewünscht? Ich etwa? Wer liebt sie? Ich etwa? Wer will sie? Ich etwa? Wer hat sie genommen? Ich etwa? Nein, tausendmal nein! Ich weiß, daß Herr von Bragelonne in Verzweiflung sein muß; ich weiß, daß ein solches Unglück grausam ist. Hört, auch ich leide; doch es ist kein Widerstand möglich. Wird er kämpfen? Man würde darüber lachen. Wenn er nur seinen Kopf aufsetzt, richtet er sich zu Grunde. Ihr werdet mir sagen, die Verzweiflung sei eine Tollheit, doch Ihr seid ver-

nünftig. Ihr habt mich begriffen. Ich sehe an Eurer ernsten, nachdenklichen, sogar verlegenen Miene, daß Euch die Bedeutsamkeit der Lage eingeleuchtet hat. Kehrt also zu Herrn von Bragelonne zurück, dankt ihm, wie ich ihm selbst danke, daß er zur Vermittlung einen Mann von Eurem Verdienst gewählt. Glaubt mir, daß ich eine ewige Dankbarkeit für denjenigen bewahren werde, der unsere Uneinigkeit auf eine so edelmüthige, so anständige Weise zum Frieden gelenkt hat. Und da es das Unglück gefügt, daß dieses Geheimniß Vieren statt Dreien gehören sollte, dieses Geheimniß, das das Glück des Ehrgeizigsten machen kann, so freue ich mich, es mit Euch zu theilen, mein Herr, ich freue mich aus dem Grunde meiner Seele. Von diesem Augenblick an verfügt über mich; ich stelle mich ganz Eurem Willen zu Gebot. Was soll ich für Euch thun? Was soll ich erbitten, fordern sogar? sprecht, mein Herr sprecht."

Und nach der vertraulich freundschaftlichen Gewohnheit der Höflinge jener Zeit schloß Saint-Aignan Porthos in seine Arme und drückte ihn an seine Brust.

Porthos ließ ihn mit unerhörtem Phlegma gewähren.

„Sprecht," wiederholte Saint-Aignan, „was verlangt Ihr?"

„Mein Herr," antwortete Porthos, „ich habe unten ein Pferd, macht mir das Vergnügen, es zu besteigen; es ist vortrefflich und wird Euch keine schlimmen Streiche spielen."

„Zu Pferde steigen! warum dies?" fragte Saint-Aignan neugierig.

„Um mit mir dahin zu kommen, wo uns Herr von Bragelonne erwartet."

„Ah! er möchte mich gern sprechen? Ich begreife das, die näheren Umstände erfahren, ach! das ist sehr delicat! Doch in diesem Augenblick kann ich nicht, der König erwartet mich."

„Der König wird warten"

„Wie! der König wird warten!“ rief mit einem Lächeln des Erstaunens dieser vollkommene Höfling, der nicht begriff, daß der König warten könnte.

„Mein Herr, es ist die Sache einer kleinen Stunde,“ sprach Porthos.

„Aber wo erwartet mich denn Herr von Bragelonne?“

„Bei den Minimes in Vincennes.“

„Ah! ah! spassen wir etwa?“

„Ich glaube nicht, ich wenigstens nicht.“

„Aber die Minimis, das ist ja ein Rendezvous für Duelle.“

„Nun?“

„Nun! was habe ich denn bei den Minimes zu thun?“

Porthos zog langsam seinen Degen und sprach:

„Hier ist das Maaß des Degens von meinem Freund.“

„Alle Wetter! dieser Mensch ist verrückt!“ rief Saint-Aignan.

Die Röthe stieg Porthos zu den Ohren.

„Mein Herr,“ sagte er, „wenn ich nicht die Ehre hätte, in Eurer Wohnung zu sein und den Interessen von Herrn von Bragelonne zu dienen, so würde ich Euch zu Eurem Fenster hinauswerfen. Doch das ist nur aufgeschoben, und Ihr sollt beim Warten nicht verlieren. Kommt Ihr zu den Minimes, mein Herr?“

„Ei . . .“

„Kommt Ihr gutwillig?“

„Aber . . .“

„Ich trage Euch dahin, wenn Ihr nicht kommt! nehmt Euch in Acht.“

„Basque!“ rief Herr von Saint-Aignan.

Basque trat ein.

„Der König läßt den Herrn Grafen rufen,“ sagte Basque.

„Das ist etwas Anderes,“ sagte Porthos; „der

Dienst des Königs vor Allem. Wir warten dort bis heute Abend, mein Herr."

Und nachdem er Saint-Aignan mit seiner gewöhnlichen Höflichkeit gegrüßt, ging Porthos, entzückt, abermals eine Sache abgethan zu haben, hinaus.

Saint-Aignan schaute ihm nach, zog dann hastig seine Kleider wieder an, lief, unter Weges die Unordnung seiner Toilette verbessernd, weg und sagte zu sich selbst:

„Zu den Minimes! zu den Minimes! . . Wir werden sehen, wie der König diese Ausforderung aufnimmt. Sie ist bei Gott! für ihn."

XV.

Politische Nebenbuhler.

Nach der für Apollo so fruchtbaren Promenade, wobei Jeder, wie die Dichter jener Zeit sagten, den Musen seinen Tribut bezahlte, fand der König in seinen Gemächern Herrn Fouquet, der auf ihn wartete.

Hinter dem König kam Herr Colbert. Herr Colbert mit seinem viereckigen Kopf, mit seinem plumpen Luxus formloser, nachläßig getragener Kleider; er hatte den König, als wäre er auf dem Anstand gewesen, in einer Hausflur gleichsam gefangen genommen und folgte ihm wie ein Schatten.

Fouquet blieb beim Anblick seines Feindes ruhig und war während der ganzen Scene, die sich ereignen sollte, bemüht, das schwierige Benehmen des erhabenen Mannes zu beobachten, dessen Herz von Verachtung überfüllt ist, der aber seine Verachtung nicht einmal kundgeben will, aus Furcht, er könnte seinem Gegner noch zu viel Ehre erweisen.

Colbert verbarg eine verletzende Freude nicht. Für ihn war es von Seiten von Herrn Fouquet eine schlecht gespielte und rettungslos verlorene Partie, obgleich sie noch nicht beendigt. Colbert gehörte zu jener Schule von Politikern, welche nur die Geschicklichkeit bewundern, nur den günstigen Ausgang schätzen.

Mehr noch, Colbert, der nicht nur ein neidischer und eifersüchtiger Mensch war, sondern sich alle Interessen des Königs sehr angelegen sein ließ, weil er im Grunde mit der größten Redlichkeit im Zahlenwesen begabt, Colbert konnte sich selbst den, wenn man haßt, so glücklichen Vorwand geben, er handle, indem er Herrn Fouquet hasse und zu Grunde richte, im Hinblick auf das Wohl des Staates und der königlichen Würde.

Keiner von diesen einzelnen Umständen entging Fouquet. Zwischen den dicken Augenbraunen seines Feindes durch, und trotz des unabläßigen Spieles der Augenlider, las er durch die Augen bis in die Tiefe des Herzens von Colbert, er las also Alles, was in diesem Herzen war: Haß und Triumph.

Nur, da er, während er durchdrang, undurchdringlich bleiben wollte, erheiterte er sein Gesicht, lächelte er auf jene sympathetische Weise, die nur ihm eigenthümlich war und seinem Gruß die edelste und zugleich geschmeidigste Elasticität verlieh.

„Sire," sprach er, „ich gewahre an der freudigen Miene Eurer Majestät, daß sie eine gute Promenade gemacht hat."

„Eine reizende in der That, Herr Oberintendant, eine reizende. Ihr habt sehr Unrecht gehabt, nicht mit uns zu kommen, während ich Euch doch eingeladen."

„Sire, ich arbeitete," sagte Fouquet.

Fouquet hatte nicht einmal nöthig, den Kopf abzuwenden; er schaute Herrn Colbert nicht von der Seite an.

„Oh! das Land! Herr Fouquet," rief der König,

„Mein Gott, wie gern möchte ich stets auf dem Lande, in freier Luft, unter den Bäumen leben können!"

„Ah! Eure Majestät ist hoffentlich des Thrones noch nicht müde," entgegnete Fouquet.

„Nein, aber die grünen Throne sind sehr sanft."

„Eure Majestät erfüllt wahrhaftig alle meine Wünsche, indem sie so spricht. Ich hatte ihr gerade ein Gesuch vorzutragen."

„Von wem, Herr Oberintendant?"

„Von Seiten der Nymphen von Vaux."

„Ah! ah!" machte Ludwig XIV.

„Der König hat die Gnade gehabt, mir ein Versprechen zu geben."

„Ja, ich erinnere mich desselben."

„Das Fest in Vaux, das berühmte Fest, nicht wahr, Sire?" sagte Colbert, der dadurch, daß er sich in das Gespräch mischte, einen Beweis von seinem Ansehen zu geben suchte.

Mit einer tiefen Verachtung nahm Fouquet nicht einmal das Wort auf. Es war für ihn, als hätte Colbert weder gedacht, noch gesprochen.

„Eure Majestät weiß," sagte er, „daß ich mein Landgut Vaux zur Aufnahme des liebenswürdigsten der Fürsten, des mächtigsten der Könige bestimme."

„Ich habe versprochen, und ein König hat nur sein Wort," erwiederte Ludwig XIV.

„Und ich, Sire, ich komme, um Eurer Majestät zu sagen, daß ich ganz zu ihren Befehlen bin."

„Versprecht Ihr mir viele Wunder, Herr Oberintendant?"

Hiebei schaute Ludwig XIV. Colbert an.

„Wunder? oh! nein, Sire. Ich mache mich nicht hiezu anheischig; ich hoffe dem König ein wenig Vergnügen, vielleicht sogar ein wenig Vergessen versprechen zu können."

„Nein, nein, Herr Fouquet. Ich bestehe auf dem Wort Wunder. Oh! Ihr seid ein Zauberer, wir ken-

nen Eure Macht, wir wissen, daß Ihr Gold findet, und gäbe es auch keines mehr in der Welt. Das Volk sagt auch, Ihr machet Geld."

Fouquet fühlte, daß der Schuß aus einem doppelten Köcher kam, und daß der König zugleich einen Pfeil von seinem Bogen und einen von dem von Colbert auf ihn abdrückte. Er lachte.

„Oh!" sagte er, „das Volk weiß ganz genau, aus welchem Schacht ich dieses Gold nehme. Es weiß das vielleicht zu gut, und überdies," fügte er stolz bei, „überdies kann ich Eure Majestät versichern, daß das zu Bezahlung des Festes in Vaux bestimmte Gold weder Blut, noch Thränen fließen machen wird. Schweiß vielleicht. Man wird ihn bezahlen."

Ludwig blieb verblüfft. Er wollte Colbert anschauen, Colbert wollte etwas entgegnen; ein Adlersblick, ein königlicher Blick, von Fouquet geschleudert, hielt das Wort auf seinen Lippen zurück.

Der König faßte sich mittlerweile. Er wandte sich gegen Fouquet um und sagte zu diesem:

„Ihr macht also Eure Einladung?"

„Ja, Sire, wenn es Eurer Majestät gefällt."

„Auf welchen Tag?"

„Auf den Tag, der Eurer Majestät genehm sein wird."

„Ihr sprecht wie ein Zauberer, der improvisirt. Ich würde nicht so viel sagen."

„Eure Majestät wird, wann sie will, Alles machen, was ein König machen kann und soll. Der König von Frankreich hat Diener, welche zu Allem für seinen Dienst und für seine Vergnügungen fähig sind.

Colbert suchte den Oberintendanten anzuschauen, um zu sehen, ob dieses Wort eine Rückkehr zu minder feindlichen Gefühlen sei, Fouquet hatte seinen Feind nicht einmal angeschaut. . . Colbert war nicht für ihn vorhanden.

„Nun denn! in acht Tagen, wollt Ihr?“ sagte der König.

„In acht Tagen, Sire.“

„Heute ist Dienstag, wollt Ihr bis zum folgenden Sonntag?“

„Die Frist, die Seine Majestät zu bewilligen die Gnade hat, wird die Arbeiten, welche meine Architekten unternehmen, um zu der Unterhaltung des Königs und seiner Freunde beizutragen, mächtig unterstützen.“

„Wenn Ihr von meinen Freunden sprecht, wie gedenkt Ihr es mit ihnen zu halten?“ fragte Ludwig XIV.

„Der König ist überall Herr; der König macht seine Liste und gibt seine Befehle. Alle, die er einzuladen geruht, sind von mir sehr geachtete Gäste.“

„Ich danke Euch!“ sagte der König gerührt von dem edlen mit einem edlen Ton ausgesprochenen Gedanken.

Nach einigen Worten über Details gewisser Angelegenheiten nahm Fouquet nun von Ludwig XIV. Abschied.

Er fühlte, Colbert würde beim König bleiben, man würde von ihm sprechen, und weder der Eine, noch der Andere würde ihn schonen. Die Befriedigung, seinem Feinde einen letzten, einen furchtbaren Schlag zu geben, kam ihm wie ein Ersatz für Alles vor, was man ihn leiden ließe.

Er kehrte also rasch um, nachdem er schon die Thüre berührt hatte, wandte sich an den König und sprach:

„Verzeiht, Sire, verzeiht.“

„Was verzeihen, mein Herr?“ fragte der König mit liebreicher Stimme.

„Ein schweres Versehen, das ich beging, ohne es wahrzunehmen.“

„Ein Versehen, Ihr! Ah! Herr Fouquet, ich werde

Euch wohl verzeihen müssen. Gegen was habt Ihr gesündigt oder gegen wen?"

„Gegen jede Schicklichkeit, Sire. Ich vergaß, Eurer Majestät einen ziemlich wichtigen Umstand mitzutheilen."

„Welchen?"

Colbert bebte; er glaubte, es würde eine Anzeige gemacht werden, sein Benehmen sei entlarvt worden. Ein Wort von Fouquet, ein ausgesprochener Beweis, und vor der jugendlichen Rechtschaffenheit Ludwigs XIV. verschwand die ganze Gunst, in der Colbert stand. Dieser zitterte daher, ein so kühner Streich könnte sein ganzes Gerüste umstürzen, und der Streich war wirklich so schön zu spielen, daß Aramis, der schöne Spieler, ihn nicht verfehlt hätte.

„Sire," sprach Fouquet mit ganz ungezwungener Miene, „da Ihr mir zu verzeihen die Güte gehabt habt, so wird mir mein Geständniß ganz leicht: diesen Morgen habe ich eine von meinen Stellen verkauft."

„Eine von Euren Stellen!" rief der König, „welche denn?"

Colbert wurde leichenbleich.

„Diejenige, welche mir eine große Robe und eine strenge Miene gab: die Stelle des Generalanwalts."

Der König stieß unwillkührlich einen Schrei aus und schaute Colbert an.

Schweiß auf der Stirne, fühlte sich dieser einer Ohnmacht nahe.

„An wen habt Ihr diese Stelle verkauft, Herr Fouquet?" fragte der König.

Colbert hielt sich am Simswerk des Kamins an.

„An einen Rath vom Parlament, Sire, Namens Vanel."

„Vanel?"

„Es ist ein Freund des Herrn Intendanten Colbert," fügte Fouquet bei, der diese Worte mit einer unnachahmlichen Gleichgültigkeit, mit einem Ausdruck

von Vergessenheit und Unwissenheit fallen ließ, den der Maler, der Schauspieler und der Dichter mit dem Pinsel, der Geberde oder der Feder wiederzugeben verzichten müssen.

Dann, nachdem er geendigt, nachdem er Colbert unter dem Gewicht dieser Ueberlegenheit niedergeschmettert hatte, verbeugte sich der Oberintendant abermals vor dem König und ging, halb gerächt durch das Erstaunen des Fürsten und durch die Demüthigung des Günstlings, hinaus.

„Ist es denn möglich?" sagte der König zu sich selbst, als Fouquet verschwunden war. „Er hat seine Stelle verkauft?"

„Ja, Sire!" erwiederte Colbert mit Absicht.

„Er ist verrückt!" rief der König.

Colbert sagte diesmal nichts; er hatte den Gedanken des Gebieters halb durchschaut. Dieser Gedanke rächte ihn auch. Mit seinem Haß hatte sich eine Eifersucht verbunden; zu seinem Plan, Verderben zu bereiten, hatte sich eine Drohung von Ungnade gesellt.

Fortan, das fühlte Colbert, würden zwischen Ludwig XIV. und ihm die feindseligen Ideen keine Hindernisse mehr finden, und der erste Fehler von Fouquet, der zum Vorwand dienen könnte, würde der Bestrafung von Nahem vorangehen.

Fouquet hatte seine Waffe fallen lassen. Haß und Eifersucht hatten sie aufgehoben.

Colbert wurde vom König zum Feste in Vaux eingeladen; er verbeugte sich wie ein Mensch, der seiner sicher, er nahm an wie ein Mensch, der verbindet.

Der König war bei dem Namen Saint-Aignan auf der Liste, als der Huissier den Grafen von Saint-Aignan meldete.

Colbert zog sich bescheiden bei der Ankunft des königlichen Kupplers zurück.

XVI.

Liebesnebenbuhler.

Saint-Aignan hatte Ludwig XIV. kaum zwei Stunden vorher verlassen. Wenn aber Ludwig XIV. in dieser ersten Inbrunst seiner Liebe la Vallière nicht sah, so mußte er von ihr sprechen. Die einzige Person nun, mit der er von ihr sprechen konnte, war Saint-Aignan. Saint-Aignan war ihm folglich unentbehrlich.

„Ah! Ihr seid es, Graf," rief er, doppelt erfreut, weil er Saint-Aignan sah und Colbert nicht mehr sah, denn das verdrießliche Gesicht des letzteren machte ihn stets traurig. „Desto besser, es freut mich, Euch zu sehen; Ihr werdet die Fahrt mitmachen."

„Die Fahrt, Sire?" fragte Saint-Aignan. „Welche Fahrt?"

„Diejenige, welche wir machen werden, um das Fest zu genießen, das uns der Herr Oberintendant in Vaux gibt. Ah! Saint-Aignan, Du wirst endlich ein Fest sehen, ein königliches Fest, gegen das unsere Unterhaltungen in Fontainebleau Puppenspiele sind."

„In Vaux! der Oberintendant gibt Eurer Majestät ein Fest? und zwar in Vaux, nicht wahr?"

„Mehr nicht! ich finde es reizend, daß Du den Hochmüthigen spielst! Weißt Du, daß man, wenn man erfährt, Herr Fouquet empfange mich Sonntag über acht Tage in Vaux, sich erwürgen wird, um zu diesem Fest eingeladen zu werden? Ich wiederhole Dir also, Saint-Aignan, Du wirst die Fahrt mitmachen."

„Ja, wenn ich bis dahin nicht eine längere und minder angenehme mache."

„Welche?"

„Die nach dem Styx, Sire."

„Bah!“ rief Ludwig XIV. lachend.

„Nein, im Ernste, Sire. Ich bin dahin eingeladen, und zwar auf eine Art, daß ich wahrlich nicht weiß, wie ich mich benehmen soll, um es auszuschlagen.“

„Ich verstehe Dich nicht, mein Lieber. Ich weiß, daß Du in poetischer Begeisterung bist, sei aber bemüht, nicht schwülstig zu werden.“

„Wohl also, wenn Eure Majestät mich anzuhören die Gnade hat, so werde ich den Geist meines Königs nicht länger auf die Folter spannen.“

„Sprich.“

„Kennt der König den Herrn Baron du Vallon?“

„Bei Gott! ja, ein guter Diener vom König, meinem Vater, und meiner Treue! ein schöner Tischgenosse, denn Du meinst den, welcher mit uns in Fontainebleau gespeist hat?“

„Ganz richtig. Doch Eure Majestät hat vergessen, seinen Eigenschaften beizufügen: ein liebenswürdiger Umbringer.“

„Wie! Herr du Vallon will Dich umbringen?“

„Oder mich umbringen lassen, was ganz dasselbe ist.“

„Ho! ho!“

„Lacht nicht, Sire, ich sage nichts, was unter der Wahrheit wäre.“

„Und Du sagst, er wolle Dich umbringen lassen?“

„Das ist für den Augenblick der Gedanke dieses würdigen Herrn.“

„Sei unbesorgt, ich vertheidige Dich, wenn er Unrecht hat.“

„Ah! es gibt ein **wenn**?“

„Allerdings. Sprich, antworte, als ob es sich um einen Andern handelte, mein lieber Saint-Aignan: hat er Recht oder hat er Unrecht?“

„Euer Majestät soll darüber urtheilen.“

„Was hast Du ihm gethan?“

„Oh! ihm nichts; doch es scheint, ich habe einem von seinen Freunden etwas gethan."

„Das ist das Gleiche; und sein Freund, ist es einer von den vier Berühmten?"

„Nein, es ist nur der Sohn von einem von den vier Berühmten."

„Sage, was hast Du diesem Sohn gethan?"

„Ich habe Einem ihm seine Geliebte wegnehmen geholfen."

„Und Du gestehst das?"

„Ich muß es wohl gestehen, da es wahr ist."

„Dann hast Du Unrecht."

„Ah! ich habe Unrecht?"

„Und bei meiner Treue! wenn er Dich tödtet . . ."

„Nun?"

„Wird er Recht haben."

„Ah! so urtheilt Ihr, Sire?"

„Findest Du die Methode schlecht?"

„Ich finde sie rasch."

„Eine gute und rasche Justiz," sagte mein Ahnherr Heinrich IV."

„Dann unterzeichne der König geschwinde die Begnadigung meines Gegners, der mich bei den Minimes erwartet."

„Sage mir seinen Namen und gib mir ein Pergament."

„Sire, es liegt ein Pergament auf dem Tisch Eurer Majestät, und was seinen Namen betrifft . . ."

„Was seinen Namen betrifft?"

„Es ist der Vicomte von Bragelonne, Sire."

„Der Vicomte von Bragelonne!" rief der König, vom Lachen zu einem tiefen Erstaunen übergehend.

Dann, nachdem er einen Augenblick geschwiegen und den Schweiß, der von seiner Stirne lief, abgewischt hatte, murmelte er:

„Bragelonne! Bragelonne!"

„Nicht mehr, Sire?" sagte Saint-Aignan.

„Bragelonne, der Bräutigam von . . .“

„Oh! mein Gott! ja, Bragelonne, der Bräutigam von . . . .“

„Er war doch in London!“

„Ja, aber ich kann Euch dafür stehen, daß er nicht mehr dort ist, Sire.“

„Er ist in Paris?“

„Das heißt er ist bei den Minimes, wo er mich erwartet, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe.“

„Und er weiß Alles?“

„Und noch viele andere Dinge! Wenn der König das Billet sehen will, das er mir hat zukommen lassen?“

Hier zog Saint-Aignan das uns bekannte Billet aus der Tasche.

„Sobald Eure Majestät gelesen hat, werde ich ihr sagen, wie es mir zugekommen ist.“

Der König las mit großer Aufregung und fragte alsbald:

„Nun?“

„Nun! Eure Majestät kennt ein gewisses ciselirtes Schloß, das eine gewisse Thüre von Ebenholz schließt, die ein gewisses Zimmer von einem blau und weißen Heiligthum trennt.“

„Gewiß, das Boudoir von Louise.“

„Ja, Sire. Nun denn! in diesem Schloß habe ich das Billet gefunden. Wer hat es hinein gesteckt? Bragelonne oder der Teufel. Da aber das Billet nach Ambra und nicht nach Schwefel riecht, so schließe ich, daß es nicht der Teufel, sondern Herr von Bragelonne sein müsse.

Ludwig neigte das Haupt und schien in traurige Gedanken versunken. Vielleicht durchdrang in diesem Augenblick etwas wie ein Gewissensbiß sein Herz.

„Oh!“ sagte er, „das Geheimniß ist entdeckt.“

„Sire, ich will mein Möglichstes thun, daß dieses Geheimniß in der Brust stirbt, die es in sich schließt,“ sagte Saint-Aignan ganz mit spanischer Herzhaftigkeit.

Und er machte eine Bewegung, um auf die Thüre zuzugehen, doch der König hielt ihn zurück."

„Wohin geht Ihr?" fragte er.

„Dahin, wo man mich erwartet."

„Wozu?"

„Vermuthlich, um mich zu schlagen."

„Euch schlagen!" rief der König. „Einen Augenblick Geduld, wenn's beliebt, Herr Graf."

Saint-Aignan schüttelte den Kopf wie ein Kind, das wiederspänstig wird, wenn man es abhalten will, sich in einen Brunnen zu werfen, oder mit einem Messer zu spielen.

„Aber, Sire . . ." sagte er.

„Vor Allem bin ich nicht aufgeklärt."

„Oh! was diesen Punkt betrifft, so frage Eure Majestät, und ich werde das Licht machen."

„Wer sagt Dir, Herr von Bragelonne sei in das fragliche Zimmer eingedrungen?"

„Das Billet, das ich im Schloß gefunden, wie ich Eurer Majestät zu bemerken die Ehre gehabt habe."

„Wer sagt Dir, er habe es hineingesteckt?"

„Welcher Andere, als er, hätte es gewagt, einen solchen Auftrag zu übernehmen?"

„Wie ist er hineingekommen?"

„Oh! das ist sehr ernst, in Betracht, daß alle Thüren geschlossen waren, und mein Lackei Basque die Schlüssel in seiner Tasche hatte."

„Man wird Deinen Lackei bestochen haben."

„Unmöglich, Sire."

„Warum unmöglich?"

„Weil, wenn man ihn bestochen hätte, man den armen Jungen, dessen man noch später bedürfen könnte, nicht dadurch, daß man so klar gezeigt, man habe sich seiner bedient, zu Grunde gerichtet haben würde."

„Das ist richtig. Nun bliebe nur noch eine Vermuthung."

„Laßt hören, Sire, ob diese Vermuthung dieselbe ist, wie die, welche sich meinem Geiste dargeboten hat.“

„Er wird auf der Treppe hereingekommen sein.“

„Ach! Sire, das kommt mir mehr als wahrscheinlich vor.“

„Dazu braucht es aber, daß Jemand das Geheimniß verkauft hat.“

„Verkauft oder geschenkt.“

„Warum diese Unterscheidung?“

„Weil gewisse Personen, insofern sie über dem Preise eines Verraths stehen, schenken und nicht verkaufen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Oh! Sire, Eure Majestät hat einen zu scharfen Geist, um mir nicht durch Errathen die Verlegenheit des Nennens zu ersparen.“

„Du hast Recht: Madame.“

„Ah!“ machte Saint-Aignan.

„Madame, die sich über den Auszug beunruhigt hat.“

„Madame, die die Schlüssel zu den Zimmern ihrer Fräulein besitzt und mächtig genug ist, um zu entdecken, was Niemand außer Euch, Sire, und ihr entdecken würde.“

„Und Du glaubst, meine Schwägerin habe einen Bund mit Bragelonne gemacht?“

„Ah! Sire . . .“

„Und sie habe ihn von allen diesen Umständen unterrichtet?“

„Noch mehr vielleicht.“

„Noch mehr?“

„Vielleicht ihn sogar begleitet.“

„Wohin? Hinab zu Dir?“

„Haltet Ihr das für unmöglich, Sire?“

„Oh!“

„Höret! Der König weiß, ob Madame die Wohlgerüche liebt.“

„Ja, das ist eine Gewohnheit, die sie von meiner Mutter angenommen hat.“

„Eisenkraut besonders . . .“

„Ist ihr Lieblingsgeruch.“

„Wohl! meine Wohnung ist von Eisenkraut durchduftet.“

Der König wurde nachdenkend.

„Aber,“ sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, „warum sollte Madame die Partei von Bragelonne gegen mich ergreifen?“

Während er diese Worte sprach, worauf Saint-Aignan leicht hätte erwiedern können: Weibereifersucht, sondirte der König seinen Freund bis im Grunde seines Herzens, um zu sehen, ob er das Geheimniß seines Liebeshandels mit seiner Schwägerin durchdrungen habe. Saint-Aignan war aber kein mittelmäßiger Höfling; er setzte sich nicht leichtsinnig bei Entdeckung von Familiengeheimnissen Gefahren aus; er war zu sehr Freund der Musen, um nicht oft an den armen Ovidius Naso zu denken, dessen Augen so viel Thränen vergossen, um das Verbrechen zu büßen, man weiß nicht was im Hause von Augustus gesehen zu haben. Er ging daher geschickt an dem Geheimniß von Madame hin. Da er aber einen Beweis von Scharfsinn dadurch gegeben hatte, daß er geäußert, Madame sei mit Bragelonne in seine Wohnung gekommen, so mußte er den Wucher dieser Eitelkeit bezahlen und auf die Frage: „Warum ist Madame mit Bragelonne gegen mich?“ geradezu antworten.

„Warum?“ erwiederte Saint-Aignan. „Eure Majestät vergißt also, daß der Graf von Guiche der innige Freund des Vicomte von Bragelonne ist?“

„Ich sehe den Zusammenhang nicht,“ versetzte der König.

„Ah! verzeiht, Sire; ich glaubte der Graf von Guiche wäre ein großer Freund von Madame.“

„Das ist richtig; es ist nicht mehr nöthig, zu suchen; der Streich ist von dorther gekommen.“

„Und ist der König nicht der Ansicht, daß man, um ihn zu pariren, einen andern führen muß?“

„Ja, aber nicht von der Art, wie man sie im Walde von Vincennes führt.“

„Eure Majestät vergißt, daß ich Edelmann bin und daß man mich herausgefordert hat.“

„Das geht Dich nichts an.“

„Aber mich erwartet man bei den Minimes seit einer Stunde, Sire, mich, der ich im Streite begriffen und entehrt bin, gehe ich nicht dahin, wo man mich erwartet.“

„Die erste Ehre eines Edelmanns ist der Gehorsam gegen seinen König.“

„Sire . . .“

„Ich befehle, daß Du bleibst.“

„Sire . . .“

„Gehorche.“

„Wie es Eurer Majestät beliebt.“

„Ueberdies will ich mir Licht in dieser ganzen Angelegenheit verschaffen, ich will wissen, wie man meiner gespottet hat und frech genug gewesen ist, in das Heiligthum meiner Zuneigungen einzudringen. Nicht Du bist es, Saint-Aignan, der diejenigen, welche dies gethan, bestrafen muß, denn es ist nicht Deine Ehre, was sie angegriffen, sondern die meinige.“

„Ich flehe Eure Majestät an, mit ihrem Zorn nicht Herrn von Bragelonne niederzuschmettern, der bei dieser ganzen Sache der Klugheit ermangelt haben mag, sich aber nicht gegen die Loyalität verfehlt hat.“

„Genug! ich werde selbst im heftigsten Zorn den Theil des Gerechten und den des Ungerechten zu machen wissen. Nicht ein Wort hievon, zu Madame besonders.“

„Was soll ich aber Herrn von Bragelonne gegenüber thun? er wird mich suchen, und . . .“

„Vor heute Abend habe ich mit ihm gesprochen oder mit ihm sprechen lassen.“

„Sire, ich flehe Euch noch einmal an, habt Nachsicht.“

„Ich bin lange genug nachsichtig gewesen, Graf,“ erwiederte Ludwig XIV. die Stirne faltend; „es ist Zeit, daß ich gewissen Personen zeige, daß ich der Herr in meinem Hause bin.“

Der König hatte kaum diese Worte gesprochen, welche andeuteten, daß sich mit dem neuen Groll die Erinnerung an einen alten vermischte, als der Huissier auf der Schwelle des Cabinets erschien.

„Was gibt es?“ fragte der König, „warum kommt man, wenn ich nicht gerufen habe?“

„Sire,“ antwortete der Huissier, „Eure Majestät hat mir einmal für allemal befohlen, den Herrn Grafen de la Fère durchzulassen, so oft er mit Eurer Majestät zu sprechen hätte.“

„Nun?“

„Der Herr Graf de la Fère wartet im Vorgemach.“

Der König und Saint-Aignan wechselten bei diesen Worten einen Blick, in dem mehr Unruhe, als Erstaunen lag. Der König zögerte einen Augenblick, doch alsbald faßte er einen Entschluß und sagte zu Saint-Aignan:

„Gehe, suche Louise auf, unterrichte sie von dem, was gegen uns angezettelt wird; lasse sie nicht in Unwissenheit darüber, daß Madame ihre Verfolgungen wieder anfängt, und daß sie Leute ins Feld gestellt hat, welche besser neutral geblieben wären.

„Erschrickt Louise,“ fuhr der König fort, „so beruhige sie, sage ihr, die Liebe des Königs sei ein undurchdringlicher Schild. Wenn sie, was ich gern bezweifle, schon Alles wüßte, oder wenn sie ihrerseits einen Angriff erlitten hätte, so sage ihr, Saint-Aignan,“ fügte der König ganz bebend vor Zorn und Fieber bei, „sage ihr, daß ich sie diesmal, statt sie zu vertheidigen,

rächen werde, und zwar mit einer Strenge, daß fortan Niemand die Augen bis zu ihr zu erheben wagen soll."

„Ist das Alles, Sire?"

„Das ist Alles. Gehe geschwinde und bleibe getreu, Du, der Du inmitten dieser Hölle lebst, ohne, wie ich, die Hoffnung auf das Paradies zu haben."

Saint-Aignan erschöpfte sich in Ergebenheitsbetheurungen, nahm die Hand des Königs, küßte sie und ging strahlend weg.

Der König faßte sich rasch, um dem Grafen de la Fère ein gutes Gesicht zu machen.

XVII.

König und Adel.

Ludwig faßte sich bald, um Herrn de la Fère ein gutes Gesicht zu machen. Er sah vorher, der Graf komme nicht aus Zufall. Er fühlte unbestimmt die Wichtigkeit dieses Besuches, aber einem Mann von dem Verdienste von Athos, einem so ausgezeichneten Geist sollte der erste Anblick nichts Unangenehmes, nichts Ungeordnetes bieten.

Als sich der junge König versichert, daß er dem Anschein nach ruhig, gab er den Huissiers Befehl, den Grafen einzuführen.

Nach einigen Minuten trat Athos, im Galakleid, mit den Orden geschmückt, die er allein am französischen Hofe zu tragen das Recht hatte, mit so ernster, so feierlicher Miene ein, daß der König mit dem ersten

Blick beurtheilen konnte, ob er sich in seinen Ahnungen getäuscht oder nicht getäuscht.

Ludwig ging dem Grafen einen Schritt entgegen, und er reichte ihm lächelnd eine Hand, auf die sich Athos voll Ehrfurcht neigte.

„Herr Graf de la Fère." sprach rasch der König, „Ihr seid so selten bei mir, daß es ein großes Glück ist, Euch hier zu sehen."

Athos verbeugte sich und erwiederte:

„Gern möchte ich das Glück haben, stets bei Eurer Majestät zu sein."

Diese Antwort, in diesem Ton gegeben, bedeutete offenbar:

„Ich möchte gerne einer von den Räthen des Königs sein, um ihm Fehler zu ersparen."

Der König fühlte das und sprach, entschlossen, vor diesem Mann den Vortheil der Ruhe mit dem Vortheil des Rangs zu bewahren:

„Ich sehe, Ihr habt mir etwas zu sagen."

„Ich hätte mir sonst nicht erlaubt, vor Eurer Majestät zu erscheinen."

„Sprecht geschwinde, mein Herr, es drängt mich, Euch zu befriedigen."

Der König setzte sich.

„Ich bin überzeugt, daß mir Eure Majestät jede Befriedigung gewähren wird," erwiederte Athos mit leicht bewegtem Ton.

„Ah!" sagte der König mit einem gewissen Hochmuth, „es ist eine Klage, was Ihr hier vorbringen wollt."

„Es wäre nur eine Klage, wenn Eure Majestät .. doch wollt mich entschuldigen, Sire, ich werde die Angelegenheit bei ihrem Anfang aufnehmen."

„Ich warte."

„Der König erinnert sich, daß ich zur Zeit der Abreise von Herrn von Buckingham die Ehre gehabt habe, mit ihm zu sprechen."

„Ja, ungefähr um diese Zeit... Ja, ich erinnere mich ... Nur habe ich den Gegenstand der Unterredung ... vergessen.“

Athos bebte.

„Ich werde die Ehre haben, diesen Gegenstand Eurer Majestät ins Gedächtniß zurückzurufen. Es handelte sich um eine Bitte, die ich Eurer Majestät in Betreff der Heirath vortrug, die Herr von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière eingehen wollte.“

„Hier sind wir,“ dachte der König. „Ich erinnere mich,“ sagte er laut.

„Damals,“ fuhr Athos fort, „damals war der König so gut und so großmüthig gegen mich und Herrn von Bragelonne, daß mir keines von den Worten, die Seine Majestät gesprochen, aus dem Gedächtniß gekommen ist.“

„Und ...“ versetzte der König.

„Und der König, den ich um Fräulein de la Vallière für Herrn von Bragelonne bat, schlug es mir ab.“

„Das ist wahr,“ sprach Ludwig trocken.

„Wobei er anführte, die Braut habe keinen Stand in der Welt,“ fügte Athos rasch bei.

Ludwig bezwang sich, um ruhig zu hören.

„Sie habe wenig Vermögen,“ sagte Athos.

Der König versenkte sich in seinen Lehnstuhl.

„Wenig Geburt.“

Neue Ungeduld des Königs.

„Und wenig Schönheit,“ sprach Athos unbarmherzig.

Dieser letzte Pfeil ins Herz des Liebenden gedrückt machte diesen maßlos aufwallen.

„Mein Herr, Ihr habt ein sehr gutes Gedächtniß,“ sagte er.

„Das ist immer bei mir der Fall, wenn mir die so große Ehre einer Unterredung mit dem König zu Theil geworden,“ erwiederte der Graf, ohne unruhig zu werden.

„Gut, ich habe dies Alles gesagt.“

„Und ich war Eurer Majestät sehr dankbar, Sire, weil diese Worte eine für Herrn von Bragelonne äußerst ehrenvolle Theilnahme beurkundeten.“

„Ihr erinnert Euch auch, daß Ihr eine große Abneigung gegen diese Heirath hattet,“ sprach der König, indem er einen besondern Nachdruck auf seine Worte legte.

„Das ist wahr, Sire.“

„Und daß Ihr die Bitte wider Willen stelltet.“

„Ja, Eure Majestät.“

„Ich erinnere mich auch, denn ich habe ein Gedächtniß, das beinahe eben so gut ist, als das Eurige, ich erinnere mich, sage ich, daß Ihr die Worte gesprochen habt: „„Ich glaube nicht an die Liebe von Fräulein de la Vallière für Herrn von Bragelonne.““ Ist dies wahr?“

Athos fühlte den Streich. Er wich nicht zurück und erwiederte:

„Sire, ich habe Eure Majestät schon um Verzeihung gebeten, aber es gibt gewisse Dinge bei dieser Unterredung, die nur bei der Entwickelung verständlich sein werden.“

„Die Entwickelung also.“

„Eure Majestät sagte damals, sie verschiebe die Heirath zum Besten von Herrn von Bragelonne.“

Der König schwieg.

„Heute ist Herr von Bragelonne so unglücklich, daß er es nicht länger verschieben kann, sich eine Lösung von Eurer Majestät zu erbitten.“

Der König erbleichte. Athos schaute ihn fest an.

„Und was . . . erbittet sich . . . Herr von Bragelonne?“ fragte zögernd der König.

„Durchaus das, was ich mir vom König bei der letzten Unterredung erbat, die Einwilligung Eurer Majestät zu seiner Heirath.“

Der König schwieg.

„Die auf die Hindernisse bezüglichen Fragen sind für uns beseitigt," fuhr Athos fort. „Ohne Vermögen, ohne Geburt, ohne Schönheit, ist Fräulein de la Vallière nichtsdestoweniger die einzige schöne Partie der Welt für Herrn von Bragelonne, da er dieses Mädchen liebt."

Der König preßte seine Hände aneinander.

„Der König zögert?" fragte der Graf, ohne etwas von seiner Festigkeit oder von seiner Höflichkeit zu verlieren.

„Ich zögere nicht . . . ich schlage es ab," erwiederte Ludwig.

Athos sammelte sich einen Augenblick, dann sprach er mit sanftem Ton:

„Ich habe die Ehre gehabt, dem König zu bemerken, kein Hinderniß widersetze sich der Neigung von Herrn von Bragelonne, und sein Entschluß scheine unabänderlich."

„Mein Wille ist dagegen, und das ist, glaube ich, ein Hinderniß."

„Das bedeutendste von allen," sprach Athos.

„Ah!"

„Es sei uns nur erlaubt, Eure Majestät in Demuth um den Grund dieser Versagung zu bitten."

„Der Grund! . . Eine Frage?" rief der König.

„Eine Bitte, Sire."

Der König stützte sich mit beiden Fäusten auf den Tisch und sprach mit gedrängter Stimme:

„Ihr habt die Gewohnheit des Hofes verloren, Herr Graf de la Fère. Bei Hofe befragt man den König nicht."

„Das ist wahr, Sire; doch wenn man nicht befragt, so nimmt man an."

„Man nimmt an? Was will dies besagen?"

„Sire, die Annahme des Unterthanen schließt beinahe immer den Mangel an Offenherzigkeit des Königs in sich . . ."

„Mein Herr!“

„Und den Mangel an Vertrauen des Unterthanen,“ fuhr Athos unerschrocken fort.

„Ich glaube, daß Ihr Euch verseht,“ entgegnete der König, unwillkührlich zum Zorn hingerissen.

„Sire, ich bin genöthigt, anderswo das zu suchen, was ich in Eurer Majestät zu finden glaubte. Statt eine Antwort von Euch zu bekommen, bin ich genöthigt, mir selbst eine zu machen.“

Der König stand auf und sprach:

„Ich habe Euch die Zeit gegeben, die ich frei hatte.“

Das war ein Abschied.

„Sire,“ erwiederte der Graf, „ich hatte nicht die Zeit, dem König zu sagen, was ich ihm sagen wollte, und ich sehe den König so selten, daß ich die Gelegenheit ergreifen muß.“

„Ihr waret bei der Annahme; Ihr werdet zu den Beleidigungen übergehen.“

„Oh! Sire, den König beleidigen! . . Ich? . . Nie! . . Ich habe mein ganzes Leben behauptet, die Könige stehen über den anderen Menschen, nicht nur durch den Rang und die Macht, sondern durch den Adel des Herzens und den Werth des Geistes. Ich werde mir nie den Glauben beibringen, mein König, derjenige, welcher mir ein Wort gesagt, verberge mit diesem Worte einen Hintergedanken.“

„Was wollt Ihr damit sagen? Welchen Hintergedanken?“

„Ich erkläre mich,“ erwiederte Athos mit kaltem Tone. „Hatte Eure Majestät, wenn sie Fräulein de la Vallière Herrn von Bragelonne verweigerte, etwas Anderes im Auge, als das Glück und das Vermögen des Vicomte . . .“

„Ihr seht wohl, mein Herr, daß Ihr mich beleidigt.“

„Wollte Eure Majestät, indem sie einen Aufschub

vom Vicomte forderte, nur den Bräutigam von Fräulein de la Vallière entfernen . . ."

„Mein Herr! mein Herr!"

„Das habe ich überall sagen hören, Sire. Ueberall spricht man von der Liebe des Königs für Fräulein de la Vallière."

Der König zerriß seine Handschuhe, in die er, um Fassung zu behaupten, seit einigen Minuten biß.

„Wehe!" rief er, „wehe denen, die sich in meine Angelegenheiten mischen! Ich habe einen Entschluß gefaßt! ich werde alle diese Hindernisse brechen."

„Welche Hindernisse?" fragte Athos.

Der König hielt kurz inne, wie ein fortstürmendes Pferd, dem das Gebiß, sich in seinem Maule umdrehend, den Gaumen zerreißt.

„Ich liebe Fräulein de la Vallière!" sagte er plötzlich, mit eben so viel Adel, als Heftigkeit.

„Aber das hindert Eure Majestät nicht, Herrn von Bragelonne mit Fräulein de la Vallière zu verheirathen," sagte Athos. „Das Opfer ist eines Königs würdig; es ist verdient von Herrn von Bragelonne, der schon Dienste geleistet hat und für einen wackeren Mann gelten kann. Auf seine Liebe verzichtend, gibt daher der König einen Beweis zugleich von seiner Großmuth, von seiner Dankbarkeit und von seiner guten Politik."

„Fräulein de la Vallière liebt Herrn von Bragelonne nicht," sprach der König mit dumpfem Tone.

„Der König weiß es?" fragte Athos mit einem tiefen Blick.

„Ich weiß es."

„Seit Kurzem also; denn hätte es der König bei meiner ersten Bitte gewußt, so würde er sich die Mühe genommen haben, es mir zu sagen."

„Seit Kurzem."

Athos schwieg einen Augenblick.

„Dann begreife ich nicht, daß der König Herrn

von Bragelonne nach London geschickt hat," sagte er. „Diese Verbannung setzt mit Recht alle diejenigen, welche die Ehre des Königs lieben, in Erstaunen."

„Wer spricht von der Ehre des Königs, Herr Graf de la Fère?"

„Die Ehre des Königs, Sire, besteht aus der Ehre seines ganzen Adels. Wenn der König einen von seinen Edelleuten beleidigt, das heißt, wenn er ihm ein Stück von seiner Ehre nimmt, so wird ihm selbst, dem König, dieser Theil der Ehre geraubt."

„Herr de la Fère!"

„Sire, Ihr habt Herrn von Bragelonne nach London geschickt, ehe Ihr der Liebhaber von Fräulein de la Vallière waret, oder seitdem Ihr ihr Liebhaber seid."

Aufgebracht, besonders weil er sich beherrscht fühlte, wollte es der König versuchen, Athos durch eine Geberde zu entlassen.

„Sire, ich werde Euch Alles sagen," sprach Athos, „ich werde nur befriedigt durch Eure Majestät oder durch mich selbst von hinnen gehen: befriedigt, wenn Ihr mir bewiesen, daß Ihr Recht habt, befriedigt, wenn ich Euch bewiesen, daß Ihr Unrecht habt. Oh! Ihr werdet mich anhören, Sire. Ich bin alt und halte an Allem dem, was es wahrhaft Großes und wahrhaft Starkes in Eurem Königreiche gibt. Ich bin ein Edelmann, der sein Blut für Euch und Euren Vater vergossen hat, ohne je etwas von Euch oder Eurem Vater zu verlangen. Ich habe Niemand in dieser Welt Unrecht zugefügt, und ich habe Könige verpflichtet! Ihr werdet mich anhören. Ich komme, um von Euch Rechenschaft über die Ehre von einem von Euren Dienern zu fordern, den Ihr durch eine Lüge hintergangen oder durch eine Schwäche verrathen habt. Ich weiß, daß diese Worte Eure Majestät erzürnen, aber die Thatsachen tödten uns Andere. Ich weiß, daß Ihr Euch besinnt, welche Strafe Ihr über meine Offenherzigkeit verhängen sollt, aber ich weiß auch, welche Strafe

über Euch zu verhängen ich Gott bitten werde, wenn ich ihm Euren Meineid und das Unglück meines Sohnes erzähle."

Der König ging, die Hand in der Brust, den Kopf steif, das Auge flammend, mit großen Schritten auf und ab.

„Mein Herr!" rief er plötzlich, „wäre ich für Euch der König, so wäret Ihr schon bestraft; aber ich bin nur ein Mensch, und ich habe das Recht, auf Erden diejenigen zu lieben, welche mich lieben, — ein so seltenes Glück!"

„Ihr habt dieses Glück nicht mehr als König, denn als Mensch, Sire, oder wenn Ihr es redlich nehmen wolltet, mußtet Ihr Herrn von Bragelonne in Kenntniß setzen, statt ihn zu verbannen."

„Ich glaube wahrhaftig, ich streite!" sprach Ludwig mit jener Majestät, die nur er allein in einem so merkwürdigen Grade im Blick und in der Stimme zu finden wußte.

„Ich hoffte, Ihr würdet mir antworten," sagte der Graf.

„Ihr werdet meine Antwort bald erfahren, mein Herr!"

„Ihr kennt meinen Gedanken," erwiederte der Graf.

„Ihr habt vergessen, daß Ihr mit dem König sprachet, mein Herr! Das ist ein Verbrechen!"

„Ihr habt vergessen, daß Ihr das Leben von zwei Menschen brachet. Das ist eine Todsünde, Sire!"

„Entfernt Euch nun!"

„Nicht ehe ich Euch gesagt habe: Sohn von Ludwig XIII., Ihr beginnt Eure Regierung schlecht, denn Ihr beginnt sie mit der Entführung und der Unredlichkeit! Mein Geschlecht und ich, wir sind gegen Euch aller der Zuneigung und aller der Ehrfurcht entbunden, die ich meinen Sohn in der Gruft von Saint-Denis in Gegenwart der Ueberreste Eurer edlen Ahnen

habe schwören lassen. Ihr seid unser Feind geworden, Sire, und wir haben es fortan nur noch mit Gott als unserem einzigen Herrn zu thun. Gebt hierauf Obacht."

„Ihr droht?"

„Oh! nein," sprach Athos traurig, „ich habe eben so wenig Prahlerei, als Furcht im Herzen. Gott, von dem ich Euch sage, Sire, hört mich reden; er weiß, daß ich für die Unversehrheit, für die Ehre Eurer Krone noch gegenwärtig Alles vergießen würde, was mir an Blut zwanzig Jahre des Bürgerkriegs und des auswärtigen Kriegs gelassen haben. Ich kann Euch also versichern, daß ich den König eben so wenig bedrohe, als ich den Menschen bedrohe; aber ich sage Euch: Ihr verliert zwei Diener, weil Ihr den Glauben im Herzen des Vaters und die Liebe im Herzen des Sohnes getödtet habt. Der Eine glaubt nicht mehr an das königliche Wort, der Andere glaubt nicht mehr an die Redlichkeit der Männer, an die Reinheit der Frauen. Der Eine ist todt für die Ehrfurcht und der Andere für den Gehorsam! Gott befohlen!"

Nachdem er so gesprochen, zerbrach Athos seinen Degen auf seinem Knie, legte langsam die zwei Stücke davon auf den Boden, verbeugte sich vor dem König, der vor Wuth und Scham erstickte, und verließ das Cabinet.

Auf seinen Tisch niedergesunken, brauchte Ludwig einige Minuten, um Fassung zu erringen, dann erhob er sich plötzlich, läutete heftig und rief den erschrockenen Dienern zu:

„Man hole Herrn d'Artagnan."

XVIII.

Folge des Sturmes.

Ohne Zweifel haben unsere Leser sich schon gefragt, wie sich Athos so zur rechten Zeit beim König eingefunden, er von dem sie seit langer Zeit nicht hatten sprechen hören. Da wir uns als Romanendichter hauptsächlich die Aufgabe stellten, die Ereignisse mit einer beinahe unseligen Logik mit einander zu verketten, so hielten wir uns bereit, zu antworten, und wir antworten auf diese Frage.

Getreu seiner Pflicht als Streitordner, war Porthos, nachdem er das Palais-Royal verlassen, Raoul zu den Minimes des Waldes von Vincennes gefolgt und hatte ihm in ihren geringsten Einzelheiten seine Unterredung mit Saint-Aignan erzählt. Er endigte mit der Behauptung, die Sendung des Königs an seinen Günstling würde wahrscheinlich nur eine augenblickliche Verzögerung herbeiführen, und Saint-Aignan würde sich, wenn er vom König wegginge, beeilen, dem Ruf zu folgen, der von Raoul an ihn ergangen.

Aber minder gläubig als sein alter Freund, schloß Raoul aus der Erzählung von Porthos, wenn Saint-Aignan zum König ginge, würde er diesem Alles erzählen, und wenn Saint-Aignan dem König Alles erzählte, würde der König Saint-Aignan verbieten, sich auf den Kampfplatz zu begeben. In Folge dieser Betrachtung ließ er Porthos den Ort in dem sehr unwahrscheinlichen Fall bewachen, daß Saint-Aignan käme; er forderte sogar Porthos auf, nicht mehr, als eine oder anderthalb Stunden auf der Wiese zu bleiben. Dem widersetzte sich Porthos förmlich, er stellte

sich im Gegentheil bei den Minimes fest, als wollte er hier Wurzel fassen, ließ Raoul versprechen, von seinem Vater aus in seine, Raouls, Wohnung zurückzukommen, damit der Lackei von Porthos wüßte, wo er ihn finden könnte, wenn Saint-Aignan beim Rendez-vous erscheinen würde.

Bragelonne verließ Vincennes und begab sich geraden Weges zu Athos, der sich seit zwei Tagen in Paris befand.

Der Graf war schon durch einen Brief von d'Artagnan benachrichtigt.

Raoul kam also im Ueberfluß zu seinem Vater, der ihm, nachdem er ihm die Hand gereicht und ihn umarmt hatte, durch ein Zeichen bedeutete, er möge sich setzen.

„Ich weiß, daß Ihr zu mir kommt, wie man zu einem Freunde kommt, Vicomte, wenn man weint oder wenn man leidet; sagt mir, welche Ursache Euch hierher führt."

Der junge Mann verbeugte sich und begann seine Erzählung. Mehr als einmal im Laufe dieser Erzählung hemmten die Thränen seine Stimme und ein in seiner Kehle zusammengepreßtes Schluchzen unterbrach seine Rede. Er vollendete indessen.

Athos wußte ohne Zweifel schon, woran er sich zu halten hatte, da ihm, wie gesagt, d'Artagnan geschrieben, weil ihm aber daran lag, bis zum Ende die Ruhe und die Heiterkeit zu bewahren, welche die beinahe übermenschliche Seite seines Charakters bildeten, so erwiederte er:

„Raoul, ich glaube nichts von dem, was man sagt; ich glaube nichts von dem, was Ihr fürchtet, nicht als ob nicht schon glaubwürdige Personen von diesem Abenteuer mit mir gesprochen hätten, sondern weil ich es in meiner Seele und in meinem Gewissen für unmöglich halte, daß der König einen Edelmann beschimpft

hat. Ich verbürge mich also für den König und will Euch den Beweis von dem bringen, was ich sage."

Wie ein Trunkener zwischen dem, was er mit seinen eigenen Augen gesehen und seinem unstörbaren Glauben an den Mann, der nie gelogen, schwankend, verbeugte sich Raoul und antwortete nur:

„Geht also, Herr Graf, ich werde warten."

Und er setzte sich und verbarg den Kopf in seinen beiden Händen. Athos kleidete sich an und ging weg. Beim König that er, was wir unseren Lesern erzählt, die ihn haben bei Seiner Majestät eintreten und von dort sich wieder entfernen sehen.

Als er wieder nach Hause kam, hatte Raoul, bleich und düster, seine verzweifelte Stellung noch nicht verlassen. Doch bei dem Geräusch der Thüren, die sich öffneten, bei dem Geräusch der Tritte seines Vaters, die sich ihm näherten, erhob der junge Mann das Haupt.

Athos war bleich, ernst; er übergab seinen Hut und seinen Mantel dem Lackei, schickte ihn mit einer Geberde weg und setzte sich zu Raoul.

„Nun! mein Herr," fragte der junge Mann, traurig von oben nach unten den Kopf schüttelnd, „seid Ihr nun wohl überzeugt?"

„Ich bin es, Raoul: der König liebt Fräulein de la Vallière."

„Er gesteht es also?" rief Raoul.

„Ganz und gar."

„Und sie?"

„Ich habe sie nicht gesehen."

„Nein, aber der König hat von ihr mit Euch gesprochen, was sagt er von ihr?"

„Er sagt, sie liebe ihn."

„Oh! Ihr seht! Ihr seht!" rief der junge Mann. Und er machte eine Geberde der Verzweiflung.

„Raoul," sprach der Graf, „glaubt mir, ich habe dem König Alles gesagt, was Ihr selbst ihm hättet

sagen können, und ich meine, ich habe es ihm in anständigen, aber festen Ausdrücken gesagt."

„Und was habt Ihr ihm gesagt, mein Herr?"

„Ich habe ihm gesagt, Raoul, Alles sei zwischen ihm und uns zu Ende; Ihr würdet nichts mehr für seinen Dienst sein; ich habe gesagt, ich selbst würde entfernt bleiben. Nun brauche ich nur noch Eines zu wissen."

„Was, mein Herr?"

„Ob Ihr Euren Entschluß gefaßt habt."

„Meinen Entschluß? In welcher Hinsicht?"

„In Beziehung auf die Liebe und . . ."

„Vollendet, mein Herr."

„Und die Rache, denn ich befürchte, Ihr gedenkt Euch zu rächen."

„Oh! mein Herr, die Liebe ... eines Tages vielleicht, später wird es mir gelingen, sie aus meinem Herzen zu reißen. Ich rechne hierauf mit der Hülfe Gottes und Eurer weisen Ermahnungen. Die Rache, sie war mir nur unter der Herrschaft eines schlimmen Gedanken eingefallen, denn an dem wahren Schuldigen konnte ich mich nicht rächen; ich verzichtete daher auf die Rache."

„Ihr gedenkt also nicht mehr Streit mit Herrn von Saint-Aignan zu suchen?"

„Nein, mein Herr. Eine Ausforderung ist geschehen: nimmt sie Herr von Saint-Aignan an, so werde ich sie behaupten. Nimmt er sie nicht an, so stehe ich davon ab."

„Und la Vallière?"

„Der Herr Graf konnte nicht im Ernste denken, ich würde mich an einem Weibe rächen," erwiederte Raoul mit einem so traurigen Lächeln, daß es eine Thräne an den Rand der Augenlieder dieses Mannes zog, der sich so oft zu seinen Schmerzen und zu denen der Andern herabgeneigt hatte.

Er reichte Raoul die Hand. Raoul ergriff sie rasch und fragte:

„Herr Graf, Ihr seid also fest überzeugt, daß das Uebel unheilbar ist?“

Athos schüttelte den Kopf und murmelte:

„Armes Kind!“

„Ihr denkt, ich hoffe noch, und Ihr beklagt mich,“ sagte Raoul. „Oh! seht Ihr, es kostet mich eine unsägliche Anstrengung, diejenige, welche ich so sehr geliebt, zu verachten, wie ich dies soll. Oh! warum habe ich nicht auch irgend ein Unrecht gegen sie, ich wäre glücklich und würde ihr verzeihen.“

Athos schaute seinen Sohn traurig an. Die paar Worte, welche Raoul gesprochen, schienen aus seinem eigenen Herzen hervorgegangen zu sein.

In diesem Augenblick meldete der Lackei Herrn d'Artagnan.

Dieser Name klang auf eine ganz verschiedene Weise in den Ohren von Athos und in denen von Raoul.

Der Musketier erschien mit einem unbestimmten Lächeln auf den Lippen. Athos trat auf seinen Freund mit einem Gesichtsausdrucke zu, der Bragelonne nicht entging. D'Artagnan antwortete Athos durch ein einfaches Blinzeln mit dem Auge, dann näherte er sich Raoul, nahm ihn bei der Hand und sprach, indem er sich zugleich an den Vater und an den Sohn wandte:

„Nun! wir trösten das Kind, wie es scheint.“

„Und, stets gut, kommt Ihr, um mich bei dieser schwierigen Aufgabe zu unterstützen,“ sagte Athos.

Und er drückte zwischen seinen beiden Händen die Hand von d'Artagnan. Raoul glaubte zu bemerken, dieser Druck habe einen besonderen Sinn abgesehen von dem der Worte.

„Ja,“ erwiederte der Musketier, indem er sich mit der Hand, die ihm Athos frei ließ, am Schnurrbart kratzte, „ja, ich komme auch.“

„Seid willkommen, Herr Chevalier, nicht wegen

des Trostes, den Ihr bringt, sondern um Eurer selbst willen. Ich bin getröstet," sagte Raoul.

Und er suchte zu lächeln, doch sein Lächeln war trauriger, als irgend eine von den Thränen, welche d'Artagnan je hatte vergießen sehen.

„Dann ist es gut," versetzte d'Artagnan.

„Nur," sprach Raoul, „nur seid Ihr gekommen, als mir der Herr Graf die Einzelheiten seiner Unterredung mit dem König mittheilen wollte. Nicht wahr, Ihr erlaubt, daß der Herr Graf fortfährt?"

Und die Augen des jungen Mannes schienen bis im Grunde des Herzens von d'Artagnan lesen zu wollen.

„Seiner Unterredung mit dem König?" versetzte der Musketier mit einem so natürlichen Ton, daß man unmöglich sein Erstaunen bezweifeln konnte.

„Ihr habt also den König gesehen, Athos?"

Lächelnd erwiederte Athos:

„Ja, ich habe ihn gesehen."

„Ah! wahrhaftig, Ihr wußtet nicht, daß der Graf Seine Majestät gesehen?" fragte Raoul halb beruhigt.

„Meiner Treue, durchaus nicht."

„Dann bin ich ruhiger," sagte Raoul.

„Ruhiger, worüber?" fragte Athos.

„Mein Herr," sprach Raoul, „verzeiht mir, doch da ich die Freundschaft, die Ihr für mich zu hegen mir die Ehre erweist, kenne, so befürchtete ich, Ihr hättet ein wenig lebhaft Seiner Majestät meinen Schmerz und Eure Entrüstung ausgedrückt, und der König . . ."

„Und der König?" wiederholte d'Artagnan; „vollendet, Raoul."

„Entschuldigt mich, Herr d'Artagnan. Einen Augenblick, ich muß es gestehen, hatte ich bange, Ihr kämet hieher nicht als Herr d'Artagnan, sondern als Kapitän der Musketiere."

„Ihr seid verrückt, mein armer Raoul," rief d'Artagnan, in ein Gelächter ausbrechend, bei dem ein

scharfer Beobachter vielleicht mehr Offenherzigkeit gewünscht hätte.

„Desto besser," sagte Raoul.

„Ja, verrückt, und wißt Ihr, was ich Euch rathe?"

„Sprecht, mein Herr, da der Rath von Euch kommt, so muß er gut sein."

„Nun wohl, ich rathe Euch, nach Eurer Reise, nach Eurem Besuche bei Herrn von Guiche, nach Eurem Besuche bei Madame, nach Eurem Besuche bei Porthos, nach Eurem Ritt nach Vincennes, ich rathe Euch, ein wenig auszuruhen; legt Euch nieder, schlaft zwölf Stunden, und bei Eurem Erwachen reitet mir ein gutes Pferd müde."

Und er zog ihn zu sich und umarmte ihn, wie er es mit seinem eigenen Kinde gethan hätte. Athos that dasselbe, nur war der Kuß sichtbar zärtlicher und der Druck noch stärker bei dem Vater, als bei dem Freunde.

Der junge Mann schaute noch einmal diese zwei Männer an und suchte sie mit allen Kräften seines Verstandes zu durchdringen. Aber sein Blick stumpfte sich an der lachenden Physiognomie des Musketiers und an dem ruhigen und sanften Gesichte des Grafen de la Fère ab.

„Und wohin geht Ihr?" fragte der Letztere, als er sah, daß sich Raoul wegzugehen anschickte.

„Nach Hause," antwortete dieser mit seinem milden, traurigen Ton.

„Dort wird man Euch also finden, Vicomte, wenn man Euch etwas zu sagen hat?"

„Ja, mein Herr. Seht Ihr vorher, daß Ihr mir etwas zu sagen habt?"

„Was weiß ich!" erwiederte Athos.

„Ja, tröstliche Nachrichten mitzutheilen," sprach d'Artagnan, während er Raoul sanft nach der Thüre schob.

Als Raoul diese Heiterkeit in jeder Geberde der beiden Freunde bemerkte, ging er aus der Wohnung

des Grafen weg und nahm nichts mit sich, als das einzige Gefühl seines eigenen Schmerzes.

„Gott sei gelobt!“ sagte er; „ich darf also nur noch an mich denken.“

Und er hüllte sich so in seinen Mantel, daß er vor den Vorübergehenden sein betrübtes Gesicht verbarg, und trat aus dem Hause, um sich nach seiner eigenen Wohnung zu begeben, wie er es Porthos versprochen hatte.

Die zwei Freunde hatten den jungen Mann mit einem gleichen Gefühle des Mitleids sich entfernen sehen.

Nur drückte es jeder auf eine andere Weise aus.

„Armer Raoul!“ sagte Athos, indem er einen Seufzer entströmen ließ.

„Armer Raoul!“ sagte d'Artagnan die Achseln zuckend.

XIX.

Was Raoul errathen hatte.

Als Raoul unter den zwei Ausrufungen, die ihm folgten, weggegangen war, befanden sich Athos und d'Artagnan einander gegenüber allein.

Athos nahm sogleich die eifrige Miene wieder an, die er bei der Ankunft von d'Artagnan hatte.

„Nun, mein Freund, was habt Ihr mir zu verkündigen?“ fragte er.

„Ich?“ erwiederte d'Artagnan.

„Allerdings Ihr. Man sieht Euch nicht so ohne Ursache.“

Athos lächelte.

„Ho! ho!“ rief d'Artagnan.

„Ich will es Euch leicht machen, lieber Freund. Nicht wahr, der König ist wüthend?“

„Ich muß Euch gestehen, daß er nicht zufrieden ist.“

„Und Ihr kommt . . .“

„In seinem Auftrag, ja.“

„Um mch zu verhaften?“

„Ihr habt es getroffen, theurer Freund.“

„Ich erwartete es. Vorwärts!“

„Ho! ho! was Teufels! wie hastig seid Ihr!“

„Ich befürchte, Euch in Verzug zu bringen,“ versetzte Athos lächelnd.

„Ich habe Zeit. Seit Ihr nicht begierig, zu erfahren, wie sich die Dinge zwischen dem König und mir ereignet haben?“

„Wenn es Euch gefällig ist, mir das zu erzählen, so werde ich mit Vergnügen hören,“ sprach Athos.

Und er wies d'Artagnan einen großen Lehnstuhl, in dem sich dieser bequem ausstreckte.

„Seht Ihr,“ sagte d'Artagnan, „ich muß es mir behaglich machen, weil die Erzählung ziemlich interessant ist.“

„Ich höre.“

„Wohl! vor Allem ließ mich der König rufen.“

„Nach meinem Abgang?“

„Ihr stieget die letzten Stufen der Treppe hinab, wie mir die Musketiere gesagt haben. Ich kam. Mein Freund, er war nicht roth, sondern veilchenblau. Ich wußte noch nicht, was vorgefallen war. Nur sah ich auf dem Boden einen in zwei Stücke zerbrochenen Degen.“

„„Kapitän d'Artagnan!““ rief der König, als er mich erblickte.

„„Sire!““ erwiederte ich.

„„So eben geht Herr de la Fère von mir, der ein Unverschämter ist.““

„„Ein Unverschämter!““ rief ich mit einer solchen Betonung, daß der König rasch inne hielt.

„„Kapitän d'Artagnan,““ fuhr dann der König, die Zähne an einander pressend, fort, „„Ihr werdet mich anhören und mir gehorchen!““

„„Das ist meine Pflicht, Sire.““

„„Ich wollte diesem Herrn, für den ich einige gute Erinnerungen bewahre, die Schmach, ihn bei mir verhaften zu lassen, ersparen.““

„„Ah! ah!““ sagte ich ruhig.

„„Aber,““ sprach er, „„Ihr werdet einen Wageu nehmen!““

„Ich machte eine Bewegung.

„„Wenn es Euch widerstrebt, ihn selbst zu verhaften, schickt mir meinen Käpitän der Garden.““

„„Sire,““ erwiederte ich, „„es bedarf nicht des Kapitäns der Garden, da ich den Dienst habe.““

„Ich wollte Euch nicht mißfällig sein, denn Ihr habt mir immer gut gedient, Herr d'Artagnan,““ sprach der König voll Güte.

„„Ihr seid mir nicht mißfällig, Sire,““ antwortete ich. „„Ich habe den Dienst, das ist das Ganze.““

„„Aber mir scheint, der Graf ist Euer Freund,““ sagte der König erstaunt.

„„Wäre er mein Vater, Sire, so hätte ich nichtsdestoweniger den Dienst.““

„Der König schaute mich an, er sah, daß mein Gesicht unempfindlich, und schien zufrieden.

„„Ihr werdet also den Herrn Grafen de la Fère verhaften?““ fragte er.

„„Allerdings, Sire, wenn Ihr den Befehl gebt.““

„„Wohl! ich gebe Euch den Befehl.““

„Ich verbeugte mich.

„„Wo ist der Graf, Sire?““

„„Ihr werdet ihn suchen.““

„„Und ihn verhaften, wo er auch sein mag.““

„„Ja. Trachtet indessen danach, daß er sich zu

Hause befindet. Sollte er auf seine Güter zurückkehren, so verlaßt Paris und nehmt ihn unter Weges.""

„Ich verbeugte mich, und da ich auf meinem Platze blieb, fragte der König:

„„Nun!""

„„Ich warte, Sire.""

„„Worauf?""

„„Auf den unterzeichneten Befehl.""

„Das schien den König zu ärgern."

„Es war in der That ein neuer Autoritätsstreich zu thun; er sollte den Willkührakt wiederholen, wenn hiebei überhaupt von einer Willkühr die Rede sein kann.

„Er nahm langsam und in übler Laune die Feder und schrieb: „„Befehl für den Herrn Chevalier d'Artagnan, Kapitän Lieutenant meiner Musketiere, den Herrn Grafen de la Fère, wo er ihn finden mag, zu verhaften."" Dann wandte er sich gegen mich um.

„Ich wartete, ohne eine Miene zu verziehen. Ohne Zweifel glaubte er eine verhöhnende Prahlerei in meiner Ruhe zu sehen, denn er unterzeichnete rasch; übergab mir den Befehl und rief: „„Geht!""

„Ich gehorchte, und hier bin ich."

Athos drückte seinem Freunde die Hand und sagte: „Laßt uns gehen."

„Oh!" entgegnete d'Artagnan. „Ihr habt wohl einige kleine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, ehe Ihr Eure Wohnung nur so verlaßt."

„Ich? keines Wegs."

„Wie?"

„Mein Gott! nein. Ihr wißt, d'Artagnan, ich war immer ein einfacher Wanderer auf Erden, bereit, auf den Befehl meines Königs an das Ende der Welt zu gehen, bereit, diese Welt mit der andern auf Befehl meines Königs zu vertauschen. Was braucht ein Mensch, der benachrichtigt ist? einen Mantelsack oder einen Sarg. Ich

bin heute wie immer bereit, theurer Freund. Führt mich also weg."

„Aber Bragelonne?"

„Ich habe ihn in den Grundsätzen, die ich mir selbst gemacht, erzogen, und Ihr seht, daß er, als er Euch erblickte, auf der Stelle die Ursache errieth, die Euch hierher führte. Wir haben ihn einen Augenblick von der Fährte abgebracht, doch seid unbesorgt, er ist hinreichend darauf gefaßt, daß ich mir die Ungnade zugezogen, um nicht zu sehr darüber zu erschrecken. Gehen wir."

„Gehen wir," sprach d'Artagnan ruhig.

„Mein Freund," sagte der Graf, „da ich meinen Degen beim König zerbrochen und ihm die Stücke vor die Füße geworfen habe, so überhebt mich dies, glaube ich, der Mühe, ihn Euch zu übergeben."

„Ihr habt Recht, und was Teufels soll ich überdies mit Eurem Degen machen?"

„Geht man vor Euch oder hinter Euch?" fragte Athos lachend.

„Man geht an meinem Arme," erwiederte d'Artagnan.

Er nahm den Arm des Grafen de la Fère, um mit ihm die Treppe hinabzugehen.

So kamen sie auf den Ruheplatz.

Grimaud, den sie im Vorzimmer getroffen, schaute diese Scene mit unruhiger Miene an. Er kannte das Leben zu genau, um nicht zu vermuthen, es stecke etwas Verborgenes hierunter.

„Ah! Du bist es, mein lieber Grimaud?" fragte Athos. „Wir wollen . . ."

„Eine Spazierfahrt in meinem Wagen machen," unterbrach d'Artagnan mit einer freundschaftlichen Kopfbewegung.

Grimaud dankte d'Artagnan durch eine Grimasse, die offenbar ein Lächeln zu sein beabsichtigte, und begleitete die zwei Freunde bis an den Kutschenschlag.

Athos stieg zuerst ein: d'Artagnan folgte ihm, ohne etwas zum Kutscher gesagt zu haben. Ganz einfach und ohne eine andere Demonstration, erregte diese Abfahrt kein Aufsehen in der Nachbarschaft. Als der Wagen die Quais erreicht hatte, sagte Athos:

„Ihr führt mich nach der Bastille, wie ich sehe?"

„Ich?" versetzte d'Artagnan: „ich führe Euch, wohin Ihr wollt, und nicht anderswohin."

„Wie so?" sagte der Graf erstaunt.

„Ihr begreift bei Gott! wohl, mein lieber Graf, daß ich den Auftrag nur übernomnen habe, damit Ihr es nach Eurer Phantasie einrichten könnt. Ihr erwartet nicht, daß ich Euch nur so brutal, ohne alle Ueberlegung einsperren lasse. Hätte ich dies nicht vorhergesehen, so würde ich den Herrn Kapitän der Garden haben machen lassen."

„Somit . . ." fragte Athos.

„Somit, ich wiederhole es Euch, gehen wir, wohin Ihr wollt."

„Theurer Freund, daran erkenne ich Euch," sprach Athos.

„Ei! mir scheint, das ist ganz einfach. Der Kutscher wird Euch an die Barrière du Cours-la-Reine führen; dort findet Ihr ein Pferd, das ich bereit zu halten befohlen habe; mit diesem Pferde macht Ihr drei Posten in einem Zuge, und ich werde bemüht sein, nicht eher zum König zurückzukehren, um ihm zu sagen, daß Ihr abgereist, als in dem Augenblick, wo es unmöglich ist, Euch einzuholen. Während dieser Zeit erreicht ihr das Havre, vom Havre England, wo Ihr das schöne Haus findet, das mir mein Freund Herr Monk geschenkt hat, abgesehen von der Gastfreundschaft, die Euch König Karl unfehlbar bieten wird. Nun! was sagt Ihr zu diesem Plane?"

Athos schüttelte den Kopf und erwiederte lächelnd:

„Führt mich in die Bastille."

„Schlimmer Kopf! bedenkt doch."

„Was?“

„Daß Ihr nicht mehr zwanzig Jahre alt seid. Glaubt mir, mein Freund, ich spreche nach meiner innigen Ueberzeugung. Ein Gefängniß ist tödtlich für Leute von unserem Alter. Nein, nein, ich werde es nicht dulden, daß Ihr im Gefängnisse schmachtet. Es schwindelt mir, wenn ich nur daran denke.“

„Freund,“ entgegnete Athos, „Gott hat mich zum Glück so stark von Körper, als von Geist gemacht. Glaubt mir, ich werde stark sein bis zu meinem letzten Seufzer.“

„Das ist keine Stärke, mein Freund, das ist Wahnsinn.“

„Nein, d'Artagnan, es ist hohe Vernunft. Glaubt nicht, daß ich entfernt mit Euch über die Frage streite, ob Ihr Euch zu Grunde richten würdet, wenn Ihr mich rettetet. Ich hätte gethan, was Ihr thut, hätte ich die Flucht zu meiner Verfügung gehabt. Ich würde also von Euch das angenommen haben, was Ihr unzweifelhaft unter ähnlichen Umständen von mir angenommen hättet. Nein, ich kenne Euch zu genau, um diesen Gegenstand nur obenhin zu berühren.“

„Oh! wenn Ihr mich gewähren ließet, wie würde ich den König Euch nachlaufen machen!“

„Er ist der König, theurer Freund.“

„Oh! das ist mir gleich, und obschon er der König ist, würde ich ihm doch geradezu antworten: „„Sire, kerkert Alles ein, verbannt, tödtet Alles in Frankreich und in Europa; befehlt mir, zu verhaften und zu erdolchen, wen Ihr wollt, und wäre es Euer Herr Bruder; rührt aber nie einen von den vier Musketieren an, oder Mordioux!““

„Lieber Freund,“ erwiederte Athos ruhig, „ich möchte Euch gern von Einem überzeugen, nämlich davon, daß ich verhaftet zu werden wünsche; es ist mir über Alles an einer Verhaftung gelegen.“

D'Artagnan machte eine Bewegung mit den Schultern.

„Was wollt Ihr?" fuhr Athos fort, „es ist so; ließet Ihr mich gehen, so käme ich von selbst zurück und stellte mich als Gefangener. Ich will diesem jungen Mann, den der Glanz seiner Krone schwindelig macht, beweisen, er sei der erste der Menschen nur unter der Bedingung, daß er zugleich der großmüthigste und weiseste derselben. Er bestraft mich, er kerkert mich ein, er martert mich, gut! Er treibt Mißbrauch mit seiner Gewalt, und ich will ihn erfahren lassen, was ein Gewissensbiß ist, bis Gott ihn lehrt, was eine Züchtigung ist."

„Mein Freund," sprach d'Artagnan, „ich weiß zu sehr, daß es, wenn Ihr nein gesagt habt, nein ist. Ich dringe nicht länger in Euch. Wollt Ihr in die Bastille gehen?"

„Ich will es."

„Gehen wir dahin! . . . Nach der Bastille!" rief d'Artagnan dem Kutscher zu.

Und er warf sich in den Wagen zurück und kaute an seinem Schnurrbart mit einer Heftigkeit, welche für Athos einen gefaßten oder in der Geburt begriffenen Entschluß bezeichnete.

Es herrschte ein Stillschweigen in dem Wagen, der fortwährend rollte, jedoch nicht schneller, nicht langsamer. Athos nahm den Musketier bei der Hand und fragte:

„Ihr seid nicht ärgerlich über mich, d'Artagnan?"

„Ich? ei! bei Gott, nein! Was Ihr aus Heldenmuth thut, hätte ich aus Halsstarrigkeit gethan."

„Doch nicht wahr, Ihr seid wohl der Ansicht, Gott werde mich rächen, d'Artagnan?"

„Und ich kenne auf Erden Leute, die Gott unterstützen werden."

XX.

Drei Tischgenossen, die sich wundern, daß sie mit einander zu Nacht speisen.

Der Wagen kam vor das erste Thor der Bastille. Eine Schildwache hielt ihn an, doch d'Artagnan hatte nur ein Wort zu sagen, um Einlaß zu erlangen.

Während man dem bedeckten Wege folgte, der nach dem Hofe des Gouvernement führte, rief d'Artagnan, dessen Luchsauge Alles, selbst durch die Wände, sah, plötzlich:

„Ei! was sehe ich?"

„Gut!" sagte Athos ruhig, „was seht Ihr, mein Freund?"

„Schaut doch dorthin."

„In den Hof?"

„Ja, geschwinde, beeilt Euch."

„Nun! ein Wagen."

„Wohl!"

„Ein armer Gefangener, wie ich, den man bringt."

„Das wäre zu spaßhaft!"

„Ich verstehe Euch nicht."

„Schaut eiligst, wer derjenige ist, welcher aus dem Wagen steigt."

In diesem Augenblick hielt eine zweite Schildwache d'Artagnan an. Die Förmlichkeiten wurden abgethan. Athos konnte auf hundert Schritte den Mann sehen, den ihm sein Freund bezeichnet hatte.

Dieser Mann stieg wirklich gerade vor der Thüre des Gouvernement aus dem Wagen.

„Nun! fragte d'Artagnan, „Ihr seht ihn?"

„Ja, es ist ein Mann in grauem Kleide."

„Was sagt Ihr dazu?"

„Ich weiß es nicht, es ist, wie ich Euch sage, ein Mann in grauem Kleide, der aus dem Wagen steigt."

„Athos, ich würde wetten, daß er es ist."

„Wer, er?"

„Aramis."

„Aramis, verhaftet? unmöglich!"

„Ich sage nicht, er sei verhaftet, da wir ihn allein in seinem Wagen sehen."

„Was macht er denn hier?"

„Oh! er kennt Baisemeaux, den Gouverneur," erwiederte der Musketier mit hinterhältischem Tone. „Meiner Treue! wir kommen zu rechter Zeit."

„Wozu?"

„Um zu sehen."

„Dieses Zusammentreffen ist mir unangenehm; Aramis, wenn er mich sieht, wird er sich ärgern, einmal, daß er mich sieht, und dann, daß er gesehen wird."

„Gut geurtheilt."

„Leider gibt es kein Mittel dagegen: trifft man Einen in der Bastille, so ist es unmöglich, ihn zu vermeiden, wollte man auch zurückweichen."

„Ich habe meinen Gedanken, Athos; wir müssen Aramis den Aerger von dem Ihr sprecht, ersparen."

„Wie dies?"

„Wie ich Euch sagen werde, oder, um mich besser zu erklären, laßt mich die Sache auf meine Weise erzählen, ich empfehle Euch nicht, zu lügen, denn das wäre Euch unmöglich."

„Nun also?"

„Ich werde für zwei lügen; bei der Natur und der Gewohnheit des Gascogners ist dies so leicht!"

Athos lächelte. Der Wagen hielt an, wo der, den wir bezeichnet, angehalten hatte, nämlich vor der Schwelle des Gouvernement.

„Das ist abgemacht," sagte d'Artagnan leise zu seinem Freunde.

Athos willigte durch eine Geberde ein. Sie stiegen die Treppe hinauf. Wundert man sich über die Leichtigkeit, mit der sie in die Bastille hereingekommen waren, so wird man sich erinnern, daß beim ersten Eingang, das heißt bei der schwierigsten Stelle, d'Artagnan gesagt hatte, er bringe einen Staatsgefangenen.

Bei der dritten Thüre im Gegentheil, als er einmal völlig herein war, sagte er nur zu der Schildwache:

„Zu Herrn von Baisemeaux."

Und Beide gingen vorbei. Bald waren sie im Speisesaal des Gouverneur, wo das erste Gesicht, das d'Artagnan in die Augen fiel, das von Aramis war, der neben Baisemeaux saß und auf die Ankunft eines guten Mahles wartete, dessen Geruch die ganze Wohnung durchdampfte.

Spielte d'Artagnan den Erstaunten, so spielte ihn Aramis nicht; er bebte, als er seine zwei Freunde sah, und die Erschütterung war bei ihm sichtbar.

Athos und d'Artagnan machten indessen ihre Komplimente, und erstaunt, bestürzt, über die Gegenwart dieser drei Gäste, begann Baisemeaux tausend Schwenkungen um sie.

„Ah!" sagte Aramis, „durch welchen Zufall . . ."

„Das fragen wir Euch . . ." erwiederte d'Artagnan.

„Stellen wir uns Alle als Gefangene?" rief Aramis Heiterkeit heuchelnd.

„Ei! ei!" versetzte d'Artagnan, „die Wände riechen allerdings teufelmäßig nach dem Gefängniß. Herr Baisemeaux, Ihr wißt, daß Ihr mich vor einiger Zeit zum Mittagessen eingeladen habt."

„Ich?" rief Baisemeaux.

„Ah! man sollte wahrhaftig glauben, Ihr fallet aus den Wolken. Ihr erinnert Euch nicht?"

Baisemeaux erbleichte, erröthete, schaute Aramis an, der ihn anschaute, und stammelte am Ende:

„Gewiß . . . ich bin entzückt . . . aber auf Ehre . . . ich kann mich nicht . . . Ah! mein elendes Gedächtniß!“

„Ei! ich habe Unrecht,“ sagte d'Artagnan, wie ein Mensch, der sich ärgert.

„Unrecht! worin?“

„Darin, daß ich mich erinnere, wie es scheint.“

Baisemeaux stürzte auf ihn zu und rief:

„Seid nicht ungehalten, lieber Kapitän! ich bin der ärmste Kopf des Königreichs. Führt mich von meinen Tauben und aus meinem Taubenschlag weg, und ich bin nicht so viel werth, als ein Soldat von sechs Wochen.“

„Doch Ihr erinnert Euch nun?“ fragte d'Artagnan mit Nachdruck.

„Ja, ja,“ erwiederte zögernd der Gouverneur, „ich erinnere mich.“

„Es war beim König, Ihr erzähltet mir, ich weiß nicht was für, Geschichten über Eure Rechnungen mit den Herren Louvières und Tremblay.“

„Ah! ja, ja.“

„Und über die Güte von Herrn d'Herblay für Euch.“

„Ah!“ rief Aramis, dem Gouverneur ins Weiße der Augen schauend, „Ihr sagtet, Ihr hättet kein Gedächtniß, Herr von Baisemeaux!“

Dieser unterbrach den Musketier.

„Wie denn! es ist so; Ihr habt Recht. Es ist mir, als wäre ich noch dort. Ich bitte tausend Millionenmal um Verzeihung. Doch merkt Euch wohl, lieber Herr d'Artagnan, zu dieser Stunde wie in anderen, gebeten oder nicht gebeten, seid Ihr der Herr in meinem Hause, Ihr und Herr d'Herblay, Euer Freund,“ sagte er sich gegen Aramis wendend, „und dieser Herr,“ fügte er, Athos grüßend, bei.

„Ich dachte mir dies Alles, und darum kam ich,“ erwiederte d'Artagnan. „Da ich diesen Abend im Palais-Royal nichts zu thun habe, so wollte ich Eure Haus-

mannskost versuchen, als ich unter Weges den Herrn Grafen traf."

Athos verbeugte sich.

„Der Herr Graf, der eben von Seiner Majestät kam, übergab mir einen Befehl, der schleunigen Vollzug heischt. Ich war in der Nähe von hier und wollte meinen Gang fortsetzen, und wäre es nur, um Euch die Hand zu drücken und Euch diesen Herrn vorzustellen, von dem Ihr so vortheilhaft beim König sprachet, . . . an demselben Abend, wo . . ."

„Sehr gut! sehr gut! nicht wahr, der Herr Graf de la Fère?"

„Ganz richtig."

„Der Herr Graf ist willkommen."

„Und er wird mit Euch Beiden speisen, nicht wahr? indeß ich, ein armer Leithund, meinem Dienst nachlaufe. Ihr seid glückliche Sterbliche!" fügte er mit einem Seufzer bei, wie ihn nur Porthos hätte ausstoßen können.

„Ihr geht also weg?" fragten Aramis und Baisemeaux in einem und demselben freudigen Gefühl des Erstaunens.

D'Artagnan faßte diese Nuance auf und antwortete:

„Ich lasse Euch statt meiner einen edlen und guten Gast."

Und er klopfte sanft Athos auf die Schulter, der auch erstaunte und sich nicht enthalten konnte, ihm dies ein wenig kundzugeben, eine Nuance, die nur von Aramis allein aufgefaßt wurde, denn Baisemeaux war nicht von der Stärke der drei Freunde.

„Wie! wir verlieren Euch?" sprach der gute Gouverneur.

„Ich bitte Euch um eine oder um anderthalb Stunden. Zum Nachtisch komme ich zurück."

„Oh! wir werden warten," sagte Baisemeaux.

„Ihr würdet mir damit keinen Gefallen thun."

„Ihr kommt zurück?" fragte Athos mit einer Miene des Zweifels.

„Sicherlich," erwiederte d'Artagnan, indem er ihm vertraulich die Hand drückte; und er fügte leise bei: „Wartet auf mich, Athos, seid heiter, und sprecht um Gotteswillen nicht von den Angelegenheiten."

Ein neuer Druck der Hand bestärkte Athos in der Verbindlichkeit, verschwiegen und undurchdringlich zu sein.

Baisemeaux geleitete d'Artagnan bis zur Thüre zurück.

Aramis bemächtigte sich unter vielen Liebkosungen der Person von Athos, entschlossen, diesen sprechen zu machen; Athos besaß aber alle Tugenden in ihrem höchsten Grad. Erforderte es die Nothwendigkeit, so wäre er der erste Redner der Welt gewesen, unter andern Umständen wäre er eher gestorben, als daß er eine Sylbe gesprochen hätte.

Diese drei Herren setzten sich also zehn Minuten nach dem Abgang von d'Artagnan an einen guten, breiten, mit dem wesenhaftesten gastronomischen Luxus versehenen Tisch. Die schweren Tafelstücke, die Conserven, die wechselreichsten Weine erschienen nach und nach auf diesem auf des Königs Kosten bestellten Tisch, an dessen Ausgabenrechnung Herr Colbert leicht zwei Drittel zu ersparen gewußt hätte, ohne irgend Jemand in der Bastille abmagern zu lassen.

Baisemeaux war der Einzige, der entschlossen aß und trank. Aramis schlug nichts aus und nippte von Allem; Athos berührte nach der Suppe und den drei Zwischengerichten nichts mehr.

Das Gespräch war das, was es beidrei in Laune und Plänen einander so entgegengesetzte Männern sein mußte.

Aramis fragte sich unabläßig, in Folge von welchen seltsamen Umständen Athos sich bei Baisemeaux fände, während d'Artagnan nicht mehr da wäre, und

warum d'Artagnan sich nicht mehr hier befände, indeß Athos geblieben. Athos durchhöhlte die ganze Tiefe des Geistes von Aramis, der von Listen und Intriguen lebte; er schaute seinen Mann wohl an und witterte, daß er mit einem wichtigen Plan beschäftigt war. Dann concentrirte er sich auch in seine eigenen Interessen, und fragte sich, warum d'Artagnan aus der Bastille so sonderbar schnell weggegangen sei und hier einen so schlecht eingeführten und ebenso schlecht eingesperrten Gefangenen zurückgelassen habe.

Doch wir werden nicht bei diesen Personen mit unserer Prüfung verweilen. Wir überlassen sie sich selbst vor den Trümmern von Kapaunen, Feldhühnern und durch das freigebige Messer von Baisemeaux verstümmelten Fischen.

Derjenige, welchen wir verfolgen werden, ist d'Artagnan, der wieder in den Wagen stieg, welcher ihn gebracht hatte, und dem Kutscher zurief:

„Zum König, was die Pferde laufen können!"

XXI.

Was im Louvre während des Mahles in der Bastille vorfiel.

Herr von Saint-Aignan hatte seinen Auftrag bei la Vallière besorgt, wie man in den vorhergehenden Kapiteln gesehen, aber wie groß auch seine Beredsamkeit war, er überzeugte sie nicht, sie habe im König einen hinreichend gewichtigen Beschützer, und sie brauche Niemand in der Welt, wenn der König für sie sei.

Bei dem ersten Wort, das der Vertraute über die Entdeckung des vielerwähnten Geheimnisses sprach, stieß Louise, in Thränen zerfließend, laute Schreie aus, und überließ sich ganz ihrem Schmerz, den der König nicht verbindlich gefunden haben würde, hätte er aus einer Ecke des Zimmers Zeuge davon sein können. Saint-Aignan, der Botschafter, wurde aufgebracht, als wäre er der Gebieter gewesen, und kehrte zum König zurück, um ihm zu melden, was er gesehen und gehört. Hier finden wir ihn in Gegenwart von Ludwig, der noch viel mehr aufgeregt.

„Aber," sagte der König zu seinem Höfling, nachdem dieser seine Erzählung beendigt, „was hat sie beschlossen? werde ich sie wenigstens vor dem Abendbrod sehen? wird sie kommen oder muß ich zu ihr gehen?"

„Sire, ich glaube, daß Eure Majestät, wenn sie das Fräulein zu sehen wünscht, nicht nur die erste Schritte thun, sondern den ganzen Weg machen muß."

„Nichts von mir? Dieser Bragelonne liegt ihr also sehr am Herzen!" murmelte Ludwig XIV. durch die Zähne.

„Oh! Sire, das ist nicht möglich, denn Euch liebt Fräulein de la Vallière, und zwar auf das Innigste. Doch Ihr wißt, Herr von Bragelonne gehört zu jener ernsten Race, welche die römischen Helden spielt."

Der König lächelte schwach; er wußte, woran er sich zu halten hatte. Athos ging eben von ihm weg.

„Was Fräulein de la Vallière betrifft," fuhr Saint-Aignan fort, „so ist sie bei Madame Witwe, das heißt, in der Steifheit und Strenge aufgezogen worden. Die zwei Verlobten haben sich dort kalt Schwüre vor dem Mond und den Sternen gethan, und seht Ihr, Sire, heute, um das zu brechen, das ist der Teufel!"

Saint-Aignan glaubte den König abermals lachen zu machen; doch der König ging im Gegentheil vom einfachen Lächeln zum völligen Ernst über. Er fühlte

schon das, was der Graf ihm zu bereiten d'Artagnan versprochen hatte — Gewissensbisse. Er bedachte, diese jungen Leute haben sich wirklich geliebt und Bündniß geschworen, eines von ihnen habe Wort gehalten, und das andere sei zu redlich, um nicht darüber, daß es meineidig geworden, zu seufzen.

Und mit dem Gewissensbiß stachelte die Eifersucht gewaltig das Herz des Königs. Er sprach kein Wort mehr, und statt zu seiner Mutter, oder zur Königin, oder zu Madame zu gehen, um sich ein wenig zu erheitern und die Damen lachen zu machen, wie er selbst sagte, versenkte er sich in den großen Lehnstuhl, worin Ludwig XIII., sein erhabener Vater, sich so oft mit Baradas und Cinq-Mars so viele Tage und Jahre hindurch gelangweilt hatte.

Saint-Aignan begriff, der König sei in diesem Augenblick nicht leicht zu unterhalten. Er wagte das letzte Mittel und sprach den Namen Louise aus; der König schaute empor.

„Was wird Eure Majestät heute Abend machen? soll ich Fräulein de la Vallière benachrichtigen?"

„Ei! mir scheint, sie ist benachrichtigt," erwiederte der König.

„Wird man spazierenfahren?"

„Man ist schon gefahren."

„Nun! Sire?"

„Nun! Saint-Aignan, träumen wir, träumen wir jeder seinerseits; hat Fräulein de la Vallière das gehörig beklagt, was sie beklagt (der Gewissensbiß wirkte), so wird sie wohl so gut sein, uns Nachricht von sich zu geben."

„Oh! Sire, könnt Ihr so dieses treu ergebene Herz verkennen?"

Der König stand roth vor Aerger auf; die Eifersucht biß auch an.

Saint-Aignan fand die Lage allmälig schwierig, als der Thürvorhang aufgehoben wurde. Der König

machte eine ungestüme Bewegung; sein erster Gedanke war, er werde ein Billet von la Vallière erhalten, doch statt eines Liebesboten sah er nur seinen Kapitän der Musketiere aufrecht und stumm im Thürrahmen.

„Herr d'Artagnan?" rief er, „ah! . . Nun?"

D'Artagnan schaute Saint-Aignan an. Die Augen des Königs nahmen dieselbe Richtung, wie die seines Kapitäns. Diese Blicke wären klar für Jedermann gewesen, um so viel mehr waren sie es für Saint-Aignan. Der Höfling verbeugte sich und ging hinaus. Der König und d'Artagnan waren allein.

„Ist es geschehen?" fragte der König.

„Ja, Sire," antwortete der Kapitän der Musketiere mit ernstem Ton, „es ist geschehen!"

Der König fand kein Wort zu sagen. Der Stolz gebot ihm jedoch, nicht hiebei zu bleiben. Wenn ein König eine Entschließung gefaßt hat, selbst eine ungerechte, so muß er allen denjenigen, welche sie ihn haben fassen sehen, und besonders sich selbst beweisen, daß er Recht gehabt hat, dieselbe zu fassen. Es gibt hiefür ein gutes Mittel, ein beinahe unfehlbares Mittel, das, dem Opfer Unrecht aufzubürden.

Von Mazarin und Anna von Oesterreich erzogen, kannte Ludwig sein Königshandwerk besser, als es je ein Fürst gekannt hat. Er suchte es auch bei dieser Gelegenheit zu beweisen. Nachdem er einen Augenblick geschwiegen und ganz leise die Betrachtungen angestellt hatte, die wir laut angestellt, fragte er nachlässig:

„Was hat der Graf gesagt?"

„Nichts, Sire."

„Er hat sich doch wohl nicht verhaften lassen, ohne etwas zu sagen?"

„Er sagte, er habe erwartet, man werde ihn verhaften, Sire."

Der König erhob stolz das Haupt und sprach:

„Ich denke, der Herr Graf de la Fère hat seine Rebellenrolle nicht fortgesetzt.“

„Vor Allem, Sire, was nennt Ihr einen Rebellen?“ fragte ruhig der Musketier. „Ein Rebell ist in den Augen des Königs der Mann, der sich nicht nur in die Bastille stecken läßt, sondern auch denjenigen widersteht, welche ihn nicht dahin führen wollen.“

„Die ihn nicht dahin führen wollen!“ rief der König. „Was höre ich da, Kapitän? seid Ihr verrückt?“

„Ich glaube nicht, Sire.“

„Ihr sprecht von Leuten, die Herrn de la Fère nicht verhaften wollten?“

„Ja, Sire.“

„Und wer sind diese Leute?“

„Offenbar diejenigen, welche Eure Majestät damit beauftragt hatte.“

„Ich hatte ja Euch damit beauftragt,“ rief der König.

„Ja, Sire, mich.“

„Und Ihr sagt, trotz meines Befehles habet Ihr die Absicht gehabt, den Mann, der mich beleidigt, nicht zu verhaften?“

„Ja, Sire, das war ganz und gar meine Absicht.“

„Ho! ho!“

„Ich machte ihm sogar den Vorschlag, ein Pferd zu besteigen, das ich bei der Barrière de la Conference bereit halten ließ.“

„Und in welcher Absicht ließet Ihr dieses Pferd bereit halten?“

„Sire, damit der Graf de la Fère das Havre und von da England erreichen könnte.“

„Ihr verriethet mich also, mein Herr?“ rief der König funkelnd vor unbändigem Stolz.

„Allerdings.“

Auf ein Wort, in diesem Ton ausgesprochen, war

nichts zu erwiedern. Der König fühlte einen so heftigen Widerstand, daß er ganz erstaunte.

„Ihr hattet wenigstens einen Grund, Herr d'Artagnan, als Ihr so handeltet?" fragte der König mit Majestät.

„Ich habe immer einen Grund, Sire."

„Es ist wenigstens der Grund der Freundschaft nicht der einzige, den Ihr geltend machen könntet, der einzige, der Euch zu entschuldigen vermöchte, denn ich habe es Euch in diesem Kapitel sehr bequem gemacht."

„Mir, Sire?"

„Habe ich es Euch nicht freigestellt, den Grafen zu verhaften oder nicht zu verhaften?"

„Ja, Sire, aber . . ."

„Was aber?" unterbrach der König ungeduldig.

„Aber indem Ihr mir sagtet, wenn ich ihn nicht verhaftete, so würde ihn Euer Kapitän der Garden verhaften."

„Machte ich Euch die Sache nicht leicht, sobald ich Euch keinen Zwang anthat?"

„Mir, ja, Sire. Doch meinem Freunde, nein."

„Nein?"

„Gewiß, da mein Freund durch mich oder den Kapitän der Garden immerhin verhaftet wurde."

„Und das ist Eure Ergebenheit, mein Herr! eine Ergebenheit, die ein Urtheil fällt, die wählt! Ihr seid kein Soldat, mein Herr!"

„Ich erwarte, daß mir Eure Majestät sagt, was ich bin."

„Ihr seid ein Frondeur."

„Also seitdem es keine Fronde mehr gibt, Sire.."

„Doch wenn das, was Ihr sagt, wahr ist . . ."

„Was ich sage, ist immer wahr."

„Sprecht, was wollt Ihr hier?"

„Dem König melden, Sire, daß Herr de la Fère in der Bastille ist."

„Das ist nicht Euer Fehler, wie es scheint."

„Allerdings, Sire, aber er ist doch dort, und da er dort ist, so muß es Eure Majestät nothwendig wissen."

„Ah! Herr d'Artagnan, Ihr trotzt Eurem König!"

„Sire . . ."

„Herr d'Artagnan, ich sage Euch, daß Ihr meine Geduld mißbraucht."

„Im Gegentheil, Sire."

„Wie, im Gegentheil?"

„Ich will mich auch verhaften lassen."

„Euch verhaften lassen!"

„Gewiß. Mein Freund wird sich dort langweilen, und ich mache Eurer Majestät den Vorschlag, mir zu gestatten, daß ich ihm Gesellschaft leiste. Eure Majestät spreche ein Wort, und ich verhafte mich selbst, ich bedarf hiezu des Kapitäns der Garden nicht, dafür stehe ich Euch."

Der König stürzte auf einen Tisch zu und ergriff eine Feder, um den Befehl zur Einsperrung von d'Artagnan zu erlassen.

„Gebt wohl Acht, daß dies für immer ist, mein Herr," rief er mit drohendem Ton.

„Ich rechne darauf," erwiederte der Musketier, „denn wenn Ihr diesen schönen Streich einmal gemacht habt, so werdet Ihr es nicht mehr wagen, mir ins Gesicht zu schauen."

Der König warf seine Feder voll Heftigkeit weg und rief:

„Geht! geht."

„Oh! nein, Sire, wenn es Eurer Majestät beliebt."

„Wie, nein?"

„Sire, ich kam, um sanft mit dem König zu sprechen; der König ist hitzig geworden, das ist ein Unglück; darum werde ich aber nicht minder dem König sagen, was ich ihm zu sagen habe."

„Eure Entlassung, mein Herr!" rief der König, „Eure Entlassung!"

„Sire, Ihr wißt, daß mir an meiner Entlassung

nichts gelegen ist, denn an dem Tage, wo Eure Majestät König Karl die Millionen verweigerte, die ihm mein Freund Athos gegeben hat, bat ich den König um meine Entlassung."

„Nun! so macht geschwinde."

„Nein, Sire, denn es handelt sich hier nicht um meine Entlassung. Eure Majestät nahm die Feder, um mich nach der Bastille zu schicken; warum geht sie von ihrem Beschluß ab?"

„D'Artagnan! Gascognerkopf! Wer ist hier der König? Ihr oder ich?"

„Leider Ihr, Sire."

„Wie, leider?"

„Ja, Sire, denn wenn ich es wäre ..."

„Wenn Ihr es wäret, nicht wahr, so würdet Ihr die Rebellion von Herrn d'Artagnan billigen?"

„Ja, gewiß."

„Wahrhaftig!" rief der König, die Achseln zuckend.

„Und ich würde zu meinem Kapitän der Musketiere sagen," fuhr d'Artagnan fort, „ich würde ihm sagen, indem ich ihn mit menschlichen Augen und nicht mit entflammten Kohlen anschaute, ich würde ihm sagen: „,Herr d'Artagnan, ich habe vergessen, daß ich König bin. Ich bin von meinem Throne herabgestiegen, um einen Edelmann verletzen.""

„Mein Herr!" rief der König, „glaubt Ihr, seine Unverschämtheit überbieten heiße Euren Freund entschuldigen!"

„Oh! Sire, ich werde noch viel weiter gehen, als er," sprach d'Artagnan; „und dies ist dann Euer Fehler. Ich sage Euch das, was er, der Mann jeglichen Zartgefühls, Euch nicht gesagt hat; ich sage Euch: Sire, Ihr habt seinen Sohn geopfert, und er vertheidigte seinen Sohn; Ihr habt ihn selbst geopfert; er sprach zu Euch im Namen der Ehre, der Tugend und der Religion. Ihr habt ihn zurückgestoßen, fortgejagt, eingekerkert. Ich werde härter sein als er, Sire, und

sage Euch: Sire, wählet! wollt Ihr Freunde oder Knechte? Soldaten oder Bücklingschneider? große Männer oder Hanswurste? wollt Ihr, daß man Euch diene oder daß man vor Euch krieche? wollt Ihr, daß man Euch liebe oder daß man Furcht vor Euch habe? Zieht Ihr die Niedrigkeit, die Intrigue, die Feigheit vor, oh! so sagt es, Sire; wir werden abgehen, wir, die wir allein geblieben sind; ich sage mehr, wir, die einzigen Muster der Tapferkeit von einst, wir, die wir schon in der Nachwelt großen Männern gedient, und diese vielleicht an Muth und Verdienst übertroffen haben. Wählet, Sire, und beeilt Euch. Was Euch an vornehmen Herren übrig bleibt, behaltet es; Ihr werdet immerhin noch Höflinge genug haben. Beeilt Euch und schickt mich mit meinem Freunde in die Bastille, denn wenn Ihr den Grafen de la Fère, das heißt, die sanfteste und edelste Stimme der Ehre nicht zu hören vermocht habt, wenn Ihr d'Artagnan, das heißt, die offenherzigste und rauhste Stimme der Aufrichtigkeit, nicht zu hören wißt, so seid Ihr ein schlechter König, und werdet morgen ein armer König sein. Die schlechten Könige aber verabscheut man; die armen Könige jagt man weg. Das hatte ich Euch zu sagen; Sire, Ihr hattet Unrecht, mich so weit zu treiben."

Der König warf sich kalt und leichenbleich auf seinen Stuhl zurück; hätte der Blitz zu seinen Füßen eingeschlagen, er wäre offenbar nicht so sehr erstaunt gewesen, und man hätte glauben sollen, der Athem sei ihm ausgegangen, und er werde verscheiden. Diese rauhe Stimme der Aufrichtigkeit, wie es d'Artagnan nannte, hatte wie eine Klinge sein Herz durchdrungen.

D'Artagnan hatte Alles gesagt, was er zu sagen hatte. Er begriff den Zorn des Königs, zog seinen Degen, näherte sich ehrfurchtsvoll Ludwig XIV. und legte ihn auf den Tisch.

Doch mit einer wüthenden Geberde stieß der König

den Degen so zurück, daß er auf den Boden fiel und vor die Füße von d'Artagnan rollte.

So sehr der Musketier auch Herr über sich war, so erbleichte er doch und sprach bebend vor Entrüstung:

„Ein König kann seine Ungnade auf seinen Soldaten werfen; er kann ihn verbannen, er kann ihn zum Tod verurtheilen; aber wäre er auch hundertmal König, so hat er doch nie das Recht, ihn, seinen Degen entehrend, zu beschimpfen. Sire, ein König von Frankreich hat nie mit Verachtung den Degen eines Mannes wie ich zurückgestoßen. Dieser befleckte Degen, bedenkt das wohl, Sire, hat fortan keine andere Scheide, als mein Herz oder das Eurige. Ich wähle das meine, Sire, dankt hiefür Gott und meiner Geduld."

Nach diesen Worten stürzte er sich auf seinen Degen und rief:

„Mein Blut falle auf Euer Haupt, Sire."

Doch mit einer Bewegung, noch schneller als die des Musketiers, eilte der König auf diesen zu, schlang den rechten Arm um den Hals von d'Artagnan, faßte mit der linken Hand den Degen mitten an der Klinge und steckte ihn stillschweigend in die Scheide.

Starr, bleich und noch bebend, ließ ihn d'Artagnan, ohne ihm zu helfen, bis zum Ende machen.

Dann kehrte Ludwig gerührt zum Tische zurück, nahm die Feder, schrieb ein paar Zeilen, unterzeichnete und streckte die Hand gegen d'Artagnan aus.

„Was bedeutet dieses Papier, Sire?" fragte der Kapitän.

„Es ist der Befehl für Herrn d'Artagnan, den Herrn Grafen de la Fère auf der Stelle in Freiheit zu setzen."

D'Artagnan ergriff die königliche Hand und küßte sie; dann legte er das Papier zusammen, steckte es in sein Koller und ging ab.

Weder der König, noch der Kapitän hatten eine Sylbe mehr gesprochen.

„O menschliches Herz, Compaß der Könige,“ murmelte Ludwig, als er allein war, „wann werde ich in deinen Falten wie in den Blättern eines Buches zu lesen verstehen? Nein, ich bin kein schlechter König, nein, ich bin kein armer König; doch ich bin noch ein Kind.“

XXII.

Der ehrliche Grimaud.

D'Artagnan hatte Herrn von Baisemeaux beim Nachtisch zurückzusein versprochen; d'Artagnan hielt Wort. Man war bei den feinen Weinen und den Liqueurs, mit welchen bewunderungswürdig ausgestattet zu sein der Keller des Gouverneur der Bastille im Rufe stand, als die Sporen des Kapitäns der Musketiere im Gange erklirrten und er selbst auf der Schwelle erschien.

Athos und Aramis hatten sich mit der größten Vorsichtigkeit benommen, und so war es keinem von Beiden gelungen, den Andern zu durchdringen. Man hatte zu Nacht gespeist, viel von der Bastille, von der letzten Reise nach Fontainebleau und von dem Feste gesprochen, das Herr Fouquet in Vaux geben sollte. Man war mit den Allgemeinheiten verschwenderisch gewesen, und Niemand, außer Baisemeaux, hatte die besonderen Dinge berührt.

D'Artagnan fiel, noch bleich und aufgeregt von seiner Unterredung mit dem König, mitten in das Gespräch. Baisemeaux beeilte sich, einen Stuhl herbeizurücken. D'Artagnan nahm ein volles Glas an und leerte

es. Athos und Aramis bemerkten Beide die Aufregung von d'Artagnan. Baisemeaux aber sah nichts, als den Kapitän der Musketiere Seiner Majestät, dem er alle Ehre anzuthun sich bemühte. Beim König Zutritt haben hieß auf die rücksichtsvollste Zuvorkommenheit des Gouverneur Anspruch machen können. Nur konnte Aramis, obgleich er diese Aufregung wahrgenommen hatte, die Ursache davon nicht errathen. Athos allein glaubte sie ergründet zu haben. Für ihn bedeuteten die Rückkehr von d'Artagnan und besonders die Verstörtheit des unempfindlichen Mannes: „„Ich habe den König um etwas gebeten, was er mir abgeschlagen."" Ueberzeugt, er habe die Wahrheit getroffen, lächelte Athos, stand vom Tische auf und machte d'Artagnan ein Zeichen, als wollte er ihn daran erinnern, sie hätten etwas Anderes zu thun, als zusammen zu Nacht zu speisen.

D'Artagnan begriff und antwortete durch ein anderes Zeichen. Als Aramis und Baisemeaux diesen stummen Dialog sahen, befragten sie sich mit dem Blick. Athos glaubte, es sei an ihm, die Erklärung von dem, was vorgehe, zu geben, und sprach mit einem Lächeln:

„Die Wahrheit, meine Freunde, ist, daß Ihr, Aramis, mit einem Staatsverbrecher, und Ihr, Herr von Baisemeaux, mit Eurem Gefangenen zu Nacht gespeist habt."

Baisemeaux gab einen Ausruf des Erstaunens und beinahe der Freude von sich. Dieser liebe Herr von Baisemeaux war eitel auf seine Festung. Je mehr er Gefangene hatte, desto glücklicher fühlte er sich, abgesehen vom Nutzen; je höher seine Gefangenen standen, desto stolzer war er auch.

Aramis nahm ein den Umständen angemessenes Gesicht an und erwiederte:

„Ah! mein theurer Athos, verzeiht mir, aber ich vermuthete beinahe das, was geschieht. Nicht wahr, eine Beschimpfung Eures Raoul und der la Vallière?"

„Ach!" machte Baisemeaux.

„Und," fuhr Aramis fort, „Ihr als vornehmer Mann habt, vergessend, daß es nur noch Höflinge gibt, den König aufgesucht und ihm seine Handlung vorgehalten!"

„Ihr habt errathen, mein Freund."

„Somit," sagte Baisemeaux zitternd, daß er so vertraulich mit einem Mann zu Nacht gespeist, der beim König in Ungnade gefallen, „somit, Herr Graf..."

„Somit, mein lieber Gouverneur," sprach Athos, „wird mein Freund, Herr d'Artagnan, Euch das Papier mittheilen, das aus der Oeffnung seines Kollers hervorsteht und sicherlich kein anderes ist, als mein Einsperrungsbefehl."

Baisemeaux streckte die Hand mit dem geschmeidigen Wesen der Gewohnheit aus.

D'Artagnan zog wirklich zwei Papiere aus seiner Brust und reichte eines dem Gouverneur. Baisemeaux entfaltete das Papier und las halblaut und sich unterbrechend, während er Athos über das Papier anschaute: „„Befehl in meinem Schlosse Bastille."" Sehr gut! „„In meinem Schlosse Bastille den ... Herrn Grafen de la Fère gefangen zu halten."" Oh! mein Herr, welch eine schmerzliche Ehre ist es für mich, Euch zu besitzen!"

„Ihr werdet einen geduldigen Gefangenen an mir haben," erwiederte Athos mit seiner milden, ruhigen Stimme:

„Und einen Gefangenen, der nicht einen Monat bei Euch bleiben wird," sagte Aramis, während Baisemeaux, den Befehl in der Hand, in sein Gefangenenregister den königlichen Willen eintrug.

„Nicht einen Tag, oder vielmehr nicht eine Nacht," sprach d'Artagnan, indem er den zweiten Befehl des Königs vorwies; „denn, mein lieber Herr von Baisemeaux, Ihr müßt nun auch diesen Befehl, den Grafen sogleich in Freiheit zu setzen, einschreiben."

„Ah!“ rief Aramis, „Ihr erspart mir ein Geschäft, d'Artagnan.“ Und er drückte auf eine bezeichnende Weise zugleich dem Musketier und Athos die Hand.

„Wie!“ rief der Letztere, „der König gibt mir die Freiheit?“

„Leset, lieber Freund,“ sagte d'Artagnan.

Athos nahm den Befehl und las.

„Es ist wahr,“ sprach er.

„Solltet Ihr ärgerlich darüber sein?“ fragte d'Artagnan.

„Oh! nein, im Gegentheil. Ich grolle dem König nicht, und das größte Uebel, das man den Königen wünschen kann, ist, daß sie eine Ungerechtigkeit begehen. Doch nicht wahr, Ihr habt eine Unannehmlichkeit gehabt? Gesteht es, theurer Freund.“

„Ich? durchaus nicht,“ erwiederte lachend der Musketier. „Der König thut Alles, was ich will.“

Aramis schaute d'Artagnan an und sah wohl, daß er log. Baisemeaux aber schaute nichts an, als d'Artagnan, so sehr war er von tiefer Bewunderung für diesen Mann ergriffen, der den König thun machte, was er wollte.

„Und der König verbannt Athos?“ fragte Aramis.

„Nein, nicht gerade; der König hat sich nicht einmal hierüber erklärt,“ antwortete d'Artagnan, „doch ich glaube, daß der Graf nichts Besseres zu thun hat, wenn er nicht etwa einen besonderen Werth darauf legt, dem König zu danken...“

„Wahrhaftig, nein,“ sagte Athos lächelnd.

„Nun wohl! ich glaube, daß der Graf nichts Besseres zu thun hat, als sich nach seinem Schlosse zurückzuziehen. Sprecht übrigens, mein lieber Athos, fordert; ist die eine Residenz Euch angenehmer, als die andere, so mache ich mich anheischig, das für Euch zu erlangen.“

„Nein, ich danke,“ erwiederte Athos; „nichts kann mir angenehmer sein, mein Freund, als in meine Ein-

samkeit, unter meine großen Bäume, an das Ufer der Loire zurückzukehren. Ist Gott der höchste Arzt der Seelenleiden, so ist die Natur das souveraine Heilmittel... Ich bin nun also frei, mein Herr?" fuhr Athos, sich an Baisemeaux wendend, fort.

„Ja, Herr Graf, ich glaube es, ich hoffe es wenigstens," sprach der Gouverneur, indem er die Papiere um und um drehte, „wenn nicht etwa Herr d'Artagnan einen dritten Befehl hat."

„Nein, lieber Herr von Baisemeaux, nein," sagte der Musketier. „Ihr müßt Euch an den zweiten halten und dabei stehen bleiben."

„Ah! Herr Graf," sprach Baisemeaux, sich an Athos wendend. „Ihr wißt nicht, was Ihr verliert! Ich hätte Euch auf dreißig Livres gesetzt, wie die Generale, was sage ich, auf fünfzig Livres wie die Prinzen, und Ihr hättet alle Abende gespeist, wie heute Abend."

„Erlaubt mir, mein Herr, daß ich meine Mittelmäßigkeit vorziehe," erwiederte Athos; dann wandte er sich gegen d'Artagnan um und sprach:

„Laßt uns gehen, mein Freund."

„Laßt uns gehen," wiederholte d'Artagnan.

„Wird mir die Freude zu Theil werden, Euch als Gefährten zu besitzen?" fragte Athos.

„Nur bis zum Thore, Theuerster," antwortete d'Artagnan; „sodann sage ich Euch, was ich zum König gesagt: Ich habe den Dienst."

„Und Ihr, mein lieber Aramis," sagte Athos lächelnd, „begleitet Ihr mich? La Fère liegt auf dem Wege nach Vannes."

„Ich, mein lieber Freund," antwortete der Prälat, „ich habe diesen Abend eine Zusammenkunft in Paris und vermöchte mich nicht zu entfernen, ohne daß gewichtige Interessen darunter leiden würden."

„Dann erlaubt, mein theurer Freund, daß ich Euch umarme und scheide," sprach Athos. „Mein lieber Herr von Baisemeaux, großen Dank für Euren guten Willen,

und besonders für die Probe, die Ihr mir von der Hausmannskost der Bastille gegeben habt."

Und nachdem er Aramis umarmt, und Herrn von Baisemeaux die Hand gedrückt hatte, nachdem ihm Beide eine glückliche Reise gewünscht, entfernte sich Athos mit d'Artagnan.

Während die Scene im Palais Royal ihre Entwickelung in der Bastille fand, sagen wir, was im Hause von Athos und bei Bragelonne vorging.

Grimaud hatte, wie wir gesehen, seinen Herrn nach Paris begleitet. Er war, wie wir erwähnt, beim Abgang von Athos zugegen gewesen; er hatte d'Artagnan auf seinen Schnurrbart beißen, seinen Herrn in den Wagen steigen sehen, und die eine und die andere Physiognomie befragt, und er kannte Beide seit hinreichend langer Zeit, um durch die Maske der Unempfindlichkeit begriffen zu haben, daß große Ereignisse vorgingen.

Sobald Athos sich entfernt hatte, dachte er nach. Da erinnerte er sich der seltsamen Art, wie Athos von ihm Abschied genommen, und der für jeden Andern als ihn unmerklichen Verlegenheit dieses Herrn mit den so klaren Ideen, mit dem so geraden Willen. Er wußte, daß Athos nichts mit sich genommen, als was er auf dem Leibe trug, und dennoch glaubte er zu sehen, Athos gehe nicht nur auf eine Stunde, nicht einmal nur auf einen Tag weg. Es lag eine lange Abwesenheit in der Art und Weise, wie Athos, Grimaud verlassend, das Wort Lebewohl ausgesprochen hatte.

Dies Alles kehrte in seinen Geist zurück mit allen seinen Gefühlen tiefer Zuneigung für Athos, mit allem jenem Widerwillen gegen die Leere und die Einsamkeit, der stets die Einbildungskraft der Leute, welche lieben, beschäftigt; dies Alles, sagen wir, machte den ehrlichen Grimaud sehr traurig und besonders sehr unruhig. Ohne sich von dem, was er seit dem Abgang seines Gebieters that, Rechenschaft zu geben, irrte er

in der ganzen Wohnung umher, so zu sagen, die Spuren seines Herrn suchend, ähnlich in dieser Hinsicht, — Alles, was gut ist, gleicht sich, — ähnlich dem Hunde, der wegen der Abwesenheit seines Herrn nicht besorgt, aber verdrießlich ist. Nur, da Grimaud mit dem Instincte des Thieres die Vernunft des Menschen verband, war Grimaud zugleich verdrießlich und besorgt.

Als er kein Anzeichen fand, das ihn zu leiten vermochte, als er nichts sah, nichts entdeckte, was seinen Zweifeln ein Ziel steckte, fing Grimaud an auszusinnen, was geschehen sein könnte. Die Einbildungskraft ist aber die Hülfsquelle oder vielmehr die Marter guter Herzen. Es kommt in der That nie vor, daß ein gutes Herz sich seinen Freund glücklich oder froh vorstellt. Nie flößt die Taube, welche wandert, der Taube, die zu Hause geblieben, etwas Anderes ein, als Angst.

Grimaud ging daher von der Unruhe zu der Angst über. Er wiederholte sich in Gedanken noch einmal Alles, was vorgefallen war: den Brief von d'Artagnan an Athos, einen Brief, in dessen Folge Athos so betrübt geschienen hatte; dann den Besuch von Raoul bei Athos, einen Besuch, in dessen Folge Athos seinen Orden und sein Galakleid verlangt; sodann die Erklärung zwischen dem Vater und Sohn, eine Erklärung, in deren Folge Athos Raoul so traurig umarmt, wonach Raoul so traurig nach Hause gegangen war; endlich die Ankunft von d'Artagnan, der auf seinen Schnurrbart gebissen, eine Ankunft, in deren Folge der Herr Graf de la Fère mit d'Artagnan in den Wagen gestiegen. Dies Alles bildete ein Drama in fünf Akten, das sehr theilbar, besonders für einen Analysten von der Stärke von Grimaud.

Grimaud nahm vor Allem seine Zuflucht zu den großen Mitteln; er suchte in dem von seinem Herrn zurückgelassenen Rock den Brief von Herrn d'Artagnan. Dieser Brief fand sich noch darin und enthielt Folgendes:

„Raoul ist bei mir gewesen und hat mich um Aus-

kunft über das Benehmen von Fräulein de la Vallière während des Aufenthalts unseres jungen Freundes in London gebeten. Ich bin ein armer Musketier-Kapitän, dem die Ohren alle Tage von Kasernen- und Gassenwitzen wehe thun. Hätte ich Raoul gesagt, was ich zu wissen glaubte, so wäre der arme Junge darüber gestorben; doch ich, der ich im Dienste des Königs bin, kann die Angelegenheiten des Königs nicht erzählen. Sagt es Euch das Herz, so schreitet zu! Die Sache geht Euch mehr an als mich und beinahe eben so viel als Raoul."

Grimaud riß sich ein halbes Pfötchen Haare aus. Er hätte mehr gethan, wäre reichlicher Haar bei ihm vorhanden gewesen.

„Das ist der Knoten des Räthsels," sagte er. „Das Mädchen hat dumme Streiche gemacht. Was man von ihr und dem König sagt, ist wahr. Unser junger Herr ist betrogen. Er muß es wissen. Der Herr Graf de la Fère ist zum König gegangen und hat ihm sein Benehmen vorgehalten. Und dann hat der König Herrn d'Artagnan abgeschickt, um die Sache in Ordnung zu bringen. Ah! mein Gott!" fuhr Grimaud fort, „der Herr Graf ist ohne seinen Degen zurückgekehrt."

Diese Entdeckung machte den Schweiß auf die Stirne des braven Mannes steigen. Er hielt sich nicht länger bei Vermuthungen auf, drückte seinen Hut auf den Kopf und lief nach der Wohnung von Raoul.

Nach dem Abgang von Louise, auf deren Erscheinung wir später zurückkommen werden, bezähmte Raoul seinen Schmerz, wenn nicht seine Liebe; und genöthigt vorwärts zu schauen auf den gefahrvollen Weg, auf dem ihn die Tollheit und die Rebellion fortzogen, sah er mit dem ersten Blick seinen Vater im Kampf mit dem königlichen Widerstand, da sich Athos zuerst zu diesem Widerstand dargeboten.

In diesem Augenblick ganz sympathetischer Hellsichtigkeit, erinnerte sich der unglückliche junge Mann der geheimnißvollen Zeichen von Athos, des unerwar-

teten Besuchs von d'Artagnan, und die Folge dieses ganzen Streites zwischen einem Fürsten und einem Unterthanen erschien vor seinen erschrockenen Augen.

Im Dienst, das heißt an seinen Posten gefesselt, kam d'Artagnan sicherlich nicht zu Athos, nur um sich das Vergnügen zu machen, Athos zu sehen. Er kam, um ihm etwas zu sagen. Dieses Etwas war unter so mißlichen Cunjuncturen ein Unglück oder eine Gefahr. Raoul bebte, daß er selbstsüchtig gewesen, daß er seinen Vater um seiner Liebe willen vergessen, daß er die Träumerei oder den Genuß der Verzweiflung gesucht, während es sich vielleicht darum handelte, den dräuenden, gegen Athos gerichteten Angriff zurückzuschlagen.

Dieses Gefühl machte, daß er aufsprang. Er gürtete seinen Degen um und lief zuerst nach der Wohnung seines Vaters. Unter Weges stieß er auf Grimaud, der, vom entgegengesetzten Pol ausgegangen, mit gleichem Eifer seine Nachforschungen verfolgte. Diese zwei Männer umschlossen sich; sie waren Beide auf demselben Punkte der von ihrer Einbildungskraft beschriebenen Parabel.

„Grimaud!" rief Raoul.

„Herr Raoul!" rief Grimaud.

„Der Herr Graf befindet sich wohl."

„Du hast ihn gesehen?"

„Nein; wo ist er?"

„Ich suche ihn."

„Und Herr d'Artagnan?"

„Hat sich mit ihm entfernt."

„Wann?"

„Zehn Minuten nach Eurem Abgang."

„Wie haben sie sich entfernt?

„Im Wagen."

„Wohin gehen sie?"

„Ich weiß es nicht."

„Hat mein Vater Geld mitgenommen?"

„Nein."

„Einen Degen?"

„Nein."

„Grimaud!"

„Herr Raoul."

„Meiner Ansicht nach ist Herr d'Artagnan gekommen, um . . ."

„Nicht wahr, um den Herrn Grafen zu verhaften?"

„Ja, Grimaud."

„Ich hätte darauf geschworen."

„Welchen Weg haben sie genommen?"

„Den über die Quais."

„Nach der Bastille?"

„Oh! mein Gott, ja."

„Geschwinde, laufen wir."

„Ja, laufen wir."

„Aber wohin?" sagte plötzlich Raoul ganz niedergeschlagen.

„Gehen wir zu Herrn d'Artagnan, wir werden vielleicht etwas erfahren."

„Nein; hat man sich bei meinem Vater vor mir verborgen, so wird man sich überall verbergen. Gehen wir zu . . . O mein Gott! ich bin heute ganz toll, mein guter Grimaud."

„Was denn?"

„Ich habe Herrn du Vallon vergessen."

„Herrn Porthos?"

„Ja, der immer noch auf mich wartet! Ah! ich sagte es Dir, ich bin toll!"

„Der auf Euch wartet, wo dies?"

„Bei den Minimes in Vincennes."

„Ah! mein Gott! das ist zum Glück in der Richtung der Bastille."

„Gehen wir geschwinde."

„Herr, ich will die Pferde satteln lassen."

„Ja, mein Freund, gehe."

XXIII.

Worin Porthos überzeugt ist, ohne begriffen zu haben.

Getreu allen Gesetzen des alten Ritterthums, hatte sich der würdige Porthos vorgenommen, bis Sonnenuntergang auf Herrn von Saint-Aignan zu warten. Und da Saint-Aignan nicht kommen sollte, da Raoul vergaß, seinen Secundanten zu benachrichtigen, da die Schildwache sehr lang und peinlich zu werden anfing, so ließ sich Porthos durch einen Thorwächter ein paar Flaschen guten Wein und ein Viertel Fleisch holen, um wenigstens die Zerstreuung zu haben, von Zeit zu Zeit einen Pfropf zu ziehen und einen Bissen zu essen. Er war bei den letzten Extremitäten, das heißt bei den letzten Krümchen angelangt, da sprengte Raoul, in Begleitung von Grimaud, Beide mit verhängten Zügeln, herbei.

Als Porthos auf dem Wege diese zwei so hastigen Reiter sah, bezweifelte er nicht mehr, es wären seine Leute; er erhob sich sogleich von dem Grasboden, auf den er sich niedergelassen hatte, fing an seinen Knieen und seinen Faustgelenken die Steife zu benehmen und sprach:

„Das ist es, wenn man schöne Gewohnheiten hat. Der Bursche ist am Ende doch noch gekommen. Hätte ich mich entfernt, so fand er Niemand und wäre im Vortheil.“

Dann stützte er sich mit einer martialischen Haltung auf eine Hüfte und ließ durch eine mächtige Wendung der Lenden seine gewölbte, riesige Gestalt sich hervorheben. Doch statt Saint-Aignan, sah er nur Raoul, der ihm unter verzweifelten Geberden zurief:

„Ah! lieber Freund! ah! verzeiht! ah! wie unglücklich bin ich!"

„Raoul!" erwiederte Porthos ganz erstaunt.

„Ihr seid mir böse!" rief Raoul, während er Porthos umarmte.

„Ich! und worüber?"

„Daß ich Euch so vergessen. Doch seht Ihr, ich habe den Kopf verloren!"

„Ah! bah!"

„Wenn Ihr wüßtet, mein Freund! . ."

„Ihr habt ihn getödtet?"

„Wen?"

„Saint-Aignan."

„Ah! es handelt sich wohl um Saint-Aignan."

„Was gibt es denn?"

„Der Herr Graf de la Fère muß zu dieser Stunde verhaftet sein."

Porthos machte eine Bewegung, die eine Mauer umgeworfen hätte.

„Verhaftet . . . Durch wen?"

„Durch Herrn d'Artagnan."

„Das ist unmöglich," entgegnetete Porthos.

Porthos wandte sich gegen Grimaud wie ein Mensch um, der einer zweiten Bestätigung bedarf. Grimaud machte ein Zeichen mit dem Kopf.

„Und wohin hat man ihn geführt?" fragte Porthos.

„Wahrscheinlich in die Bastille."

„Was bringt Euch auf diesen Glauben?"

„Unter Weges befragten wir Leute, die den Wagen haben vorüberfahren sehen, und noch andere, die ihn sogar in die Bastille hineinfahren sahen."

„Ho! ho!" murmelte Porthos.

Und er machte zwei Schritte.

„Was habt Ihr im Sinne?" fragte Raoul.

„Ich? nichts. Nur darf Athos nicht in der Bastille bleiben."

Raoul näherle sich dem würdigen Porthos.

„Wißt Ihr, daß die Verhaftung auf Befehl des Königs geschehen ist?“

Porthos schaute den jungen Mann an, als wollte er zu ihm sagen: „Was kümmere ich mich darum?“ Diese stumme Sprache erschien Raoul so beredt, daß er nicht mehr forderte. Er stieg zu Pferde. Unterstützt von Grimaud hatte Porthos schon dasselbe gethan.

„Entwerfen wir unsern Plan,“ sagte Raoul.

„Ja,“ sprach Porthos, „unsern Plan, das ist es, entwerfen wir ihn.“

Raoul stieß einen tiefen Seufzer aus und hielt plötzlich inne.

„Was habt Ihr?“ fragte Porthos. „Eine Schwäche?“

„Nein, die Ohnmacht! Bilden wir uns ein, zu Drei die Bastille nehmen zu können?“

„Ah! wenn d'Artagnan da wäre, dann sagte ich nicht nein,“ erwiederte Porthos.

Raoul wurde von Bewunderung ergriffen beim Anblick dieses, gerade durch seine ungeheure Naivetät, heldenmüthigen Vertrauens. Es waren hier die berühmten Männer, die, zu drei bis vier, Heere angriffen und Schlösser stürmten! Diese Männer, die den Tod erschreckt hatten und die, ein ganzes in Trümmern liegendes Jahrhundert überlebend, noch stärker waren, als die Kräftigsten unter den jungen.

„Mein Herr,“ sagte er zu Porthos, „Ihr habt einen Gedanken in mir rege gemacht: wir müssen schlechterdings Herrn d'Artagnan sehen.“

„Ganz gewiß.“

„Er muß nach Hause zurückgekehrt sein, nachdem er meinen Vater in die Bastille geführt hat; gehen wir zu ihm.“

„Erkundigen wir uns zuvor in der Bastille,“ sagte Grimaud, der wenig, aber gut sprach.

Sie beeilten sich in der That, vor die Bastille zu kommen. Einer von den Zufällen, wie sie Gott den Leuten von großem Willen gibt, machte, daß Grimaud

plötzlich den Wagen erblickte, der sich um das Thor der Zugbrücke wandte. Es war dies in dem Augenblick, wo d'Artagnan, wie man gesehen, vom König zurückkam.

Vergebens spornte Raoul sein Pferd, um den Wagen zu erreichen und zu sehen, was für Personen darin wären. Die Pferde hatten schon jenseits des großen Thores, das sich wieder schloß, angehalten, während ein Schildwache stehender Garde dem Pferde von Raoul mit der Muskete auf die Nase stieß.

Raoul drehte um, glücklich, daß er wußte, was er von der Anwesenheit dieser Carrosse, in der sein Vater gesessen, zu halten hatte.

„Wir haben ihn," sagte Grimaud.

„Wenn wir ein wenig warten, können wir überzeugt sein, daß er herauskommt, nicht wahr, mein Freund?"

„Wenn d'Artagnan nicht auch Gefangener ist," bemerkte Porthos, „in diesem Fall wäre Alles verloren."

Raoul antwortete nichts. Alles war zuläßig. Er gab Grimaud den Rath, die Pferde in die kleine Rue Jean-Beausire zu führen, um weniger Verdacht zu erregen, und er selbst lauerte mit seinem durchdringenden Blick auf das Herauskommen von d'Artagnan oder das des Wagens.

Das war das Beste, was er thun konnte. Es waren in der That nicht zwanzig Minuten abgelaufen, als sich die Thüre wieder öffnete und der Wagen erschien. Eine Blendung verhinderte Raoul, zu erkennen, was für Personen den Wagen einnahmen. Grimaud schwur, er habe zwei Personen gesehen, und sein Herr sei eine von beiden gewesen. Porthos schaute abwechselnd Raoul und Grimaud an, in der Hoffnung, ihre Gedanken zu begreifen.

„Es ist unleugbar," sprach Grimaud, „daß, wenn der Herr Graf in diesem Wagen fährt, man ihn in Freiheit setzt oder in ein anderes Gefängniß bringt."

„Wir werden es aus dem Wege ersehen, den er nimmt," sagte Porthos.

„Setzt man ihn in Freiheit, so wird man ihn nach Hause führen," sprach Grimaud.

„Das ist wahr," bemerkte Porthos.

„Der Wagen nimmt nicht diesen Weg," sagte Raoul.

Die Pferde waren wirklich im Faubourg Saint-Antoine verschwunden.

„Eilen wir," sprach Porthos, „wir greifen den Wagen auf der Straße an und sagen Athos, er möge fliehen."

„Rebellion!" murmelte Raoul.

Porthos warf Raoul einen zweiten Blick, ein würdiges Seitenstück des ersten, zu. Raoul erwiederte ihn nur dadurch, daß er seinem Pferde die Seiten preßte.

Wenige Augenblicke nachher hatten die drei Reiter den Wagen wieder eingeholt, und sie folgten ihm so nahe, daß der Athem der Pferde den Kutschenkasten befeuchtete.

D'Artagnan, dessen Sinne beständig wachten, hörte den Trab der Pferde. Es war dies in dem Augenblick, wo Raoul zu Porthos sagte, er möge am Wagen vorbeireiten, um zu sehen, wer die Person, welche Athos begleitete. Porthos gehorchte, er konnte jedoch nichts sehen; die Schirmleder waren niedergelassen.

Raoul wurde von Zorn und Ungeduld ergriffen. Er hatte das geheimnißvolle Wesen der Gefährten von Athos wahrgenommen und entschloß sich zum Aeußersten.

Auf der andern Seite hatte d'Artagnan Porthos vollkommen erkannt; er hatte unter den Schirmledern durch auch Raoul erkannt und den Erfolg seiner Beobachtung Athos mitgetheilt. Sie wollten sehen, ob Porthos und Raoul die Dinge bis zum letzten Grade treiben würden.

Dies fehlte nicht; die Pistolen in der Faust stürzte

plötzlich den Wagen erblickte, der sich um das Thor der Zugbrücke wandte. Es war dies in dem Augenblick, wo d'Artagnan, wie man gesehen, vom König zurückkam.

Vergebens spornte Raoul sein Pferd, um den Wagen zu erreichen und zu sehen, was für Personen darin wären. Die Pferde hatten schon jenseits des großen Thores, das sich wieder schloß, angehalten, während ein Schildwache stehender Garde dem Pferde von Raoul mit der Muskete auf die Nase stieß.

Raoul drehte um, glücklich, daß er wußte, was er von der Anwesenheit dieser Carrosse, in der sein Vater gesessen, zu halten hatte.

„Wir haben ihn,“ sagte Grimaud.

„Wenn wir ein wenig warten, können wir überzeugt sein, daß er herauskommt, nicht wahr, mein Freund?“

„Wenn d'Artagnan nicht auch Gefangener ist,“ bemerkte Porthos, „in diesem Fall wäre Alles verloren.“

Raoul antwortete nichts. Alles war zuläßig. Er gab Grimaud den Rath, die Pferde in die kleine Rue Jean-Beaustre zu führen, um weniger Verdacht zu erregen, und er selbst lauerte mit seinem durchdringenden Blick auf das Herauskommen von d'Artagnan oder das des Wagens.

Das war das Beste, was er thun konnte. Es waren in der That nicht zwanzig Minuten abgelaufen, als sich die Thüre wieder öffnete und der Wagen erschien. Eine Blendung verhinderte Raoul, zu erkennen, was für Personen den Wagen einnahmen. Grimaud schwur, er habe zwei Personen gesehen, und sein Herr sei eine von beiden gewesen. Porthos schaute abwechselnd Raoul und Grimaud an, in der Hoffnung, ihre Gedanken zu begreifen.

„Es ist unleugbar,“ sprach Grimaud, „daß, wenn der Herr Graf in diesem Wagen fährt, man ihn in Freiheit setzt oder in ein anderes Gefängniß bringt.“

„Wir werden es aus dem Wege ersehen, den er nimmt," sagte Porthos.

„Setzt man ihn in Freiheit, so wird man ihn nach Hause führen," sprach Grimaud.

„Das ist wahr," bemerkte Porthos.

„Der Wagen nimmt nicht diesen Weg," sagte Raoul.

Die Pferde waren wirklich im Faubourg Saint-Antoine verschwunden.

„Eilen wir," sprach Porthos, „wir greifen den Wagen auf der Straße an und sagen Athos, er möge fliehen."

„Rebellion!" murmelte Raoul.

Porthos warf Raoul einen zweiten Blick, ein würdiges Seitenstück des ersten, zu. Raoul erwiederte ihn nur dadurch, daß er seinem Pferde die Seiten preßte.

Wenige Augenblicke nachher hatten die drei Reiter den Wagen wieder eingeholt, und sie folgten ihm so nahe, daß der Athem der Pferde den Kutschenkasten befeuchtete.

D'Artagnan, dessen Sinne beständig wachten, hörte den Trab der Pferde. Es war dies in dem Augenblick, wo Raoul zu Porthos sagte, er möge am Wagen vorbeireiten, um zu sehen, wer die Person, welche Athos begleitete. Porthos gehorchte, er konnte jedoch nichts sehen; die Schirmleder waren niedergelassen.

Raoul wurde von Zorn und Ungeduld ergriffen. Er hatte das geheimnißvolle Wesen der Gefährten von Athos wahrgenommen und entschloß sich zum Aeußersten.

Auf der andern Seite hatte d'Artagnan Porthos vollkommen erkannt; er hatte unter den Schirmledern durch auch Raoul erkannt und den Erfolg seiner Beobachtung Athos mitgetheilt. Sie wollten sehen, ob Porthos und Raoul die Dinge bis zum letzten Grade treiben würden.

Dies fehlte nicht; die Pistolen in der Faust stürzte

Raoul auf das erste Pferd der Carrosse zu und befahl dem Kutscher, zu halten.

Porthos packte den Kutscher und hob ihn von seinem Bock herab.

Grimaud hielt schon den Kutschenschlag fest.

Raoul öffnete seine Arme und rief:

„Herr Graf! Herr Graf!“

„Ah! Ihr seid es, Raoul?“ sagte Athos freudetrunken.

„Nicht übel!“ fügte d'Artagnan mit einem Gelächter bei.

Und Beide umarmten den jungen Mann und Porthos, die sich ihrer bemächtigt hatten.

„Mein braver Porthos, vortrefflicher Freund!“ rief Athos; „immer Ihr!“

„Er hat noch seine zwanzig Jahre,“ sagte d'Artagnan. „Bravo, Porthos!“

„Teufel!“ erwiederte Porthos, etwas verwirrt, „wir glaubten, man verhafte Euch!“

„Während es sich nur um eine Spazierfahrt im Wagen von Herrn d'Artagnan handelte,“ sagte Athos.

„Wir folgten Euch von der Bastille an,“ sprach Raoul mit einem Tone des Vorwurfs und des Argwohnes.

„Wo wir mit dem guten Herrn Baisemeaux zu Nacht speisten. Ihr erinnert Euch des Herrn Baisemeaux, Porthos?“

„Bei Gott! sehr gut!“

„Und wir haben dort Aramis gesehen.“

„In der Bastille?“

„Beim Abendbrod.“

„Ah!“ rief Porthos athmend.

„Er hat uns tausend schöne Dinge für Euch gesagt.“

„Ich danke.“

„Wohin fährt der Herr Graf?“ fragte Grimaud, den sein Herr schon durch ein Lächeln belohnt hatte.

„Wir wollen nach Blois, nach Hause.“

„Wie so? geraden Weges?“ sagte Raoul.

„Ganz geraden Weges.“

„Ohne Gepäcke?“

„Oh! mein Gott! Raoul wäre von d'Artagnan beauftragt worden, mir das meinige zu schicken oder es mir zu bringen, wenn er zu mir kommt, falls er wirklich kommt.“

„Wenn ihn nichts mehr in Paris zurückhält,“ sprach d'Artagnan mit einem Blick fest und einschneidend wie der Stahl, schmerzlich wie er, denn er öffnete wieder die Wunden des jungen Mannes, „wenn ihn nichts mehr zurückhält, wird er wohl daran thun, Euch zu folgen, Athos.“

„Es hält mich nichts mehr in Paris zurück,“ erwiederte Raoul.

„Dann brechen wir auf,“ sagte Athos rasch.

„Und Herr d'Artagnan?“

„Ah! ich begleite nur Athos bis an die Barrière und kehre mit Porthos zurück.“

„Sehr gut!“ rief dieser.

„Kommt mein, Sohn,“ fügte der Graf bei. Und er schlang sanft den Arm um den Hals von Raoul, um ihn in den Wagen zu ziehen, und küßte ihn abermals.

„Grimaud!“ fuhr der Graf fort. „Du kehrst sachte nach Paris mit Deinem Pferd und dem von Herrn du Vallon zurück, denn Raoul und ich, wir steigen hier zu Pferde und lassen den Wagen diesen beiden Herren, um nach Paris zurückzufahren; in meiner Wohnung nimmst Du meine Kleider und meine Briefe und expedirst das Ganze zu uns.“

„Aber,“ bemerkte Raoul, der den Grafen sprechen zu machen suchte, „wenn Ihr nach Paris zurückkommt, findet Ihr weder Wäsche, noch Effecten mehr; das wird unbequem sein.“

„Ich denke, ich werde sehr lange nicht mehr nach Paris zurückkehren. Raoul, unser letzter Aufenthalt

dort hat mich nicht ermuthigt, ferner daselbst zu verweilen.“

Raoul neigte das Haupt und sprach kein Wort mehr.

Athos stieg aus dem Wagen und schwang sich auf das Pferd, das Porthos gebracht hatte, und das über den Tausch sehr glücklich zu sein schien.

Man hatte sich umarmt, die Hände gedrückt und tausendfach ewige Freundschaft bezeigt. Porthos versprach, einen Monat bei Athos bei seiner ersten Muße zuzubringen. D'Artagnan versprach, seinen ersten Urlaub zu benützen, dann umarmte er Raoul zum letzten Mal und sagte nur noch:

„Mein Kind, ich werde Dir schreiben.“

Es lag Alles in diesen Worten von d'Artagnan, der nie schrieb. Raoul war bis zu Thränen gerührt. Er entriß sich den Händen des Musketiers und ritt weg.

D'Artagnan stieg zu Porthos in den Wagen.

„Nun! mein lieber Freund,“ sagte er, „das ist ein Tag!“

„Ja, ja,“ erwiederte Porthos.

„Ihr müßt kreuzlahm sein.“

„Nicht zu sehr. Ich werde mich indessen frühzeitig zu Bette legen, um morgen bereit zu sein.“

„Warum dies?“

„Bei Gott! um zu beendigen, was ich angefangen habe.“

„Ihr macht mich beben, mein Freund; ich sehe Euch ganz unwirsch. Was Teufels habt Ihr angefangen, das nicht beendigt ist?“

„Höret: Raoul hat sich nicht geschlagen. Also muß ich mich schlagen.“

„Mit wem? . . . mit dem König?“

„Wie! mit dem König?“ sagte Porthos verwundert.

„Ja wohl, großes Kind, mit dem König!“

„Ich versichere Euch, mit Herrn von Saint-Aignan.“

„Das wollte ich sagen. Schlagt Ihr Euch mit diesem Cavalier, so zieht Ihr den Degen gegen den König.“

„Ah!“ versetzte Porthos, die Augen weit aufreißend, „seid Ihr dessen sicher?“

„Bei Gott!“

„Nun? wie läßt sich dann das abmachen?“

„Wir wollen bemüht sein, gut zu Nacht zu speisen, Porthos. Der Tisch des Kapitäns der Musketiere ist angenehm. Ihr werdet den braven Saint-Aignan sehen und auf seine Gesundheit trinken.“

„Ich!“ rief Porthos mit einer Geberde des Abscheus.

„Wie!“ versetzte d'Artagnan, „Ihr weigert Euch, auf die Gesundheit des Königs zu trinken?“

„Aber ich spreche nicht vom König, ich spreche von Herrn von Saint-Aignan.“

„Wenn ich Euch wiederhole, daß dies dasselbe ist.“

„Ah! dann ist es gut,“ sprach Porthos besiegt.

„Ihr begreift, nicht wahr?“

„Nein, doch gleichviel,“ rief Porthos.

„Ja, gleichviel,“ erwiederte d'Artagnan. „Laßt uns zu Nacht speisen, Porthos.“

XXIV.

Die Gesellschaft von Herrn von Baisemeaux.

Man hat nicht vergessen, daß d'Artagnan und der Graf de la Fère, als sie sich aus der Bastille entfernten, Aramis unter vier Augen mit Baisemeaux zurückließen.

Baisemeaux bemerkte entfernt nicht, als seine zwei Tischgenossen weggegangen waren, daß das Gespräch durch ihre Abwesenheit litt. Er glaubte, der Wein vom Dessert und der der Bastille seien vortrefflich; er glaubte, sagen wir, der Wein vom Dessert sei ein hinreichendes Reizmittel, um einen rechtschaffnen Mann zum Sprechen zu bringen. Er kannte Seine Herrlichkeit schlecht, denn sie war nie undurchdringlicher, als gerade beim Nachtisch. Aber Seine Herrlichkeit kannte vortrefflich Herrn von Baisemeaux, und sie rechnete, um ihn sprechen zu machen, auf das Mittel, das dieser als wirksam betrachtete.

Ohne scheinbar zu erlahmen, erlahmte die Conversation doch in Wirklichkeit; denn Baisemeaux sprach nicht nur beinahe allein, sondern er sprach sogar nur von dem seltsamen Ereigniß der Einkerkerung von Athos, worauf der so rasche Befehl, ihn in Freiheit zu setzen, gefolgt war.

Baisemeaux hatte indessen nicht übersehen, daß die beiden Befehle, der Einkerkerungsbefehl und der Freilassungsbefehl, von der Hand des Königs waren. Der König ließ sich aber nur unter bedeutenden Umständen herbei, solche Befehle zu schreiben. Dies Alles war sehr interessant und besonders sehr dunkel für Baisemeaux; da dies Alles aber sehr klar für Aramis war, so legte der letztere diesem Ereigniß nicht dasselbe Gewicht bei, das ihm der gute Gouverneur beilegte.

Ueberdies bemühte sich Aramis nicht um nichts, und er hatte Herrn von Baisemeaux noch nicht gesagt, aus welcher Ursache er sich bemüht.

In dem Augenblick, wo Baisemeaux in seiner stärksten Dissertation begriffen war, unterbrach ihn Aramis plötzlich mit der Frage:

„Sagt mir, mein lieber Herr von Baisemeaux, habt Ihr in der Bastille nie andere Zerstreuungen, als die, welchen ich während der paar Besuche beigewohnt, die ich Euch zu machen die Ehre hatte?“

Die Anrede war so unerwartet, daß der Gouverneur wie eine Wetterfahne, welche plötzlich einen dem des Windes entgegengesetzten Impuls erhält, ganz betäubt davon blieb,

„Zerstreuungen?“ erwiederte er, „ich habe beständig, Monseigneur.“

„Ah! schön. Und diese Zerstreuungen?“

„Sind von jeder Art.“

„Besuche ohne Zweifel?“

„Besuche, nein. Die Besuche sind nicht gewöhnlich in der Bastille.“

„Wie! die Besuche sind selten?“

„Sehr selten.“

„Selbst von Seiten Eurer Gesellschaft?“

„Was nennt Ihr meine Gesellschaft? . . Meine Gefangenen?“

„Oh! nein. Eure Gefangenen! ... Ich weiß, daß Ihr ihnen Besuch macht, und daß sie nicht Euch machen. Unter Eurer Gesellschaft, mein lieber Herr von Baisemeaux, verstehe ich die Gesellschaft, zu der Ihr gehört.“

Baisemeaux schaute Aramis starr an; denn da das, was er einen Augenblick vermuthet hatte, unmöglich war, sprach er:

„Oh! ich habe gegenwärtig sehr wenig Gesellschaft. Im Allgemeinen, wenn ich es Euch gestehen soll, mein lieber Herr d'Herblay, kommt der Aufenthalt in der Bastille den Weltmännern zurückstoßend und ver-

drießlich vor. Was die Damen betrifft, so gelangen sie nie ohne eine gewisse Angst, die ich nur mit der größten Mühe zu beschwichtigen vermag, bis zu mir. Warum sollten sie nicht auch wirklich ein wenig zittern, die armen Frauen, wenn sie diese traurigen Thürme sehen und denken, sie seien von Gefangenen bewohnt, die . . ."

Und je mehr sich die Augen von Baisemeaux auf das Gesicht von Aramis hefteten, desto mehr verwickelte sich die Zunge des guten Gouverneur so daß sie am völlig erlahmte.

„Nein, Ihr versteht mich nicht, mein lieber Herr von Baisemeaux," sagte Aramis, „Ihr versteht mich nicht. Ich meine nicht die Gesellschaft im Allgemeinen, ich spreche von einer besonderen Gesellschaft, bei der Ihr affiliirt seid.

Baisemeaux ließ beinahe das Glas voll Muscat fallen, das er an seine Lippen setzen wollte.

„Affiliirt!" rief er, „affiliirt!"

„Allerdings affiliirt," wiederholte Aramis mit der größten Kaltblütigkeit. „Seid Ihr denn nicht Mitglied einer geheimen Gesellschaft, mein lieber Herr von Baisemeaux?"

„Geheim?"

„Geheim oder mysteriös."

„Oh! Herr d'Herblay."

„Vertheidigt Euch nicht."

„Glaubt mir doch . . ."

„Ich glaube, was ich weiß."

„Ich schwöre Euch."

„Höret mich, mein lieber Herr von Baisemeaux; ich sage ja; Ihr sagt nein; der Eine von uns Beiden behauptet nothwendig das Wahre, der Andere unvermeidlich das Falsche."

„Nun?"

„Nun! wir werden sogleich zur Erkenntniß kommen."

„Sprecht," sagte Baisemeaux, „sprecht."

„Leert doch Euer Glas Muscat, lieber Herr von Baisemeaux. Was Teufel! Ihr seht ganz bestürzt aus."

„Nein, nein, nicht im Geringsten."

„Trinkt doch."

Baisemeaux trank, aber er schluckte schief.

„Nun," sprach Aramis, „gehört Ihr, sagte ich, nicht zu einer geheimen Gesellschaft, zu einer mysteriösen, wenn Ihr wollt, das Beiwort thut nichts zur Sache, gehört Ihr, sage ich, nicht zu einer Gesellschaft, wie die, welche ich bezeichnen will, wohl! so werdet Ihr nicht ein Wort von dem begreifen, was ich Euch zu sagen im Begriff bin; das ist das Ganze."

„Oh! seid zum Voraus überzeugt, daß ich nichts begreifen werde."

„Vortrefflich."

„Versucht es, laßt hören."

„Das werde ich thun. Seid Ihr dagegen eines von den Mitgliedern dieser Gesellschaft, so werdet Ihr mir sogleich ja oder nein antworten."

„Stellt die Frage," fuhr Baisemeaux zitternd fort.

„Denn Ihr werdet zugeben, mein lieber Herr von Baisemeaux," sprach Aramis mit derselben Unempfindlichkeit, „es ist unleugbar, daß man nicht zu einer Gesellschaft gehören kann, es ist unleugbar, daß man nicht die Vortheile genießen kann, welche die Gesellschaft den Affiliirten bringt, ohne selbst zu einigen Dienstleistungen verbunden zu sein."

„In der That," stammelte Baisemeaux, „das ließe sich begreifen, wenn . . ."

„Wohl denn!" fuhr Aramis fort, „es gibt bei der Gesellschaft, von der ich sprach, und zu der Ihr, wie es scheint, nicht gehört . . ."

„Erlaubt, ich wollte übrigens nicht schlechterdings sagen . . ."

„Es gibt eine Verpflichtung, welche von allen dem

Orden affiliirten Gouverneurs und Kapitänen von Festungen übernommen worden ist."

Baisemeaux erbleichte.

„Diese Verpflichtung," fuhr Aramis mit fester Stimme fort, „vernehmt sie."

Baisemeaux stand, von einer unsäglichen Bangigkeit ergriffen, auf.

„Laßt hören, lieber Herr d'Herblay, laßt hören," sagte er.

Aramis sprach nun oder recitirte vielmehr folgenden Paragraphen mit demselben Ton, als ob er aus einem Buche gelesen hätte:

„Genannter Festungs-Kapitän oder Gouverneur wird, wenn es nöthig ist und auf das Verlangen des Gefangenen, einen dem Orden affiliirten Beichtvater einlassen."

Er hielt inne. Baisemeaux war peinlich anzuschauen, so bleich sah er aus, so gewaltig zitterte er.

„Ist dies der Text der Verpflichtung?" fragte Aramis ruhig.

„Monseigneur," stammelte Baisemeaux.

„Ah! gut, ich glaube, Ihr fangt an zu begreifen."

„Monseigneur," rief Baisemeaux, „treibt nicht so Euer Spiel mit meinem armen Geist; ich fühle mich sehr gering gegen Euch, habt Ihr das boshafte Verlangen, mir die kleinen Geheimnisse meiner Verwaltung zu entlocken."

„Oh! nein, Ihr täuscht Euch, lieber Herr von Baisemeaux, ich will nichts von den kleinen Geheimnissen Eurer Verwaltung, wohl aber von denen Eures Gewissens."

„Gut, es sei! meines Gewissens, lieber d'Herblay. Doch nehmt ein wenig Rücksicht auf meine Lage, die keine gewöhnliche ist."

„Sie ist keine gewöhnliche," fuhr der unbeugsame Aramis fort, „wenn Ihr nämlich in dieser Gesellschaft aufgenommen seid; aber sie ist eine ganz natürliche,

seid Ihr, frei von jeder Verbindlichkeit, nur dem Könige verantwortlich."

„Wohl, mein Herr, nein, ich gehorche nur dem König. Guter Gott! wem soll denn ein französischer Edelmann gehorchen, wenn nicht dem König?"

Aramis rührte sich nicht; aber mit seiner so weichen Stimme sprach er:

„Es ist sehr süß für einen französischen Edelmann, für einen Prälaten Frankreichs einen Mann von Eurem Verdienst, mein lieber Herr von Baisemeaux, sich so gut ausdrücken zu hören und, nachdem er Euch gehört, nur Euch zu glauben."

„Habt Ihr gezweifelt, mein Herr?"

„Ich? oh! nein."

„Ihr zweifelt also nicht mehr?"

„Mein Herr," antwortete Aramis mit ernstem Ton, „ich zweifle nicht, daß ein Mann, wie Ihr, den Gebietern, die er sich selbst gegeben, treu dient."

„Den Gebietern!" rief Baisemeaux.

„Ich habe gesagt, den Gebietern."

„Herr d'Herblay, nicht wahr, Ihr scherzt abermals?"

„Ja, ich begreife, die Lage ist schwieriger, wenn man mehrere Herren, als wenn man nur einen einzigen hat; doch diese Schwierigkeit kommt von Euch, lieber Herr von Baisemeaux, und ich bin nicht die Ursache davon."

„Nein, gewiß nicht," erwiederte der arme Gouverneur, verlegener als je, „doch was macht Ihr? . . . Ihr steht auf?"

„Allerdings."

„Ihr geht?"

„Ich gehe, ja."

„Aber wie fremd seid Ihr doch gegen mich, Monseigneur!"

„Ich, fremd, woraus seht Ihr das?"

„Sagt, habt Ihr denn geschworen, mich auf die Folter zu spannen?"

„Nein, ich wäre darüber in Verzweiflung."

„So bleibt."

„Ich kann nicht."

„Und warum nicht?"

„Weil ich nichts mehr hier zu thun und im Gegentheil anderswo Pflichten habe."

„Pflichten, so spät?"

„Ja, begreift doch, mein lieber Herr von Baisemeaux, man hat mir da, woher ich komme, gesagt: „„Genannter Gouverneur oder Kapitän wird, wenn es nöthig ist, auf das Verlangen des Gefangenen, einen dem Orden affiliirten Beichtvater einlassen."" Ich bin gekommen, Ihr wißt nicht, was ich meine; ich kehre zurück und sage den Leuten, sie werden sich getäuscht haben und sollen mich anderswohin schicken."

„Wie! Ihr seid?" rief Baisemeaux, indem er Aramis beinahe mit Schrecken anschaute.

„Der dem Orden affiliirte Beichtvater," antwortete Aramis, ohne den Ton zu verändern.

Doch so weich auch diese Worte gesprochen wurden, sie machten auf den armen Gouverneur die Wirkung eines Donnerschlags. Baisemeaux wurde leichenbleich, und es kam ihm vor, als wären die schönen Augen von Aramis zwei feurige Klingen, die sich bis in die Tiefe seines Herzens tauchten.

„Der Beichtvater?" murmelte er, „Ihr, Monseigneur, der Beichtvater des Ordens!"

„Ja, ich; doch wir haben nichts mit einander zu verhandeln, da Ihr nicht affiliirt seid."

„Monseigneur . . ."

„Und ich begreife, daß Ihr, da Ihr nicht affiliirt seid, Euch weigert, die Befehle zu befolgen."

„Monseigneur, ich flehe Euch an, habt die Gnade, mich zu hören."

„Warum?"

„Monseigneur, ich sage nicht, ich gehöre nicht zum Orden."

„Ah! ah!"

„Ich sage nicht, ich weigere mich, zu gehorchen."

„Was indessen vorgegangen, gleicht ungemein dem Widerstand, Herr von Baisemeaux."

„Oh! nein, Monseigneur, nein; ich wollte mich nur versichern . . ."

„Worüber versichern?" fragte Aramis mit einer Miene erhabener Verachtung.

„Ueber nichts, Monseigneur."

Baisemeaux dämpfte die Stimme, verbeugte sich vor dem Prälaten und sprach:

„Ich bin jeder Zeit und überall zur Verfügung meiner Gebieter, aber . . ."

„Sehr gut, so liebe ich Euch mehr, mein Herr."

Aramis nahm wieder seinen Stuhl und reichte sein Glas Baisemaux, der es nicht zu füllen vermochte, so sehr zitterte seine Hand.

„Ihr sagtet: aber," fuhr Aramis fort.

„Aber," sprach der arme Mann, „da ich nicht zuvor unterrichtet war, so erwartete ich entfernt nicht . . ."

„Sagt nicht das Evangelium: „„Wachet, denn der Augenblick ist nur Gott bekannt?"" Sagen die Vorschriften des Ordens nicht: „„Wachet, denn was ich will, das müßt Ihr immer wollen!"" Und aus welchem Grunde erwartetet Ihr den Beichtvater nicht, Herr von Baisemeaux?"

„Weil es in diesem Augenblick keine kranke Gefangene in der Bastille gibt, Monseigneur."

Aramis zuckte die Achseln.

„Was wißt Ihr davon?"

„Mir scheint . . ."

„Herr von Baisemaux," sprach Aramis, indem er sich in seinen Lehnstuhl zurückwarf, „hier ist Euer Bedienter, der mit Euch sprechen will."

In diesem Augenblick erschien wirklich der Bediente von Baisemeaux auf der Thürschwelle.

„Was gibt es?“ fragte Baisemeaux lebhaft.

„Herr Gouverneur, man bringt Euch den Bericht des Arztes.“

Aramis schaute Herrn von Baisemeaux mit seinem klaren, sicheren Auge an.

„Nun, so laßt den Boten eintreten,“ sagte er.

Der Bote trat ein, verbeugte sich und übergab den Bericht.

Baisemeaux warf einen Blick darauf, erhob dann den Kopf und sprach voll Erstaunen:

„Der zweite Bertaudière ist krank.“

„Was sagtet Ihr denn, mein lieber Herr von Baisemeaux? alle Welt befinde sich wohl in Eurem Hause?“ versetzte Aramis mit nachläßigem Tone.

Und er trank einen Schluck Muscat, ohne mit dem Auge von Baisemeaux zu lassen. Dann, nachdem er dem Boten ein Zeichen gemacht und dieser weggegangen war, sprach der Gouverneur beständig zitternd:

„Ich glaube, es heißt in dem Paragraph: „„Auf das Verlangen des Gefangenen.““

„Ja, so heißt es,“ antwortete Aramis; „aber seht doch, was man will, lieber Herr von Baisemeaux.“

Es streckte in der That ein Sergent seinen Kopf durch die etwas geöffnete Thüre.

„Was gibt es wieder?“ rief Baisemeaux. „Kann man mir denn nicht zehn Minuten Ruhe lassen!“

„Herr Gouverneur,“ erwiederte der Sergent, „der Kranke der zweiten Bertaudière hat seinen Schließer beauftragt, einen Beichtvater zu verlangen.“

Baisemeaux wäre beinahe rückwärts gefallen.

Aramis verschmähte es, ihn aufzuheben, wie er es verschmäht hatte, ihn zu erschrecken.

„Was soll ich antworten?“ fragte Baisemeaux.

„Was Ihr wollt,“ erwiederte Aramis, der sich die

Lippen knipp; „das ist Eure Sache; ich bin nicht Gouverneur der Bastille.

„Sagt," rief Baisemeaux rasch, „sagt dem Gefangenen, er werde bekommen, was er verlangt."

Der Sergent trat ab.

„Oh! Monseigneur, Monseigneur," murmelte Baisemeaux, „wie hätte ich vermuthet! .. wie hätte ich vorhergesehen!"

„Wer sagte Euch, Ihr sollet vermuthen? wer bat Euch, vorherzusehen?" erwiederte Aramis verächtlich. „Der Orden vermuthet, der Orden weiß, der Orden sieht vorher. Genügt das nicht?"

„Was befehlt Ihr?" fügte Baisemeaux bei.

„Ich? nichts. Ich bin nur ein armer Priester, ein einfacher Beichtvater. Befehlt Ihr mir, den Kranken zu besuchen?"

„Oh! Monseigneur, ich befehle Euch nicht, ich bitte Euch."

„Es ist gut. So führet mich."

Seit der seltsamen Verwandlung von Aramis in einen Beichtvater des Ordens war Baisemeaux nicht mehr derselbe Mensch.

Bis dahin war Aramis für den würdigen Gouverneur ein Prälat gewesen, dem er Achtung, ein Freund, dem er Dankbarkeit schuldig; aber von der Offenbarung an, die alle seine Ideen niedergestürzt, war er ein Untergeordneter und Aramis ein Haupt.

Er zündete selbst eine Laterne an, rief einen Schließer, wandte sich dann gegen Aramis um und sagte:

„Ich bin zu den Befehlen von Monseigneur."

Aramis begnügte sich, ein Zeichen mit dem Kopf zu machen, das besagen wollte: „Es ist gut!" und ein Zeichen mit der Hand, das besagen wollte: „Geht voran!" Baisemeaux setzte sich in Marsch. Aramis folgte ihm.

Es war eine schöne sternenhelle Nacht; die Tritte

der drei Männer erschollen auf den geplatteten Terrassen, und das Geklirre der am Gürtel des Schließers hängenden Schlüssel stieg bis zu den Stockwerken der Thürme empor, als wollte es die Gefangenen daran erinnern, die Freiheit sei außer ihrem Bereiche.

Man hätte glauben sollen, die Veränderung, die bei Baisemeaux vorgegangen, habe sich auch auf den Schließer erstreckt. Dieser Mensch, derselbe, der sich beim ersten Besuch von Aramis so neugierig und fragsüchtig gezeigt, war nicht nur stumm, sondern auch unempfindlich geworden. Er senkte den Kopf und schien bange zu haben, er könnte die Ohren öffnen.

So kam man zum Fuß der Bertaudière, deren zwei Stockwerke stillschweigend und mit einer gewissen Langsamkeit erstiegen wurden, denn Baisemeaux war, obgleich er gehorchte, doch weit entfernt, hiebei mit großem Eifer zu Werke zu gehen.

Endlich gelangte man zu der Thüre; der Schließer hatte nicht nöthig, den Schlüssel zu suchen, denn er hielt ihn schon bereit. Die Thüre öffnete sich.

Baisemeaux schickte sich an, zu dem Gefangenen hinein zu gehen, doch er blieb auf der Schwelle stehen.

„Es steht nicht geschrieben, der Gouverneur werde die Beichte des Gefangenen hören," sprach Aramis.

Baisemeaux verbeugte sich und ließ Aramis vorbeigehen; dieser nahm die Laterne aus den Händen des Schließers und trat ein; dann machte er mit einer Geberde ein Zeichen, daß man die Thüre hinter ihm schließe.

Einen Augenblick stand er stille und horchte mit gespanntem Ohr, ob Baisemeaux und der Schließer sich entfernten; dann, als er sich durch das Abnehmen des Geräusches überzeugt hatte, daß sie den Thurm verlassen, stellte er die Laterne auf den Tisch und schaute umher.

Auf einem Bett von grüner Sarsche, das im Gan-

zen den andern Betten der Bastille ähnlich, nur daß es neuer war, ruhte unter weiten, halbgeschlossenen Vorhängen der junge Mann, bei dem wir schon einmal Aramis eingeführt haben.

Nach dem Gebrauche des Gefängnisses war der Gefangene ohne Licht. Zur Stunde der Feierglocke hatte er seine Kerze auslöschen müssen. Man sieht, wie sehr der Gefangene begünstigt war, da er sich des seltenen Vorrechtes, bis zum Augenblick der Feierglocke Licht zu behalten, erfreute.

Bei diesem Bett lagen auf einem ledernen Lehnstuhl mit gedrehten Füßen Kleider von merkwürdiger Frische. Ein kleiner Tisch, ohne Federn, ohne Tinte, ohne Papier, ohne Bücher, stand traurig und verlassen am Fenster. Mehrere noch volle Teller bezeugten, daß der Gefangene sein letztes Mahl kaum berührt hatte.

Aramis sah den jungen Mann, das Gesicht halb verborgen unter seinen beiden Armen, auf dem Bett ausgestreckt.

Die Ankunft des Besuches bewog ihn nicht, seine Lage zu verändern; er wartete oder schlief.

Aramis zündete die Kerze mit Hülfe der Laterne an, schob sachte den Lehnstuhl zurück und näherte sich dem Bett mit einer sichtbaren Mischung von Theilnahme und Ehrfurcht.

Der junge Mensch erhob den Kopf.

„Was will man von mir?“ fragte er.

„Habt Ihr nicht einen Beichtvater gewünscht?“ antwortete Aramis.

„Ja.“

„Weil Ihr krank seid?“

„Ja.“

„Sehr krank.“

Der junge Mann heftete durchdringende Augen auf Aramis und sprach:

„Ich danke Euch.“

Dann, nachdem er einige Sekunden geschwiegen, fuhr er fort:

„Ich habe Euch schon gesehen.“

Aramis verbeugte sich. Ohne Zweifel war die Forschung, die der Gefangene angestellt, — diese Offenbarung eines kalten, listigen und beherrschenden Charakters, der sich als entschiedenes Gepräge in der Physiognomie des Bischofs von Vannes herausstellte, — wenig beruhigend in der Lage des jungen Mannes, denn er fügte bei:

„Es geht besser bei mir.“

„Somit?“ fragte Aramis.

„Somit, da es besser geht, habe ich nicht mehr dasselbe Bedürfniß eines Beichtvaters, wie mir scheint.“

„Nicht einmal des Bußkleides, das Euch der Zettel verkündigte, den Ihr in Eurem Brode gefunden habt?“

Der junge Mann bebte, doch ehe er geantwortet oder geleugnet hatte, fuhr Aramis fort:

„Nicht einmal des Geistlichen, aus dessen Munde Ihr eine wichtige Offenbarung zu erwarten habt?“

„Wenn dem so ist,“ sprach der junge Mann, auf sein Kopfkissen zurücksinkend, „dann ist es etwas Anderes . . . ich höre.“

Aramis schaute ihn nun noch aufmerksamer an und war erstaunt über diese Miene einfacher, ungezwungener Majestät, die man nie erlangt, hat sie Gott nicht in das Blut oder in das Herz gelegt.

„Setzt Euch, mein Herr,“ sagte der Gefangene.

Aramis verbeugte sich und gehorchte.

„Wie befindet Ihr Euch in der Bastille,“ fragte der Bischof.

„Sehr wohl.“

„Ihr leidet nicht?“

„Nein.“

„Ihr bedauert nichts?“

„Nein.“

„Nicht einmal den Mangel an Freiheit?"

„Was nennt Ihr Freiheit, mein Herr?" fragte der Gefangene mit dem Ausdrucke eines Menschen, der sich zu einem Kampfe anschickt.

„Ich nenne die Freiheit die Blumen, die Luft, das Licht, die Sterne, das Glück, dahin zu laufen, wohin Euch Eure nervigen zwanzigjährigen Beine tragen."

Der junge Mann lächelte; es wäre schwer zu sagen gewesen, ob dies Folge von Resignation oder von Verachtung.

„Schaut," sagte er, „ich habe hier in dieser japanesischen Vase zwei Rosen, zwei schöne Rosen, welche gestern Abend als Knospen im Garten des Gouverneur gepflückt worden sind; sie haben diesen Morgen unter meinen Augen ihren rothen Kelch erschlossen; mit jeder Falte ihrer Blätter öffneten sie den Schatz ihres Wohlgeruches; mein ganzes Zimmer ist davon balsamisch durchduftet. Diese zwei Rosen, seht sie: sie sind schön unter den Rosen und die Rosen sind die schönsten Blumen. Warum soll ich mir also andere Blumen wünschen, da ich die schönsten von allen habe?"

Aramis schaute den jungen Mann mit Erstaunen an.

„Sind die Blumen die Freiheit," fuhr der junge Mann schwermüthig fort, „so habe ich die Freiheit, da ich Blumen besitze."

„Oh! doch die Luft?" rief Aramis; „die für das Leben so nothwendige Luft?"

„Wohl! mein Herr, tretet näher zum Fenster, es ist offen," sprach der Gefangene. „Zwischen dem Himmel und der Erde rollt der Wind seine Wirbel von Eis, von Feuer, von lauen Dünsten oder sanften Lüften. Umspielt von dort die Luft mein Gesicht, wenn ich auf diesen Stuhl steige, mich auf die Lehne setze und den Arm um die Gitterstange schlinge, die mich hält, so ist mir, als schwämme ich im leeren Raume."

Die Stirne von Aramis verdüsterte sich immer mehr, während der junge Mann so sprach.

„Das Licht?“ fuhr dieser fort; „ich habe etwas Besseres, als das Licht, ich habe die Sonne, einen Freund, der mich jeden Tag ohne die Erlaubniß des Gouverneur, ohne die Begleitung des Kerkermeisters besucht. Sie kommt durch das Fenster herein, sie zeichnet in meinem Zimmer ein großes langes Viereck, das von diesem Fenster ausgeht und am Vorhang meines Bettes bis zu den Fransen fortläuft. Dieses lichtvolle Viereck wächst von zehn Uhr bis Mittag und nimmt von ein Uhr bis drei Uhr ab, langsam ab, als bedauerte es, mich zu verlassen, während es sich beeilt, zu mir zu kommen. Verschwindet der letzte Strahl der Sonne, so habe ich ihre Gegenwart fünf Stunden genossen. Ist das nicht genügend? Man hat mir gesagt, es gebe Unglückliche, welche Steinbrüche ausgraben, Leute, die in Bergwerken arbeiten und die die Sonne nie sehen.“

Aramis wischte sich die Stirne ab.

„Was die Sterne betrifft, die so milde anzuschauen sind,“ fuhr der junge Mann fort, „sie gleichen sich alle, abgesehen vom Glanz und der Größe. Ich bin begünstigt, denn wäre diese Kerze nicht von Euch angezündet worden, so hättet Ihr den schönen Stern sehen können, den ich von meinem Bette aus vor Eurem Eintritt sah, und dessen Strahlen meine Augen liebkosten.“

Aramis neigte das Haupt: er fühlte sich untergesunken unter die bittere Woge der unseligen Philosophie, welche die Religion der Gefangenschaft ist.

„Dies, was die Blumen, die Luft, das Licht und die Sterne betrifft,“ sprach der junge Mann mit derselben Ruhe. „Es bleibt der Spaziergang. Gehe ich nicht den ganzen Tag spazieren, im Garten des Gouverneur, wenn es schön Wetter ist, hier, wenn es regnet, in der Kühle, wenn es heiß, in der Wärme wenn es kalt ist, mit Hülfe dieses Kamins im Winter?

Ah! glaubt mir, mein Herr," fügte der Gefangene mit einem Ausdruck bei, der nicht ganz von einer gewissen Bitterkeit frei war, „die Menschen haben für mich Alles gethan, was ein Mensch hoffen, was ein Mensch wünschen kann."

„Die Menschen? es mag sein," sprach Aramis das Haupt erhebend; „doch mir scheint, Ihr vergeßt Gott."

„Ich habe in der That Gott vergessen," erwiederte der Gefangene, ohne bewegt zu werden; „aber warum sagt Ihr mir das? wozu nützt es, mit den Gefangenen von Gott zu reden?"

Aramis schaute dem seltsamen jungen Mann, der die Resignation eines Märtyrers mit dem Lächeln eines Atheisten hatte, ins Gesicht und murmelte dann:

„Ist Gott nicht in jedem Ding?"

„Sagt am Ende jedes Dings," antwortete der Gefangene mit festem Ton.

„Gut," sprach Aramis, „doch kehren wir zu dem Punkt zurück, von dem wir ausgegangen sind."

„Das ist mir ganz lieb."

„Ich bin Euer Beichtiger."

„Ja."

„Wohl, als mein Beichtkind seid Ihr mir die Wahrheit schuldig."

„Ich verlange nichts Anderes, als sie Euch zu sagen."

„Jeder Gefangene hat das Verbrechen begangen, das ihn ins Gefängniß gebracht. Welches Verbrechen habt Ihr begangen?"

„Ihr habt mich das schon gefragt, als Ihr mich das erste Mal besuchtet."

„Und Ihr habt die Antwort zu vermeiden gesucht, wie heute."

„Warum denkt Ihr, ich werde heute antworten?"

„Weil ich heute Euer Beichtvater bin."

„Wollt Ihr, daß ich Euch das Verbrechen sage,

das ich begangen, so sagt mir, was ein Verbrechen ist. Denn da ich nichts in mir weiß, das mir Vorwürfe macht, so sage ich, ich sei kein Verbrecher."

„Man ist zuweilen Verbrecher in den Augen der Großen, nicht allein, weil man Verbrechen begangen, sondern auch, weil man weiß, daß Verbrechen begangen worden sind."

Der Gefangene horchte mit der größten Aufmerksamkeit.

„Ja," sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen; „ja, ich begreife; ja, Ihr habt Recht, mein Herr; es könnte wohl sein, daß ich auf diese Art ein Verbrecher in den Augen der Großen wäre."

„Ah! Ihr wißt also etwas?" sagte Aramis, im Glauben, er habe nicht die Blöße, sondern die Fügung des Panzers erschaut.

„Nein, ich weiß nichts," antwortete der junge Mann, „aber ich denke zuweilen und sage mir in solchen Augenblicken . . ."

„Was sagt Ihr Euch?"

„Wenn ich mehr denken wollte, so würde ich entweder ein Narr, oder ich erriethe sehr viele Dinge."

„Nun! und dann?" fragte Aramis ungeduldig.

„Dann halte ich inne."

„Ihr haltet inne?"

„Ja, mein Kopf ist schwer, meine Gedanken werden traurig; ich fühle den Verdruß, der mich erfaßt; ich wünsche . . ."

„Was?"

„Ich weiß es nicht; denn ich will mich nicht beim Verlangen nach Dingen ertappen lassen, die ich nicht habe, ich, der ich so zufrieden mit Dem bin, was ich habe."

„Ihr fürchtet den Tod?" fragte Aramis mit einer leichten Bangigkeit.

„Ja," antwortete lächelnd der junge Mann.

Aramis fühlte die Kälte dieses Lächelns und bebte.

„Oh! da Ihr vor dem Tod Angst habt, so wißt Ihr mehr, als Ihr sagt," rief er.

„Doch Ihr, der Ihr mich nach Euch verlangen heißt, der Ihr, da ich nach Euch verlangt habe, hier eintretet und mir eine Welt von Offenbarungen versprecht, wie kommt es, daß Ihr nun schweigt, und daß ich spreche? Da wir jeder eine Maske tragen, so behalten wir sie entweder Beide, oder legen wir sie mit einander ab."

Aramis fühlte zugleich die Stärke und die Richtigkeit dieses Einwurfs.

„Ich habe nicht mit einem gewöhnlichen Menschen zu thun," dachte er. „Wir wollen sehen."

„Habt Ihr Ehrgeiz?" sagte er laut, ohne den Gefangenen auf diesen Uebergang vorbereitet zu haben.

„Was ist das, Ehrgeiz?" fragte der junge Mann.

„Das ist ein Gefühl, das den Menschen antreibt, mehr zu wünschen, als er hat," antwortete Aramis.

„Ich habe gesagt, ich sei zufrieden, mein Herr; doch es ist möglich, daß ich mich täusche. Ich weiß nicht, was Ehrgeiz ist, doch es ist möglich, daß ich habe. Oeffnet mir den Geist, das ist mir ganz lieb."

„Ein Ehrgeiziger ist der, welcher über seinen Stand hinaus begehrt."

„Ich begehre nichts über meinen Stand hinaus," sprach der junge Mann mit einer Sicherheit, die den Bischof von Vannes abermals beben machte.

Er schwieg. Sah man aber die glühenden Augen, die gefaltete Stirne, die nachdenkende Haltung des Gefangenen, so fühlte man wohl, daß er etwas Anderes, als Stillschweigen erwartete. Dieses Stillschweigen brach Aramis.

„Ihr habt mich belogen, als ich Euch das erste Mal besuchte," sagte er.

„Belogen?" rief der junge Mann, sich auf seinem Bette aufrichtend, mit einem solchen Ausdruck in der

Stimme, mit einem solchen Blitz in den Augen, daß Aramis unwillkührlich zurückwich.

„Ich will sagen," versetzte Aramis, indem er sich verbeugte, „Ihr habt mir verborgen, was Ihr von Eurer Kindheit wißt."

„Die Geheimnisse eines Menschen gehören ihm, mein Herr, und nicht dem Ersten dem Besten."

„Es ist wahr," sprach Aramis, der sich tiefer, als das erste Mal verbeugte, „es ist wahr, verzeiht, doch heute bin ich für Euch noch der Erste der Beste. Ich flehe Euch an, antwortet, Monseigneur."

Dieser Titel versetzte den Gefangenen in eine kleine Unruhe; er schien indessen nicht erstaunt, daß man ihm denselben gab.

„Ich kenne Euch nicht, mein Herr," sagte er.

„Oh! wenn ich es wagte, würde ich Eure Hand nehmen und sie küssen."

Der junge Mann machte eine Bewegung, als wollte er Aramis die Hand geben, aber der Blitz, der aus seinem Auge hervorgesprungen, erlosch am Rande seines Lides, und seine Hand zog sich kalt und mißtrauisch zurück.

„Einem Gefangenen die Hand küssen!" sprach er; „wozu soll das nützen?"

„Warum sagtet Ihr mir, Ihr befändet Euch hier wohl?" fragte Aramis. „Warum sagtet Ihr mir, Ihr liebtet nichts? Warum endlich verhindert Ihr mich, indem Ihr so sprecht, meinerseits offenherzig zu sein?"

Derselbe Blitz erschien zum dritten Mal in den Augen des jungen Mannes, aber wie die zwei ersten Male erlosch er, ohne etwas herbeizuführen.

„Ihr mißtraut mir," sagte Aramis.

„Warum, mein Herr?"

„Oh! aus einem ganz einfachen Grunde: wißt Ihr, was Ihr wissen müßt, so müßt Ihr Jedermann mißtrauen."

„Dann wundert Euch nicht, daß ich mißtraue, da Ihr mich im Verdacht habt, ich wisse, was ich nicht weiß.“

Aramis war von Bewunderung erfüllt für diesen energischen Widerstand.

„Oh! Ihr bringt mich in Verzweiflung, Monseigneur,“ rief er, indem er mit der Faust auf den Lehnstuhl schlug.

„Und ich, ich verstehe Euch nicht, mein Herr.“

„Wohl! so sucht mich zu verstehen.“

Der Gefangene schaute Aramis fest an.

„Zuweilen,“ fuhr dieser fort, „zuweilen scheint mir, ich habe den Mann vor den Augen, den ich suche . . . und dann . . .“

„Und dann . . . verschwindet dieser Mann, nicht wahr?“ sagte lächelnd der Gefangene. „Desto besser.“

Aramis stand auf und sprach:

„Ich habe entschieden einem Menschen nichts zu sagen, der mir in dem Grade mißtraut, wie Ihr es thut.“

„Und ich,“ erwiederte der Gefangene in demselben Ton, „und ich habe dem Manne nichts zu sagen, der nicht begreifen will, daß ein Gefangener Allem mißtrauen muß.“

„Selbst seinen alten Freunden? Oh! das ist zu viel Klugheit, Monseigneur.“

„Meinen alten Freunden? Ihr gehöret zu meinen alten Freunden, mein Herr?“

„Sprecht, erinnert Ihr Euch nicht mehr, einst in dem Dorfe, wo Eure erste Kindheit verlief . . .“

„Wißt Ihr den Namen dieses Dorfes?“ fragte der Gefangene.

„Noisy-le-Sec,“ antwortete Aramis mit festem Tone.

„Fahret fort,“ sagte der junge Mann, ohne daß sein Gesicht zugestand oder leugnete.

„Höret, Monseigneur, wollt Ihr dieses Spiel durchaus fortsetzen, so bleiben wir hiebei stehen. Es ist wahr,

ich komme, um Euch viele Dinge zu sagen; doch Ihr müßt mir zeigen, daß Ihr Eurerseits diese Dinge kennen zu lernen wünschet. Gesteht zu, daß ich, bevor ich gesprocheu, bevor ich die so wichtigen Dinge erklärt, ein wenig Beistand, wenn nicht Offenherzigkeit, ein wenig Sympathie, wenn nicht Vertrauen nöthig gehabt hätte. Ihr aber haltet Euch verschlossen in einer vorgeblichen Unwissenheit, die mich lähmt. Oh! nicht wegen dessen, was Ihr glaubt, denn so unwissend Ihr auch sein möget, so gleichgültig Ihr auch zu sein Euch stellt, Ihr seid darum nicht minder, was Ihr seid, Monseigneur, und nichts, nichts, höret Ihr wohl, wird machen, daß Ihr es nicht seid."

„Ich verspreche, Euch ohne Ungeduld anzuhören," antwortete der Gefangene. „Nur scheint mir, ich sei berechtigt, Euch die Frage zu wiederholen, die ich schon einmal an Euch gemacht habe: Wer seid Ihr?"

„Erinnert Ihr Euch, vor fünfzehn bis achtzehn Jahren in Noisy-le-Sec einen Reiter gesehen zu haben, der mit einer Dame kam, welche gewöhnlich in schwarze Seide, mit feuerfarbenen Bändern in den Haaren, gekleidet war?"

„Ja, ich fragte einmal nach dem Namen dieses Reiters, und man sagte mir, er heiße Chevalirr d'Herblay. Ich wunderte mich, daß dieser Abbé so kriegerisch aussah, und man antwortete mir, man dürfe sich nicht hierüber wundern, in Betracht, daß es ein Musketier von König Ludwig XIII. sei."

„Wohl," sprach Aramis, dieser ehemalige Musketier, dann Abbé, ferner Bischof von Vannes, heute Euer Beichtvater, das bin ich."

„Ich weiß es. Ich erkannte Euch."

„Nun! Monseigneur, wenn Ihr das wißt, so muß ich etwas beifügen, was Ihr nicht wißt: würde die Anwesenheit hier dieses Musketiers, dieses Abbé, dieses Bischofs, dieses Beichtvaters dem König heute Abend bekannt, so sähe morgen derjenige, welcher Alles gewagt hat, um zu Euch zu kommen, das Beides Henkers in der Tiefe

eines Kerkers glänzen, der finsterer und verborgener, als es der Eurige ist."

Während der junge Mann diese fest betonten Worte hörte, erhob er sich auf seinem Bett und tauchte mehr und mehr gierige Blicke in die Augen von Aramis.

Der Erfolg dieser Forschung war, daß der Gefangene einiges Vertrauen zu fassen schien.

„Ja," murmelte er, „ja, ich erinnere mich vollkommen. Die Frau, von der Ihr sprecht, kam einmal mit Euch, und zwei andere Male mit der Frau . . ."

Er hielt inne.

„Mit der Frau, die Euch alle Monate besuchte, nicht wahr, Monseigneur?"

„Ja."

„Wißt Ihr, wer diese Dame war?"

Ein Blitz schien im Begriff, aus dem Auge des Gefangenen hervorzuspringen.

„Ich weiß, daß es eine Dame von Hofe war," sagte er.

„Erinnert Ihr Euch dieser Dame genau?"

„Oh! meine Erinnerungen können in dieser Hinsicht nicht sehr verworren sein," sprach der junge Gefangene; „ich habe einmal diese Dame mit einem Mann von ungefähr fünf und vierzig Jahren gesehen; ich habe einmal diese Dame mit Euch und mit der Dame im schwarzen Kleid und mit den feuerfarbenen Bändern gesehen. Ich habe sie zweimal seitdem mit derselben Person gesehen. Diese vier Personen mit meinem Erzieher und der alten Perronnette, mein Schließer und der Gouverneur sind die einzigen Personen, mit denen ich je gesprochen, und in der That beinahe die einzigen, die ich je gesehen."

„Ihr waret also im Gefängniß?"

„Bin ich hier im Gefängniß, so war ich dort beziehungsweise frei, obgleich meine Freiheit sehr beschränkt: ein Haus, aus dem ich nicht herauskam, ein großer Garten, umgeben von Mauern, die ich nicht

übersteigen konnte: das war meine Wohnstätte. Ihr kennt sie, da Ihr dort gewesen seid. Gewohnt, innerhalb der Grenzen dieser Mauern und dieses Hauses zu wohnen, verlangte ich übrigens nie danach, hinaus zu kommen. Ihr begreift daher, mein Herr, da ich nichts von dieser Welt gesehen, so kann ich auch nichts wünschen, und wenn Ihr mir etwas erzählt, so werdet Ihr genöthigt sein, mir Alles zu erklären."

„Das werde ich thun, Monseigneur, denn es ist meine Pflicht," sprach Aramis sich verbeugend.

„Wohl! so fangt damit an, daß Ihr mir sagt, wer mein Erzieher war."

„Ein guter Edelmann, Monseigneur, ein redlicher Edelmann besonders, ein Lehrer zugleich für Euren Leib und Eure Seele. Habt Ihr Euch je über ihn zu beklagen gehabt?"

„Oh! nein, mein Herr, ganz im Gegentheil; doch dieser Edelmann sagte mir oft, mein Vater und meine Mutter seien todt; log er oder sprach er die Wahrheit?"

„Er war genöthigt, die Befehle zu befolgen, die man ihm gegeben."

„Also log er?"

„In einem Punkt. Euer Vater ist todt."

„Und meine Mutter?"

„Sie ist todt für Euch.

„Aber für die Anderen lebt sie, nicht wahr?"

„Ja."

„Und ich (der junge Mann schaute Aramis an) ich bin verdammt, in der Dunkelheit eines Gefängnisses zu leben?"

„Ach! ich glaube."

„Und dies, weil meine Gegenwart in der Welt ein großes Geheimniß enthüllen würde?"

„Ein großes Geheimniß, ja."

„Um ein Kind, wie ich es war, in die Bastille einzusperren, muß mein Feind sehr mächtig sein?"

„Er ist es."

„Mächtiger, als meine Mutter also?"

„Warum?"

„Weil meine Mutter mich beschützt hätte."

Aramis zögerte.

„Mächtiger, als Euer Vater, ja, Monseigneur."

„Daß meine Amme und der Edelmann entführt worden sind und daß man mich von ihnen getrennt hat, war ich also oder waren sie eine sehr große Gefahr für meinen Feind?"

„Ja, eine Gefahr, von der sich Euer Feind dadurch befreit hat, daß er den Edelmann und die Amme verschwinden ließ," antwortete Aramis ruhig.

„Verschwinden?" fragte der Gefangene. „Auf welche Art sind sie verschwunden?"

„Auf die sicherste Art," erwiederte Aramis; „sie sind gestorben."

Der junge Mann erbleichte leicht und strich mit einer zitternden Hand über sein Gesicht.

„An Gift?" fragte er.

„An Gift."

Der Gefangene dachte einen Augenblick nach.

„Mein Feind muß sehr grausam oder sehr durch die Nothwendigkeit gezwungen gewesen sein, daß diese zwei unschuldigen Geschöpfe, meine einzigen Stützen, an demselben Tag ermordet worden sind, denn dieser würdige Edelmann und diese brave Frau haben nie Jemand etwas zu Leide gethan."

„Die Nothwendigkeit ist hart in Eurer Zusammenstellung. Es ist auch eine Nothwendigkeit, was mich, zu meinem großen Bedauern, veranlaßt, Euch zu sagen, daß sie ermordet worden sind."

„Oh! Ihr theilt mir nichts Neues mit," sagte der Gefangene, die Stirne faltend.

„Wie so?"

„Ich vermuthete es."

„Warum?"

„Ich will es Euch sagen."

In diesem Augenblick näherte sich der junge Mann, der sich auf seine beiden Ellenbogen stützte, dem Gesichte von Aramis mit einem solchen Ausdruck von Würde, Verleugnung und Herausforderung sogar, daß der Bischof die Electricität der Begeisterung aus seinem verwelkten Herzen in verzehrenden Funken zu seinem stahlharten Schädel aufsteigen fühlte.

„Sprecht, Monseigneur. Ich habe schon gesagt, daß ich mein Leben aussetze, indem ich mit Euch rede. So wenig mein Leben sein mag, ich flehe Euch an, es als Lösegeld des Eurigen anzunehmen."

„Wohl!" sagte der junge Mann, „höret, warum ich ahnete, man habe meine Amme und meinen Erzieher getödtet . . ."

„Euren Erzieher, den Ihr Euren Vater nanntet?"

„Ja, den ich meinen Vater nannte, während ich aber wohl wußte, daß ich nicht sein Sohn."

„Was ließ Euch dies annehmen?"

„Ebenso wie Ihr zu ehrerbietig für einen Freund seid, war er zu ehrerbietig für einen Vater."

„Ich," sagte Aramis, „ich habe nicht die Absicht, mich zu verstellen."

Der junge Mann machte ein Zeichen mit dem Kopf und fuhr fort:

„Ohne Zweifel war ich nicht bestimmt, ewig eingesperrt zu bleiben, und was mich dies, jetzt besonders, glauben macht, ist die Sorgfalt, mit der man mich zu einem möglichst vollkommenen Cavalier heranzubilden bemüht war. Der erwähnte Edelmann lehrte mich Alles, was er selbst wußte: Mathematik, ein wenig Geometrie, Astronomie, Fechten, Reiten. Jeden Morgen übte ich mich in den Waffen in einem Saale im Erdgeschoß, jeden Morgen ritt ich auch im Garten. Wohl! eines Morgens, es war im Sommer, denn es herrschte eine drückende Hitze, war ich in dem genannten Saal entschlafen. Abgesehen von dem ehrerbietigen Benehmen meines Hofmeisters, hatte mich nichts bis

dahin belehrt oder Verdacht bei mir erregt. Ich lebte wie die Kinder, wie die Vögel, wie die Pflanzen von der Luft und der Sonne; ich zählte fünfzehn Jahre."

„Das ist also acht Jahre her?"

„Ja, ungefähr; ich habe das Maaß der Zeit verloren."

„Verzeiht . . . was sagte Euch Euer Lehrer, um Euch zur Arbeit anzuspornen?"

„Er sagte, ein Mensch müsse sich auf Erden ein Glück zu gründen suchen, das Gott ihm bei seiner Geburt verweigert habe; er fügte bei, eine arme Waise, könne ich nur auf mich zählen, und Niemand außer ihm würde sich je für mich interessiren. . . Ich war also in dem untern Saal, ermüdet durch meine Lection im Fechten, entschlafen. Mein Erzieher befand sich in seinem Zimmer im ersten Stock, gerade über mir. Plötzlich höre ich etwas wie einen kurzen Schrei von meinem Erzieher ausstoßen. Dann rief er: „„Perronnette! Perronnette!"" Es war meine Amme, der er rief."

„Ja, ich weiß," sagte Aramis, „fahret fort, fahret fort, Monseigneur."

„Ohne Zweifel war sie im Garten, denn mein Erzieher stieg hastig die Treppe hinab. Ich stand auf, besorgt, ihn zu sehen. Er öffnete die Thüre, die vom Vorhaus in den Garten führte, und rief beständig: „„Perronnette! Perronnette!"" Die Fenster des unteren Saales gingen auf den Hof; die Läden dieser Fenster waren geschlossen; aber durch einen Spalt des Laden sah ich meinen Hofmeister sich einem weiten Brunnen nähern, der beinahe unter den Fenstern seines Arbeitscabinets lag. Er neigte sich über das steinerne Geländer, schaute in den Brunnen und stieß unter gewaltigen Geberden des Schreckens einen neuen Schrei aus. Von der Stelle, wo ich war, konnte ich nicht nur sehen, sondern auch hören. Ich sah also; ich hörte also."

„Ich bitte Euch, fahret fort, Monseigneur,“ sagte Aramis.

„Frau Perronnette lief auf das Geschrei meines Hofmeisters rasch herbei. Er ging ihr entgegen, nahm sie beim Arm und zog sie ungestüm an das Geländer, neigte sich dann mit ihr in den Brunnen und sagte: „„Schaut, schaut, welch ein Unglück!““ „„Beruhigt Euch doch,““ erwiederte Frau Perronnette, „„was gibt es denn?““ „„Dieser Brief,““ rief mein Hofmeister, „„seht Ihr diesen Brief?““ und er streckte die Hand gegen die Tiefe des Brunnen aus. „„Welcher Brief?““ fragte die Amme. „„Der Brief, den Ihr da unten seht: es ist der letzte Brief der Königin!““

„Bei diesem Worte bebte ich. Mein Erzieher, derjenige, welcher für meinen Vater galt, derjenige, welcher mir unabläßig Bescheidenheit und Demuth anempfahl, stand im Briefwechsel mit der Königin!

„„Der letzte Brief der Königin!““ rief Perronnette, ohne daß sie über etwas Anderes erstaunt zu sein schien, als darüber, daß sie den Brief im Grunde des Brunnen sah: „„ei! wie ist er denn dahin gekommen?““ „„Durch einen Zufall, Frau Perronnette, durch einen seltsamen Zufall. Ich gehe in mein Zimmer zurück, öffne die Thüre, das Fenster steht auch offen, es entsteht ein Luftzug, ich sehe ein Papier entfliegen, ich erkenne, daß dieses Papier der Brief der Königin ist, ich laufe ans Fenster, stoße einen Schrei aus, das Papier schwebt einen Augenblick in der Luft und fällt dann in den Brunnen.““ „„Nun!““ versetzte Frau Perronnette, „„wenn der Brief in den Brunnen gefallen ist, so ist es, als wäre er verbrannt, und da die Königin selbst alle ihre Briefe verbrennt, so oft sie kommt...““

„So oft sie kommt! die Frau, welche alle Monate kam, war also die Königin,“ unterbrach sich der Gefangene.

„Ja,“ machte Aramis mit dem Kopf.

„„Allerdings, allerdings,““ fuhr der alte Edelmann fort, „„doch dieser Brief enthielt Instructionen.

Wie soll ich es machen, um sie zu befolgen?"" „„Schreibt geschwinde an die Königin, erzählt ihr die Sache, wie sie vorgefallen ist, und die Königin wird Euch einen zweiten Brief für den letzten schreiben."" „„Oh! die Königin wird nicht an diesen Zufall glauben,"" sagte der gute Mann den Kopf schüttelnd, „„sie wird denken, ich habe den Brief, statt ihr denselben wie die anderen zurückzugeben, behalten wollen, um mir eine Waffe daraus zu machen. Sie ist so mißtrauisch und Herr von Mazarin so . . . Dieser Teufel von einem Italiener ist im Stande, uns beim ersten Verdacht vergiften zu lassen!""

Aramis lächelte und machte eine unmerkliche Bewegung mit dem Kopf.

„„Ihr wißt, Frau Perronnette, Beide sind so argwöhnisch in Beziehung auf Philipp.""

„Philipp ist der Name, den man mir gab," unterbrach sich der Gefangene.

„„Dann darf man nicht zögern,"" sprach Frau Perronnette, „„man muß Jemand in den Brunnen hinabsteigen lassen."" „„Ja, daß der, welcher das Papier zurückbringt, es beim Heraufsteigen liest."" „„Nehmen wir aus dem Dorf eine Person, die nicht lesen kann; so werdet Ihr ruhig sein."" „„Gut! wird aber derjenige, welcher hinabsteigt, nicht die Wichtigkeit eines Papieres errathen, für das man das Leben eines Menschen wagt? Doch Ihr habt mir einen Gedanken eingegeben, Frau Perronnette, ja, es wird Jemand in den Brunnen hinabsteigen, und dieser Jemand werde ich sein.""

„Ueber dieses Vorhaben fing jedoch Frau Perronnette dergestalt an zu schreien, weinend flehte sie den alten Edelmann so inständig an, daß er ihr versprach, er wolle eine Leiter aufsuchen, welche groß genug, daß man in den Brunnen hinabsteigen könne, während sie nach dem Pachthofe laufe, um einen entschlossenen Burschen aufzusuchen, dem man glauben mache, es sei ein

Juwel in den Brunnen gefallen, dieses Juwel sei in Papier eingewickelt, und da das Papier, bemerkte mein Erzieher, im Wasser auseinander gehe, so werde er sich nicht darüber wundern, daß man nichts, als den offenen Brief finde."

„„Der Brief hat vielleicht schon Zeit gehabt, sich zu verwischen,"" sagte Frau Perronnette. „„Gleichviel, wenn wir ihn nur bekommen. Geben wir den Brief der Königin zurück, so wird sie sehen, daß wir sie nicht verrathen, und folglich werden wir, da wir kein Mißtrauen bei Herrn von Mazarin erregen, nichts von diesem zu befürchten haben.""

„Als dieser Entschluß gefaßt war, trennten sie sich. Ich zog den Laden zu, und da ich sah, daß mein Erzieher in das Haus zurückzukehren sich anschickte, warf ich mich auf meine Polster mit einem Gesumme im Kopf, das durch Alles, was ich gehört, verursacht worden war.

„Mein Erzieher öffnete ein wenig die Thüre einige Secunden, nachdem ich mich auf meine Polster geworfen hatte, und da er glaubte, ich sei eingeschlafen, so machte er sie sachte wieder zu.

„Kaum war dies geschehen, als ich aufstand; ich horchte und vernahm das Geräusch von Tritten, die sich entfernten. Da kehrte ich zu meinem Laden zurück und sah meinen Erzieher und Frau Perronnette ausgehen.

„Ich war allein im Hause.

„Sie hatten nicht sobald die Thüre geschlossen, als ich, ohne mir die Mühe zu machen, durch das Vorhaus zu gehen, aus dem Fenster sprang und auf den Brunnen zulief.

„Dann neigte ich mich ebenfalls, wie sich mein Erzieher geneigt hatte.

„Etwas Weißliches, Leuchtendes zitterte in den schwankenden Kreisen des grünlichen Wassers. Dieser glänzende Gegenstand blendete mich und lockte mich an; meine Augen waren starr, ich keuchte; der Brunnen

zog mich ein mit seinem weiten Mund und seinem eisigen Athem; es kam mir vor, als läse ich im Grunde des Wassers feurige Buchstaben, auf das Papier geschrieben, das die Königin berührt hatte.

„Ohne zu wissen, was ich that, und belebt von einer von jenen instinktartigen Bewegungen, die den Menschen auf unheilvolle Abhänge fortstoßen, rollte ich das Ende des Ziehseils vom Balken ab und ließ den Eimer bis ungefähr auf drei Fuß Tiefe in das Wasser hängen, wobei ich mir sehr wehe that, um das kostbare Papier nicht zu verrücken, das seine weißliche Farbe gegen eine grünliche Tinte zu vertauschen anfing, ein Beweis, daß es untersank; dann glitt ich, ein Stück befeuchtete Leinwand in der Hand, in den Abgrund hinab.

„Als ich mich über dieser dunklen Wasserlache hängen sah, als ich den Himmel über meinem Kopf abnehmen sah, da bemächtigte sich meiner die Kälte, der Schwindel ergriff mich und machte meine Haare sich sträuben; aber mein Wille beherrschte Alles, Angst und Unbehagen. Ich erreichte das Wasser und tauchte rasch nieder, wobei ich mich mit einer Hand zurückhielt, während ich die andere ausstreckte und das kostbare Papier ergriff, das zwischen meinen Fingern entzwei riß.

„Ich verbarg die zwei Stücke in meinem Rock und kletterte, indem ich mir mit den Füßen an der Wand des Brunnen half und mich mit meinen Händen anhing, behende und in Eile zum Geländer hinauf, das ich, als ich es berührte, mit dem Wasser benetzte, welches vom ganzen unteren Theil meines Leibes herabrieselte.

„Sobald ich mit meiner Beute außerhalb des Brunnen war, lief ich in die Sonne, und ich erreichte den Hintergrund des Gartens, wo eine Art von Wäldchen war. Dahin wollte ich mich flüchten.

„Als ich den Fuß in mein Versteck setzte, klang die

Glocke, welche ertönte, wenn die große Thüre geöffnet wurde. Mein Erzieher kam nach Hause. Es war Zeit.

„Ich berechnete, daß mir zehn Minuten blieben, ehe er mich erreichte, wenn er errieth, wo ich war und geraden Weges zu mir kam; zwanzig Minuten, wenn er mich zu suchen sich bemühte.

„Das war genug, um den kostbaren Brief zu lesen, dessen zwei Bruchstücke ich rasch an einander hielt. Die Buchstaben fingen an sich zu verwischen; dessen ungeachtet gelang es mir, den Brief zu entziffern.“

„Und was habt Ihr gelesen, Monseigneur?“ fragte Aramis lebhaft interessirt.

„Genug Dinge, mein Herr, um zu glauben, der Diener sei ein Edelmann, und Perronnette, ohne gerade eine vornehme Dame zu sein, doch mehr als eine Magd, endlich daß ich einiger Maßen von hoher Geburt, da mich die Königin Anna von Oesterreich und der erste Minister Mazarin so angelegentlich empfahlen.

„Und was geschah?“ fragte Aramis.

„Es geschah,“ antwortete der junge Mann, „daß der von meinem Erzieher herbeigerufene Arbeiter nichts in dem Brunnen fand, nachdem er ihn in allen Richtungen durchwühlt hatte; mein Erzieher bemerkte, daß das steinerne Geländer ganz naß war; ich hatte mich nicht so gut getrocknet, daß Frau Perronnette nicht wahrnahm, meine Kleider seien ganz feucht; mich selbst endlich ergriff ein heftiges Fieber, verursacht durch die Kälte des Wassers und die Aufregung in Folge meiner Entdeckung, und mit diesem Fieber verband sich ein Delirium, in welchem ich Alles erzählte, so daß mein Hofmeister, durch meine eigenen Geständnisse geleitet, unter meinem Kopfkissen die zwei Bruchstücke des von der Königin geschriebenen Briefes fand.“

„Ah!“ rief Aramis, „nun verstehe ich.“

„Von da an ist Alles Vermuthung. Der arme Edelmann und die arme Frau wagten es ohne Zweifel nicht, das, was vorgefallen, geheim zu halten, schrieben

Heinrich IV. vorstellte; durch ein Geldstück mit dem Jahre 1612 mit dem Bildnisse von Ludwig XIII. Da nur zwei Jahre zwischen diesen zwei Geldstücken lagen, so nahm ich an, Ludwig XIII. müßte der Nachfolger von Heinrich IV. sein."

„Ihr wißt also, daß der letzte regierende König Ludwig XIII. war?"

„Ich weiß es," antwortete der junge Mann leicht erröthend.

„Nun wohl! das war ein Fürst voll guter Gedanken, voll großartiger Entwürfe, deren Ausführung immer wieder durch das Unglück der Zeiten und durch die Kämpfe verschoben wurden, die sein Minister Richelieu gegen den hohen Adel Frankreichs zu bestehen hatte. Er persönlich (ich spreche von Ludwig XIII.) war schwachen Charakters. Er starb noch jung und traurig."

„Ich weiß das."

„Lange war er von der Sorge um seine Nachkommenschaft in Anspruch genommen. Das ist eine schmerzliche Sorge für die Fürsten, für die es ein Bedürfniß, auf der Erde mehr als ein Andenken zurückzulassen, auf daß ihr Geist fortlebe, auf daß ihr Werk fortgehe."

„Ist König Ludwig XIII. ohne Kinder gestorben?" fragte lächelnd der Gefangene.

„Nein, aber er entbehrte lange des Glückes, zu haben; nein, aber lange glaubte er, er würde ganz sterben, und dieser Gedanke versenkte ihn in eine tiefe Verzweiflung, als plötzlich seine Frau, Anna von Oesterreich ..."

Der Gefangene bebte.

„Wußtet Ihr, daß die Frau von Ludwig XIII. Anna von Oesterreich hieß?" sagte Aramis.

„Fahret fort," sprach der Gefangene, ohne zu antworten.

„Als plötzlich," fuhr Aramis fort, „die Königin Anna von Oesterreich verkündigte, sie sei in andern Umständen. Die Freude war groß bei dieser Nachricht,

und alle Wünsche waren auf eine glückliche Entbindung gerichtet. Endlich am 5. September 1638 gebar sie einen Sohn."

Hier schaute Aramis den Gefangenen an und glaubte zu bemerken, er erbleiche.

„Ihr werdet," sprach Aramis, „Ihr werdet eine Erzählung hören, die wenige Leute zu dieser Stunde zu geben im Stande sind, denn diese Erzählung ist ein Geheimniß, das man mit den Todten gestorben oder im Abgrund der Beichte begraben wähnt."

„Und Ihr werdet mir dieses Geheimniß sagen?" versetzte der junge Mann.

„Oh!" erwiederte Aramis mit einem Ausdruck, in dem man sich nicht täuschen konnte, „ich glaube nichts zu wagen, wenn ich dieses Geheimniß einem Gefangenen anvertraue, der kein Verlangen hat, aus der Bastille herauszukommen."

„Ich höre, mein Herr."

„Die Königin gebar also einen Sohn. Als aber der ganze Hof bei dieser Kunde Freudenschreie von sich gegeben hatte, als der König den Neugeborenen seinem Volk und seinem Adel gezeigt und sich, um dieses glückliche Ereigniß zu feiern, heiter an die Tafel gesetzt hatte, da wurde die Königin, die allein in ihrem Zimmer geblieben war, zum zweiten Male von Geburtsschmerzen ergriffen und gebar einen zweiten Sohn."

„Oh!" versetzte der Gefangene, eine größere Belehrtheit verrathend, als die, welch er scheinbar hatte, „ich glaubte, Monsieur sei erst . . ."

Aramis hob den Finger auf und sprach:

„Wartet und laßt mich fortfahren."

Der Gefangene gab einen Seufzer der Ungeduld von sich und wartete.

„Ja," sprach Aramis, „die Königin hatte einen zweiten Sohn, den Frau Perronnette, die Hebamme, in ihren Armen empfing."

„Frau Perronnette!" murmelte der junge Mann.

„Man lief sogleich in den Saal, wo der König speiste, und unterrichtete ihn leise von dem, was vorging; er stand von der Tafel auf und eilte herbei. Diesmal war es aber nicht mehr Heiterkeit, was sein Gesicht ausdrückte, es war ein Gefühl, das dem Schrecken glich. Die Zwillingssöhne verwandelten in Bitterkeit die Freude, die ihm die Geburt eines einzigen Sohnes bereitet hatte, in Betracht, daß (was ich Euch nun sagen werde, wißt Ihr ohne Zweifel nicht), in Betracht, daß in Frankreich der Aelteste von den Söhnen nach dem Vater regiert."

„Ich weiß das."

„Und daß die Aerzte und die Rechtsgelehrten behaupten, man habe Grund, zu zweifeln, ob der Sohn, der zuerst aus dem Schooße seiner Mutter hervorgehe, der ältere durch das Gesetz Gottes und der Natur sei."

Der Gefangene gab einen unterdrückten Seufzer von sich und wurde weißer, als das Leintuch, unter dem er sich verbarg.

„Ihr begreift nun, daß der König, der sich mit so großer Freude in einem Erben hatte fortleben sehen, in Verzweiflung bei dem Gedanken sein mußte, er habe nun zwei, und derjenige, welcher so eben geboren worden, und der unbekannt war, werde vielleicht dem Andern, der zwei Stunden zuvor geboren und zwei Stunden zuvor anerkannt worden, dieses Altersvorrecht streitig machen. Dieser zweite Sohn konnte eines Tags, indem er sich mit den Launen oder den Interessen einer Partei waffnete, Uneinigkeit und Krieg im Königreich ausstreuen, und eben dadurch die Dynastie zerstören, die er hätte befestigen müssen."

„Oh! ich begreife, ich begreife," murmelte der junge Mann.

„Wohl!" fuhr Aramis fort, „das ist es, was man berichtet, das ist es, was man versichert; das ist es, warum einer von den beiden Söhnen von Anna von Oesterreich unwürdig getrennt von seinem Bruder, un-

würdig auf die Seite gebracht und zur tiefsten Dunkelheit verurtheilt, das ist es, warum dieser zweite Sohn verschwunden ist, und zwar so gut verschwunden ist, daß Niemand heute in Frankreich weiß, daß er gelebt hat, seine Mutter ausgenommen."

„Ja, seine Mutter, die ihn verlassen," rief der Gefangene mit dem Ausdruck der Verzweiflung.

„Ausgenommen," fuhr Aramis fort, „die Dame im schwarzen Kleide und mit den feuerfarbenen Bändern, und endlich ausgenommen ..."

„Euch ausgenommen, nicht wahr? Euch, der Ihr mir dies Alles erzählt, der Ihr in meiner Seele die Neugierde, den Haß, den Ehrgeiz und, wer weiß, vielleicht den Durst nach Rache erregt habt; Euch ausgenommen, mein Herr, der Ihr, wenn Ihr der Mann seid, den ich erwarte, der Mann, den mir das Billet verspricht, bei Euch haben müßt ..."

„Was?" fragte Aramis.

„Ein Portrait von König Ludwig XIV., der in diesem Augenblick auf dem Throne von Frankreich regiert."

„Hier ist das Portrait," erwiederte der Bischof. Und er reichte dem Gefangenen ein ausgezeichnetes Email, worauf Ludwig XIV. stolz, schön und so zu sagen lebendig erschien.

Der Gefangene ergriff mit Begierde das Portrait und heftete seine Augen auf dasselbe, als hätte er es verschlingen wollen.

„Und nun, Monseigneur," sagte Aramis, „hier ist ein Spiegel."

Aramis ließ dem Gefangenen Zeit, seine Ideen wieder zu verknüpfen.

„So hoch! so hoch!" murmelte der junge Mann, das Portrait von Ludwig XIV. und sein eigenes im Spiegel erscheinendes Bild mit dem Blicke verschlingend.

„Was denkt Ihr davon?" fragte Aramis.

„Ich denke, daß ich verloren bin, daß mir der König nie verzeihen wird," antwortete der Gefangene.

„Und ich frage mich," fügte der Bischof, indem er auf den Gefangenen einen von Bedeutung glänzenden Blick heftete, bei, „ich frage mich, welcher von Beiden der König sei, derjenige, welchen dieses Portrait darstellt, oder der, welchen der Spiegel wiederstrahlt."

„Der König, mein Herr, ist derjenige, welcher auf dem Throne sitzt," erwiederte traurig der junge Mann, „es ist derjenige, welcher sich nicht im Gefängniß befindet und im Gegentheil die Andern hineinbringen läßt. Das Königthum ist die Macht, und Ihr seht wohl, daß ich ohnmächtig bin."

„Monseigneur," sprach Aramis mit einer Ehrfurcht, die er bis jetzt noch nicht bezeigt hatte, „der König, gebt wohl hierauf Acht, wird, sobald Ihr wollt, derjenige sein, der, wenn er das Gefängniß verläßt, sich auf dem Throne zu halten weiß, auf den ihn Freunde setzen werden."

„Mein Herr, führet mich nicht in Versuchung," entgegnete der Gefangene mit Bitterkeit.

„Monseigneur, werdet nicht schwach," sprach Aramis mit beharrlicher Kraft. „Ich habe alle Beweise Eurer Geburt gebracht; zieht sie zu Rathe, beweiset Euch selbst, daß Ihr ein Königssohn seid, und dann lasset uns handeln."

„Nein, nein, es ist unmöglich."

„Wofern es nicht," versetzte Aramis ironisch, „wofern es nicht im Geschicke Eures Geschlechtes liegt, daß die vom Throne ausgeschlossenen Prinzen lauter Prinzen ohne Werth und ohne Ehre sind, wie Herr Gaston von Orleans, Euer Oheim, der zehnmal gegen König Ludwig XIII., seinen Bruder, conspirirte."

„Mein Oheim Gaston von Orleans conspirirte gegen seinen Bruder!" rief der Prinz erschrocken; „er conspirirte, um ihn zu entthronen?"

„Ja, Monseigneur, aus keinem andern Grunde."

„Was sagt Ihr mir da, mein Herr?“

„Die Wahrheit.“

„Und er hatte Freunde, die ihm . . . ergeben?“

„Wie ich Euch.“

„Nun! was that er? er scheiterte.“

„Er scheiterte, doch immer durch seine Schuld, und nicht, um sein Leben, denn das Leben des Bruders des Königs ist heilig, unverletzlich, sondern um seine Freiheit zu erkaufen, opferte Euer Oheim das Leben aller seiner Freunde hinter einander. Er ist auch heute die Schmach der Geschichte und die Verwünschung von hundert edlen Familien dieses Königreichs.“

„Ich begreife, mein Herr, und durch Schwäche oder durch Verrath tödtete mein Oheim seine Freunde?“

„Durch Schwäche, was bei den Fürsten immer ein Verrath ist.“

„Kann man nicht auch durch Unwissenheit, durch Unfähigkeit scheitern? Glaubt Ihr denn, es sei einem armen Gefangenen, wie mir, der ich nicht nur entfernt vom Hofe, sondern entfernt von der Welt erzogen worden bin, möglich, diejenigen von seinen Freunden zu unterstützen, die ihm zu dienen versuchen würden?“

Und als Aramis antworten wollte, rief der junge Mann plötzlich mit einer Heftigkeit, welche die Stärke des Blutes verrieth:

„Wir sprechen hier von Freunden! aber durch welchen Zufall sollte ich Freunde haben, ich, den Niemand kennt, und der ich, um mir zu machen, weder Freiheit, noch Geld, noch Macht habe!“

„Mir scheint, ich habe die Ehre gehabt, mich Eurer Königlichen Hoheit anzubieten.“

„Oh! nennt mich nicht so, mein Herr, mir scheint, das ist ein Hohn oder eine Barbarei. Laßt mich nicht an etwas Anderes denken, als an die Mauern des Gefängnisses, das mich einschließt; laßt mich meine Sklaverei und meine Dunkelheit lieben oder wenigstens ertragen.“

„Monseigneur! Monseigneur! wenn Ihr mir noch einmal diese muthlosen Worte wiederholt, wenn Ihr, nachdem Ihr den Beweis Eurer Geburt gehabt, arm an Geist, Athem und Willen bleibt, so nehme ich Euren Wunsch an, ich verschwinde, ich verzichte darauf, dem Herrn zu dienen, dem ich so eifrig und glühend mein Leben und meine Unterstützung zu widmen beabsichtigte."

„Mein Herr!" rief der Prinz, „wäre es nicht, ehe Ihr mir Alles sagtet, was Ihr gesagt, besser gewesen, wenn Ihr überlegt hättet, daß Ihr mir das Herz auf immer gebrochen?"

„So wollte ich es machen, Monseigneur."

„Mein Herr, mußtet Ihr, um mir von Größe, von Macht, von Königthum sogar zu sprechen, ein Gefängniß wählen? Ihr wollt mich an den Glanz glauben machen, und wir verbergen uns in der Nacht; Ihr preiset mir den Ruhm, und wir ersticken unsere Worte unter den Vorhängen dieses elenden Bettes; Ihr laßt mich in der Ferne eine Allmacht erschauen, und ich höre den Tritt des Kerkermeisters in der Flur, diesen Tritt, der Euch mehr als mich zittern macht. Soll ich etwas weniger ungläubig sein, so bringt mich aus der Bastille heraus; gebt meiner Lunge Luft, meinen Füßen Sporen, meinem Arm ein Schwert, und wir werden anfangen, uns zu verständigen."

„Es ist meine Absicht, Euch dies Alles und mehr noch zu geben. Doch es fragt sich: wollt Ihr es, Monseigneur?"

„Höret mich weiter, mein Herr," unterbrach der Prinz. „Ich weiß, daß Wachen in jeder Gallerie, Riegel an jeder Thüre, Kanonen und Soldaten bei jeder Barrière sind. Womit werdet Ihr die Wachen besiegen, die Kanonen vernageln? Womit werdet Ihr die Riegel und die Barrièren zerbrechen?"

„Monseigneur, wie ist Euch das Billet zugekommen, das Ihr gelesen und das Euch meine Erscheinung verkündigte?"

„Man besticht einen Schließer für ein Billet.“

„Besticht man einen Schließer, so kann man auch zehn bestechen.“

„Wohl! ich gebe zu, daß es möglich ist, einen armen Teufel von einem Gefangenen aus der Bastille herauszubringen, gut zu verbergen, daß ihn die Leute des Königs nicht wieder erwischen, möglich auch, diesen Unglücklichen auf entsprechende Weise in einem unbekannten Asyl zu nähren...“

„Monseigneur!“ versetzte Aramis lächelnd.

„Ich gebe zu, daß der, welcher dies für mich thäte, schon mehr als ein Mensch wäre; da Ihr aber sagt, ich sei ein Prinz, ein Bruder des Königs, wie werdet Ihr mir den Rang und die Stärke geben, die mir meine Mutter und mein Bruder entzogen haben? Wie werdet Ihr mich, da ich ein Leben der Kämpfe und der Gehässigkeiten hinbringen soll, zum Sieger in diesen Kämpfen und unverwundbar für meine Feinde machen? Ah! mein Herr, bedenkt doch: werft mich morgen in eine finstere Höhle, in die Tiefe eines Gebirges; bereitet mir die Freude, daß ich in Freiheit das Geräusch des Flusses und der Ebene hören, in Freiheit die Sonne am Azurhimmel oder die vom Sturm gepeitschten Wolken sehen kann, das ist genug. Versprecht mir nicht mehr, denn Ihr könnt mir in der That nicht mehr geben, und es wäre ein Verbrechen, mich zu täuschen, da Ihr Euch meinen Freund nennt.“

Aramis hörte beständig stillschweigend zu.

„Monseigneur,“ sagte er, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, „ich bewundere den so richtigen und festen Sinn, der Euch diese Worte dictirt; ich bin glücklich, meinen König errathen zu haben.“

„Abermals! ah! habt Mitleid!“ rief der Prinz, indem er seine eisigen Hände an seine mit glühendem Schweiß bedeckte Stirne preßte, „gönnt mir meine Ruhe, ich habe nicht nöthig, König zu sein, um der glücklichste der Menschen zu sein.“

„Und ich, Monseigneur, ich habe nöthig, daß Ihr ein König für das Glück der Menschheit seid.“

„Ah!“ versetzte der Prinz mit einem neuen durch dieses Wort erregten Mißtrauen; „ah! was hat denn die Menschheit meinem Bruder vorzuwerfen?“

„Ich vergaß, zu sagen, Monseigneur, daß Ihr, wenn Ihr Euch durch mich leiten zu lassen die Gnade haben wollt und der mächtigste Fürst der Erde zu werden einwilligt, den Interessen aller Freunde gedient haben werdet, die ich dem Erfolge unserer Sache widme, und diese Freunde sind zahlreich.“

„Zahlreich?“

„Noch weniger, als mächtig.“

„Erklärt Euch.“

„Unmöglich; ich werde mich, das schwöre ich vor Gott, der mich hört, an dem Tage erklären, wo ich Euch auf dem Throne von Frankreich sitzen sehe.“

„Aber mein Bruder?“

„Ihr werdet über sein Schicksal gebieten. Beklagt Ihr ihn?“

„Ihn, der mich in einem Kerker sterben läßt?“ „Nein, ich beklage ihn nicht.“

„Gut! gut!“

„Er konnte selbst in dieses Gefängniß kommen, mich bei der Hand nehmen und zu mir sagen: „„Gott hat uns geschaffen, daß wir uns lieben, nicht daß wir uns bekämpfen. Ich komme zu Euch. Ein rohes Vorurtheil verdammte Euch, in der Dunkelheit, fern von allen Menschen, aller Freuden beraubt zu sterben. Ich will Euch neben mir sitzen lassen; ich will Euch das Schwert unseres Vaters an die Seite hängen. Werdet Ihr diese Nähe benützen, um mich zu ersticken oder mir Gewalt anzuthun? Werdet Ihr dieses Schwert gebrauchen, um mein Blut zu vergießen?““ „„Oh! nein,““ hätte ich ihm geantwortet; „„ich betrachte Euch als meinen Retter und werde Euch als meinen Herrn ehren. Ihr gebt mir viel mehr, als mir Gott gegeben.

Durch Euch habe ich die Freiheit, durch Euch habe ich das Recht, zu lieben und auf dieser Welt geliebt zu sein.""

„Und Ihr hättet Wort gehalten, Monseigneur?"

„Oh! bei meinem Leben!"

„Während nun . . ."

„Während nun, da ich Schuldige zu bestrafen habe . . ."

„Auf welche Art, Monseigneur?"

„Was sagtet Ihr von der Aehnlichkeit, die mir Gott mit meinem Bruder gegeben?"

„Ich sage, in dieser Aehnlichkeit liege ein Fingerzeig der Vorsehung, den der König nicht hätte müssen aus der Acht lassen; ich sage, Eure Mutter habe ein Verbrechen dadurch begangen, daß sie verschieden dem Glücke und dem Vermögen nach diejenigen gemacht, welche die Natur so ähnlich in ihrem Schooße geschaffen, und ich schließe, daß die Strafe nichts Anderes sein muß, als die Wiederherstellung des Gleichgewichts."

„Dies bedeutet . . ."

„Daß, wenn ich Euch je Euren Platz auf dem Throne Eures Bruders gebe, Euer Bruder den Eurigen in Eurem Gefängniß einnehmen wird."

„Ach! man leidet sehr im Gefängniß! besonders wenn man so lange aus dem Becher des Lebens getrunken hat."

„Es wird Eurer Königlichen Hoheit stets frei stehen, zu thun, was sie will, sie wird, wenn es ihr gut dünkt, verzeihen, nachdem sie bestraft hat."

„Gut. Und wißt Ihr nun Eines, mein Herr?"

„Sprecht, mein Prinz."

„Daß ich nur noch etwas von Euch außer der Bastille anhören werde."

„Ich war im Begriff, Eurer Königlichen Hoheit zu sagen, ich werde nur noch einmal die Ehre haben, sie zu sehen."

„Wann dies?"

„An dem Tage, wo mein Fürst aus diesen schwarzen Mauern hervorgehen wird.“

„Gott höre Euch! Wie werdet Ihr mich benachrichten?“

„Dadurch, daß ich Euch hier abhole.“

„Ihr selbst?“

„Mein Prinz, verlasset diese Stube nur mit mir, oder wenn man Euch in meiner Abwesenheit Zwang anthut, so erinnert Euch, daß dies nicht von mir herrührt.“

„Also kein Wort mit irgend Jemand, wenn nicht mit Euch?“

„Wenn nicht mit mir.“

Aramis verbeugte sich tief; der Prinz reichte ihm die Hand und sprach mit einem Ton, der aus dem Herzen hervorkam:

„Mein Herr, ich habe Euch ein letztes Wort zu sagen. Habt Ihr Euch an mich gewendet, um mich ins Verderben zu bringen, seid Ihr nur ein Werkzeug in den Händen meiner Feinde gewesen, entspringt aus unserer Unterredung, in der Ihr mein Herz erforscht habt, für mich etwas Schlimmeres, als die Gefangenschaft, das heißt der Tod, nun! so seid gesegnet, denn Ihr habt meine Leiden geendigt, und auf die fieberhaften Qualen, von denen ich seit acht Tagen verzehrt werde, die Ruhe folgen gemacht.“

„Monseigneur, wartet, um mich zu beurtheilen.“

„Ich habe gesagt, ich segne Euch und verzeihe Euch. Seid Ihr im Gegentheil gekommen, um mir den Platz zu geben, den mir Gott in der Sonne des Glückes und des Ruhmes bestimmt hatte, kann ich durch Eure Hülfe im Andenken der Menschen leben und meinem Geschlechte durch einige Großthaten oder durch einige meinen Völkern geleistete Dienste Ehre machen, erhebe ich mich vom untersten Rang, wo ich hinschmachte, zum Gipfel der Ehre, unterstützt durch Eure edle Hand, dann Euch, den ich segne und dem ich danke, die Hälfte

meiner Macht und meines Ruhmes! Ihr werdet noch zu wenig belohnt sein, Euer Theil wird unvollständig sein, denn nie wird es mir gelingen, mit Euch all das Glück zu theilen, das Ihr mir gegeben."

„Monseigneur!" sagte Aramis, bewegt von der Bläſſe und dem Erguß des jungen Mannes, „der Adel Eures Herzens erfüllt mich mit Freude und Bewunderung. Es ist nicht an Euch, mir zu danken, es ist an den Völkern, die Ihr glücklich machen, es ist an Euren Nachkommen sein, die Ihr verherrlichen werdet. Ja, ich werde Euch mehr als das Leben gegeben haben, ich werde Euch die Unsterblichkeit geben."

Der junge Mann reichte Aramis die Hand, dieser kniete nieder und küßte sie.

„Ah!" rief der Prinz mit einer reizenden Bescheidenheit.

„Es ist das die erste Huldigung, unserem zukünftigen König dargebracht," sprach Aramis. „Sehe ich Euch wieder, so sage ich: Guten Morgen, Sire!"

„Bis dahin," rief der Prinz, indem er seine weißen, abgemagerten Finger an sein Herz drückte, „bis dahin keine Träume, keine Stöße meinem Leben mehr, es würde zerbrechen! Oh! mein Herr, wie klein ist mein Gefängniß und wie niedrig sind diese Fenster! wie eng sind diese Thüren! Wie konnten so viel Stolz, so viel Glanz, so viel Glückseligkeit hier hereinkommen und hier aushalten!"

„Eure Königliche Hoheit macht mich stolz, da sie behauptet, ich habe ihr dies Alles gebracht," sagte Aramis.

Er klopfte sogleich an die Thüre.

Der Schließer öffnete mit Baisemeaux, der, von Unruhe und Furcht verzehrt, unwillkührlich an der Stubenthüre zu horchen anfing.

Zum Glück hatte weder der eine, noch der andere von den Redenden die Stimme, selbst bei den Ergüssen Leidenschaft, zu dämpfen zu vergessen.

„Welch eine Beichte!“ sagte der Gouverneur, indem er zu lachen versuchte; „sollte man je glauben, ein Eingesperrter, ein beinahe todter Mensch habe so zahlreiche und so lange Sünden begangen!“

Aramis schwieg. Es drängte ihn, aus der Bastille hinaus zu kommen, wo das Geheimniß, das auf ihm lastete, das Gewicht der Mauern verdoppelte.

Als sie wieder bei Baisemeaux waren, sagte Aramis:

„Sprechen wir von Geschäften, mein lieber Gouverneur.“

„Ach!“ seufzte Baisemeaux.

„Ihr habt von mir einen Schein für hundert und fünfzig tausend Livres zu verlangen,“ sprach Aramis.

„Und das erste Drittel der Summe zu bezahlen,“ fügte abermals seufzend der Gouverneur bei.

„Hier ist Eure Quittung,“ sprach Aramis.

„Und hier das Geld,“ erwiederte Baisemeaux mit einem dreifachen Seufzer.

„Der Orden hat mir nur gesagt, ich soll eine Quittung für fünfzig tausend Livres geben, er hat mich nicht beauftragt, Geld in Empfang zu nehmen. Gott befohlen, Herr Gouverneur,“ sprach Aramis.

Und er entfernte sich und ließ Baisemeaux gleichsam erstickt durch das Erstaunen und die Freude über dieses so großartig durch den außerordentlichen Beichtvater der Bastille gemachte königliche Geschenk zurück.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Der Graf von Bragelonne oder: Zehn Jahre nachher Zweite Fortsetzung der '
drei Musketiere'

Bd.: 29/32

Stuttgart 1849

L.eleg.g. 16 t-2,8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10572975-4